# Doppelleben

Wilhelm Jensen



# Doppelleben

Ein Roman in zwei Büchern

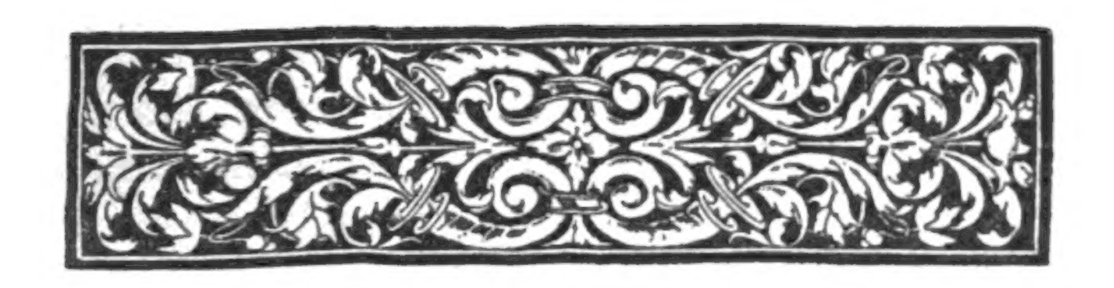
von

**Wilhelm Jensen.**

**Erster Band.**



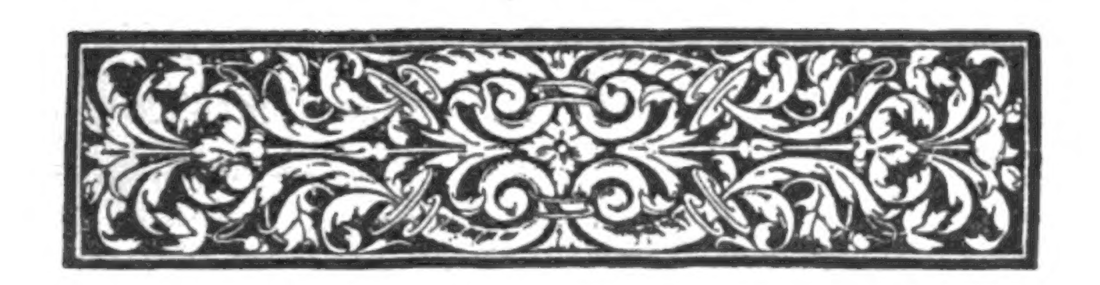
Leipzig,
Verlag von Carl Reißner
1890.



# Erstes Capitel.

Es kommen Stunden und Tage der Schwermuth, der Traurigkeit, scheinbar ohne Anlaß. Aber sie sind da, wie ein blauer Himmel sich ohne Wind und Wolken manchmal rasch in einförmig bleiernes Grau umwandelt. Und wie ein großer, trüber Strom durch weite nebelnde Ebene, kommt die Traurigkeit daher, und ihre Wasser ziehen mit sich, wen sie unmächtig finden, ihm Widerstand zu leisten.

So kehrt sie auf ihrem Wandergange über die Erde allerorten ein, in niederen und armen Häusern, wie in vornehmen und reichen. Doch läßt sie sich in den ersteren zumeist seltener und nur flüchtiger nieder. Es wird ihr weniger Platz darin angeboten, denn die Bewohner haben nicht Zeit, ihr lange Gehör zu leihen. Die Bedürfnißnöthigung des Lebens, die Thätigkeitspflicht sind ihre Gegnerinnen, vergönnen ihr nur kurzen Eintritt und scheuchen sie wieder davon, eh sie sich sicheres Hausrecht aneignen gekonnt.



# Erstes Capitel.

Es kommen Stunden und Tage der Schwermuth, der Traurigkeit, scheinbar ohne Anlaß. Aber sie sind da, wie ein blauer Himmel sich ohne Wind und Wolken manchmal rasch in einförmig bleiernes Grau umwandelt. Und wie ein großer, trüber Strom durch weite nebelnde Ebene, kommt die Traurigkeit daher, und ihre Wasser ziehen mit sich, wen sie unmächtig finden, ihm Widerstand zu leisten.

So kehrt sie auf ihrem Wandergange über die Erde allerorten ein, in niederen und armen Häusern, wie in vornehmen und reichen. Doch läßt sie sich in den ersteren zumeist seltener und nur flüchtiger nieder. Es wird ihr weniger Platz darin angeboten, denn die Bewohner haben nicht Zeit, ihr lange Gehör zu leihen. Die Bedürfnißnöthigung des Lebens, die Thätigkeitspflicht sind ihre Gegnerinnen, vergönnen ihr nur kurzen Eintritt und scheuchen sie wieder davon, eh sie sich sicheres Hausrecht aneignen gekonnt.

Doch in manchen Räumen, wo man sie nicht vermuthet, ist sie ein ungemeldet häufiger, ein dauernd-heimischer Gast. Zuweilen stellt sie sich dort schon in der Morgenfrühe ein, aber am liebsten kommt sie und klopft mit leiser Hand an hohe, spiegelnde Fensterscheiben, wenn die Sonne schräg zum abendlichen Untergang herabsteigt. Dann weiß sie, daß ihr der Zulaß bereitet ist, und sie tritt auf den rothen Strahlen herein und geht mit diesen langsam über goldene Rahmen und schwer fallende Prunkstoffe, über tausend glitzernde, beneidete Kostbarkeiten des reichen Zimmerraumes. Und wie dies schweigsame Licht mit seiner stummen Begleiterin darüber hin geht, nehmen all' die glänzenden wichtigen Dinge einen leeren, nichtigen Gesichtsausdruck an.

In manches ihr altvertraute Fenster schaut die lautlose, vieläugige Erdumwandlerin zu gleicher Zeit. Ihr Blick kann auf Allem ruhen, was dem Menschensinne schön, inhaltsvoll und begehrenswerth erscheint. Auf stillen Bücherreihen in alten abgeblaßten Einbänden; auf einem Gemälde, das die Künstlerhand vollendet; auf dem Blatt, über das die Feder des Gelehrten, des Dichters fortgleitet; sogar auf blühenden, lieblichen Kinderzügen mit lachenden Lippen und Augen, und auch sie werden dann vor dem Gesicht, das sich ihnen zuwendet, von dem nichtigleeren Ausdruck wie von einer Todesfarbe überflossen.

Warum? Der Blick weiß es nicht, er empfindet

nur daß es so ist. Sie ist da, die schweigsame Versucherin, und in welchen Räumen verschiedenster Art sie einkehrt, sie ist überall die nämliche, die Unzulänglichkeit des Lebens. Oder besser, sie ist das Leben selbst mit doppeltem Antlitz; das eine rückgewendet auf die Hoffnungen, die Träume, die duftumschleierte Verheißung seines Beginns, das andere auf der Erfüllung haftend, der Gegenwart und der Zukunft. Die beiden Gesichter rücken zusammen, doch wie sie sich übereinander zu legen suchen, decken sie sich nicht. Wechselseitig wandeln sie sich zu einem Gebild mit verzerrt durcheinander rinnenden Zügen um, und wie ein großer, trüber Strom durch nebelnde Ebene kommt die Traurigkeit ohne Wort, fast ohne Gedanken, und breitet ihr zitterndes Wellenspiel darüber hin.

* * *

An den fast unabsehbar langen Uferbollwerken, Quadermauern, Brücken der großen Handelsstadt dagegen geht es auf dem breitwallenden Strom laut, lärmend, lustig zu. Hundert Ruder kleiner, hurtigbeweglicher Jollen blitzen und spritzen, tummeln wie ein Entenschwarm durcheinander. Auch die Stimmen überschreien sich wie ein Geschnatter; Sprachen, absonderlicher Tonfall, Kraftworte aller Völkerzungen. Ein Geruch von Theer, Kautabak, Thran, Brackwasser, faulenden Fischen und übleren Dingen füllt die Luft.

Es ist kein Parfumduft, wie das Aufgemengsel umher keine Salonconversation, und es fällt im Durchschnitt rathsam, daß die Nasen und Ohren feiner Damen sich nicht hierher verirren. Eine Brandung ist's, die unablässig auswirft; viel Interessantes, Fremdartiges, Farbenprächtiges. Aber man weiß nicht, was im nächsten Augenblicke kommt, und die zarte weibliche Empfindung thut wohl daran, sich in der Befürchtung des Schlimmen fernzuhalten.

Taue knarren, Ankerspinde rasseln; in dem Getümmel laufen Schiffe aus und landen an. Die letztern bergen in ihren tiefen Bäuchen tausend der Menschheit unentbehrliche und begehrlich erharrte Dinge. Monate lang haben schon die Töchter des alten Okeanos lüstern an den muschelüberkrusteten Rumpfbrettern gewittert, was hinter diesen in den Kisten, Fässern und Ballen enthalten sei, haben mit ihren weichen Fingern, in denen die Tigerkrallen lauern, sich hindurch zu graben versucht. Manchmal mag es ihnen gelungen sein; die Schiffsnachrichten bringen zuweilen eine kurze Mittheilung: „Die Bark — der Dampfer — die Schoonerbrigg Soundso, Capitän Soundso, mit Ladung von Singapore, Melbourne, Bahia abgegangen, ist bis heut' nicht eingelaufen. Man weiß seit drei — fünf — sieben Monaten nichts von ihr." Dann wissen es gemeiniglich die weißbusigen Meerkatzen genau und haschen sich die bunten Seltsamkeiten in lustigem Spiel an einem sonnenglühenden Geklipp aus den Händen.

Vielleicht treiben sie dazwischen auch allerhand Possen mit einem weißen Gesicht, heben es auf und nieder und flechten ihm nach Mädchenart rothen Korallenkranz in's blonde oder dunkle Haar.

Die jetzt, in Raaen und Wanten, an der Ruderpinne und Ankerkette des anlegenden Schiffes hantirend, heimkommen, denken nicht dran, was hätte sein können. Es ist nicht ihre Art, Gedanken weit vorauf zu schicken und noch weniger rückwärts. Sie sind lebendig da, für zwei Wochen, höchstens drei oder vier, auf dem festen Lande, und sie werden die Frist dieser Lebensstunden genießen. Alles in ihnen hegt den Vorsatz dazu und ihre Tasche die Mittel. Vielleicht klappert und klimpert die Heuer eines halben Jahres darin, drückt fast beängstigend mit ihrer Schwere auf die Gliedmaßen drunter. Die See hatte keine Kneipen und Tanzböden, oder wenigstens waren die Sängerinnen fischblütige Geschöpfe und die Schenkmädchen dumme Dirnen, die nichts als ungebranntes Wasser für den Durst feil hielten. Und es war ein häßliches Walzen und Wirbeln mit ihnen; wenn man sie um den Leib fassen wollte, wurden sie zu einer Quelle und quirlten dem Genarrten salzigen Schaum über die Lippen. Hier, da drüben hinter den glimmernden Wirthsschildern, in den angerauchten Schenkstuben sind sie anders, keine wasserfrostigen Fabelwesen, sondern Wirklichkeit von Fleisch und Blut. Man hat etwas in der Hand, wenn man sie herumschwenkt, ein lachendes, rothblütiges, durch die Wimpern blitzendes

Menschenkind. Sie sind der Freigebigkeit zugethan und tragen dabei Augen im Kopf für ein frisches, keckes Gesicht, für eine kräftige Gestalt in flotter, sauberer Matrosentracht. Vermuthlich wird es nach Landesart ein blonder Schatz sein, den die nächste Zukunft ihm vorbehält — einen Moment gehen seine Gedanken über weite, öde Wasserwüsten zu ihrer letzten Vorgängerin in die heißen Lüfte des tropischen Gürtels zurück. Das schwarze Haar im Nacken fluthend, ihn mit flammenden dunkelgestirnten Augen anblickend, steht sie vor ihm, ihn noch einmal zum Abschied fest, fieberhaft umklammernd. In der Sprache, die er für das Nothwendigste von ihr gelernt, fragt sie: „Wann kommst Du wieder?" — „So bald's wird, Kind!" — „Und bleibst Du mir treu?" — „Natürlich, für ewig!" Wie er's antwortet, glaubt er's selbst und daß die Planke ihn binnen Kurzem wieder dorthin zurückbringt. Doch es ist anders gekommen, er konnt's nicht ändern, denn der Rheder bestimmt die Fahrt, nicht er. Natürlich wär' er ihr sonst treu geblieben, aber unter den andern Umständen muß er natürlich auch einen andern Schatz haben. Er ist ja — zum Glück — nicht mit ihr verheirathet und sie nicht mit ihm. Doch teufelsmäßig hübsch war sie, Staat und Neid mit ihr zu machen; ihre blonde Nachfolgerin wird's schwer haben. Na, sein Nachfolger auch bei ihr, denkt er, seinen Jackenumschlag sich vom gebräunten Hals herunterziehend; so gleicht's sich aus. Weiter

denkt er nichts, als daß ihn gottlob kein Zwang und keine Pflicht bindet. Was die feineren Leute Moral benennen — auch sein Capitän würde es wahrscheinlich thun — bekümmert ihn nicht. Umstände verändern die Sache, und Leben und Jugend wollen ihr Recht. Die Natur hat ihm warmes Blut gegeben, das leicht über das schwerfällige Urtheil Anderer hinweghüpft. Er ist keiner von den Schlechten, besitzt redlichen Sinn, ein wackres Herz. Aber es ist nach Liebe bedürftig, er muß ihm genug thun, und Freudigkeit leuchtet hell aus seinen blauen Augen, wie er auf die Häuser am Hafenrand hinüberblickt, in denen irgendwo der Gegenstand seiner Erwartung, die Entschädigung für das lange, tiefeintönige Treiben in Wind und Welle verweilt.

Und mit der lebendigen Bemannung des Schiffes ist auch die Ladung da, nach der die begehrlichen weißen Wasserhände sich diesmal vergeblich die Nägel abgestumpft. Sie haben den erhofften Fang Menschenkindern lassen müssen, besonders Menschentöchtern, die nicht minder begehrlich drauf harren. Das Meiste kommt freilich aus dem dunklen Raum, in den es „drüben" hinuntergestaut worden, unerkennbar herauf. Holz und Sackleinwand halten es farblos eingeschnürt, dem äußern Anschein nach könnte es ebensowohl aus den Werkstätten, den Fabriklagern der Nachbarstadt kommen. Nur geht von den Kisten und Ballen, wie die Kindernasen heimlich daran schnuppern, ein andrer,

fremdartiger Geruch aus, süß, würzig, aufregend. Oder ist es Einbildung? Sie thut viel, das Meiste im Leben, macht Glück und Leid; man weiß nicht, ob sie eine gütige oder hämische Begleiterin auf der Erdenwanderung ist. Hier lacht sie jedenfalls freundlich und zeigt den neugierig angespannten Blicken die verhüllten Schätze der fernen Küsten für Mund und Augen noch wundervoller, als sie in Wirklichkeit sind. Aber wenn sie auferstehn und ihre Wanderschaft durch die Gassen antreten, werden sie überall Freudigkeit mit sich bringen, in armen und in reichen Häusern. Das Herz der vornehmen Kaufherrntochter wird bei dem ersten Umlegen des kostbaren indischen Shawls schneller klopfen von der Gewißheit, am Abend die Bewunderung und den Neid ihrer Freundinnen zu erregen, und der Schlag in der Brust der kleinen Nähterin ihr darin begegnen, daß er sich hurtiger bei dem Gedanken bewegt, sie werde dem Liebsten in dem zierlichen Calicostoff gefallen, den ihre Hand sich zum Kleide umschafft. Es ist so weite Verschiedenartigkeit der beiden Herzschläge, wie derer, die sie empfinden, aber beide sind freudige, und die macht das Glück des Augenblicks, das keine Beweggründe auf die Wage legt.

Auch Glück des Augenblicks, lauter Jubel einer Jungensrotte, die mit abgerissenen Büchern und zersplissenen Schiefertafeln unter'm Arm unweit her aus der Nachmittagsschule geströmt sind und in corpore einen Umweg zum Gaffen, möglicherweise zum Raffen

an den Hafen machen. Sie kommen im rechten Augenblick; ein Matrose befördert auf der Schulter ein paar wirkliche Meerkatzen an's Land, ein anderer hinter ihm einen Papagey. Die Affen halten sich fest an die Jacke ihres Trägers und sehen sich scheu in der fremden Welt um; der grau und roth schillernde Vogel bekümmert sich nicht um den Unterschied der Erdtheile, sondern ruft unablässig schrillstimmig hier wie er es dort gethan: „Juanita! Juanita!“ — „De hett em Sucker gewen,“ lacht sein breitmäulig grinsender Besitzer: „töv man, du schast bald ‚Johanna‘ ropen lehren!“ Auch die Buben lachen, sie sind Sprößlinge des großen Welthafens und verstehen früher und mehr, als ihre einfältigen Altersgenossen in kleinen Orten. Doch ein Gelärm lenkt ihre Gedanken und Augen ab. Auf der Ausladebrücke ist ein Faß, hart aufschlagend, vom Karren gestürzt, der Deckel zersprungen, und ein gelber Orangenstrom kollert draus hervor. Das Meiste fangen die hinzuspringenden Schiffsarbeiter auf, aber ein halbes Dutzend rollt und purzelt durch die Lücken des Geländers nieder. Der Capitän fuhrwerkt pflichtgemäß mit donnerndem Scheltbaß drein, doch ist der Schaden nicht allzugroß — in Brasilien hätte er sich nicht danach umgesehn — und er kann sich nicht enthalten, hinterdrein zu lachen: „Na, Kröten, wer will Apfelsinen?“ Es ist unglaublich, wie schnell zwei von den Rangen sich sämmtliche Kleidungsstücke vom Leibe heruntergerissen haben und gleichzeitig mit einem

Doppelplatsch drunten im Wasser liegen. Sie schwimmen wie Ratten, tauchen, balgen sich um die goldenen Bälle, entern, jeder die erbeutete Hälfte derselben in den Armbug klemmend und mit den Zähnen haltend, erstaunlich behend an Ringen und Gebälkvorsprüngen wieder herauf. Auf dem Hinterdeck eines nahbelegenen, fremdländisch anmuthenden Zweimasters steht ein kleines Mädchen und sieht mit großen, schwarzen Augensternen gespannt dem Ringen und Haschen der im dunklen Gewässer auf und nieder tauchenden hellen Knabengestalten zu. Es ist sichtlich auch eine Südfrucht, heut' noch klein und unscheinbar, aber wenn sie einmal zur Süße gereift ist, da werden die großgewachsenen Jungen sich noch in ganz anderer Weise um sie katzbalgen und raufen. Unweit von ihr kauert auf dem Deck, etwas in einer verbeulten Pfanne schmorend, eine alte überreife Frucht vom selben Stamm, verrunzelt und eingedörrt. Doch die Züge kennzeichnen sie noch als die Mutter, von der Glutsonne ihrer Heimath früh abgewelkt. Trotz ihrem hexenhaften Aussehen mag sie kaum über dreißig Jahre zählen, wird muthmaßlich noch lange fortdauern. Das Menschenleben ist ein Tropenbaum, von dessen Aesten immer gleichzeitig die herbstliche Frucht herabhängt und erste Frühlingsblüthe auftreibt. Nun ruft die Frau: „Inez!" und einige spanische oder portugiesische Worte hinterdrein. Das Kind reißt die Augen von den kletternden Buben los und kommt rasch gesprungen, doch schon

mit einer gewissen Grazie, fast Grandezza der Bewegung. In ihren Augen glimmert freudige Begier, denn sie ist hungrig, und die Mutter hat sie zum Essen gerufen.

Die helle, heiße Sonne eines noch schwülen Spätnachmittags des September liegt über all dem bunten, lauten Getriebe wechselvollsten Menschengetümmels. Es ist so farbenreich leuchtend für das Auge, wie schwirrend und tönend von schwellender Lebensfülle für das Ohr. Und doch wie der Blick über das Geflimmer und Getöse hingeht, faßt es ihn plötzlich einmal schauernd an, als komme mit den Wellen des breiten Flusses noch ein anderer großer Strom daher und ziehe Alles in ein nebelnd trauriges Dämmerlicht nieder.

* * *

An einer Stelle des weitgedehnten Hafens freilich stellt die Traurigkeit sich jedem Auge zur Schau und kennt ihren Ursprung. Ein großer Raddampfer — die Schraube ist noch nicht vom Fortschritt der Schiffstechnik erfunden — harrt in kurzen Minuten des Signalzeichens zum Verlassen der Rhede; zwei Theerjacken halten sich schon bereit, die Taue von den Landungspfählen abzuwickeln. Der Name „Freya“ blickt mit goldenen Buchstaben von der Rückwandung des Schiffes, während vorn am Schnabel desselben ein gleichfalls goldlockiges Gallionbildniß der ehmaligen germanischen

Huldgöttin die weiße Brust dem ersten Wogenanprall entgegenhebt. Ihre Farben sind schon öfter vom Ocean abgewaschen und erneuert worden, denn das Fahrzeug ist kein eben an Jahren junges mehr, stammt bereits aus der Anfangszeit regelmäßiger transatlantischer Dampfschifffahrt von Deutschland nach Amerika. Doch es bewährt sich noch ungeschwächt kräftig und seetüchtig, wie sein Capitän, der es vom ersten Tage an geführt. Und seit diesem führt es selbst ein eigenthümliches Doppelleben, verbringt stetig die Sommerhälfte des Jahres hier in Europa und die andere an den Südküsten der neuen Welt. Der Handelsbetrieb des Eigenthümers macht durch besondere Art diese Zweitheilung am vortheilhaftesten; seit mehr als zwanzig Jahren geht die Freya im Herbst beständig nach Bahia ab, löscht dort ihre Ladung, dient etwa fünf Monate lang für die Küstenfahrt zwischen der genannten Stadt und kleineren Häfen Brasiliens und kehrt im Frühling mit Rückfracht heim, um alsdann den Sommer hindurch in ähnlicher Weise geringfügigere Touren zu unternehmen. So hat die goldgelockte Freya an der Gallion eine zwiefache Heimath; wenn sie Blut und Empfindung in sich trüge, müßte sie sich ebenso heimisch-vertraut in dem tropenheißen „Bahia da Todos os Santos“ fühlen, wie hier unter dem gemäßigten Himmelsstrich des deutschen Hafens.

Passagiere für die weite Reise — man legt noch nicht den heutigen Maßstab an — sind kaum am Bord,

aber dennoch findet ein Abschied statt, der Traurigkeit über mehrere Gesichter breitet. Die Frau und die Tochter des Capitäns Karl Lundmark haben diesen begleitet, um bis zum letzten Augenblick mit ihm zusammen zu sein. Er steht, von jeder eine Hand haltend, noch am Fuß der Commandotreppe, ehe die Pflicht ihn zur Trennung hinaufnöthigt.

Der Capitän Lundmark bietet eine äußerst einnehmende Erscheinung, sein Aeußeres weckt auf den ersten Blick volles Vertrauen und Sympathie. Daneben spricht der Ausdruck des Gesichtes nicht von gewöhnlicher treuherzig-wetterfester Seemannsart. Der männlichen Kraft der Züge liegt etwas Feines des Gemüthes und der Geistesbildung beigesellt. Und in der That hat er einen andren Vorweg zu seinem Lebensberuf genommen, als die große Mehrzahl seiner Collegen, äußerst jung das Gymnasium absolviert und sogar einige Jahre auf der Universität zugebracht. Aber er war an der See zur Welt gekommen, und ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn von frühauf zu dieser hin. Sie war ihm das, was sein Leben nicht besessen, seine Mutter, seine Schwester, die erste Liebe seines warmklopfenden, poetisch empfänglichen und leicht erregbaren Blutes. Dem Willen seines Vaters gehorchend, bekämpfte er den inneren Zug, doch mit dem Tode desselben fiel jeder Zwang von ihm, konnte er sich sein Leben nach Neigungswahl gestalten; zumal da er ein nicht unbeträchtliches Erbtheil überkommen, und wer hat, dem

wird leichter gegeben. Da binnen kurzen Jahren seine erworbene seemännische Tüchtigkeit ihn ein glänzendes Steuermannsexamen bestehen ließ, fand der Rheder der neuerbauten Freya sich rasch geneigt, ihn mit der Führung der letzteren zu betrauen und zugleich sein Vermögen als Einlage in's Geschäft zu übernehmen. Keiner von beiden hatte diesen Doppelvertrag je bereut, das Capital des jungen Capitäns so reichhaltige Zinsen getragen, wie seine Leitung des Schiffes dem Eigenthümer desselben Gewinn eingebracht. Karl Lundmark ist schon seit geraumer Zeit ein reicher Mann, der Antheil an Schiff und Ladung besitzt. Er hätte seinen stets von halbjähriger Abwesenheit unzertrennlichen Beruf aufgeben, in Ruhe zu Hause bleiben können, und Frau und Kind, an denen sein Herz hängt, sind schon oft in ihn gedrungen, dies zu thun. Und es ist ihm höchstes Glück, jeden ihrer Wünsche zu erfüllen, denn die Zeit besitzt zweifellos wenig liebevollere Gatten und Väter. Aber in diesem Einen kann er ihnen nicht willfahren. Es steckt ihm im Blut, wenn der Herbst kommt, muß er auf das weite offene Meer hinaus, jetzt wie von jeher. Die Nordsee genügt ihm nicht, er muß über die Unermeßlichkeit des Oceans. Und mit dem Herannahen des Septembers beginnt allemal schon eine Unruhe in ihm, die seinen Blick, fast sein Wesen verändert. Es ist, als irre sein Auge vorauf über endlose Wassermassen in die Ferne, seine Gedanken sind abwesend, ihm schon voraus. Die alt-

erfahrenen Schiffer sagen, wem das im Blut liege, der könne nicht anders und müsse fort, seiner Sehnsucht entgegen, sonst gehe er dran zu Grunde. Er sei wie eine Möve, die, weit auf's trockne Land verschlagen, den salzigen Wellenschaum wieder wittere. Und man sieht's, daß es ihm zur Forterhaltung seines Lebens noththut, daß er nicht bleiben kann. Aber wenn der Frühling die heimkehrende Freya zurückbringt, wird er hoch auf der Commandobrücke stehen, und schon lange hinter dem Fernrohr mit sehnsüchtigen Augen nach den weißen winkenden Tüchern seiner Lieben am Landungsplatz voraus suchen. Und schönes Glück wird ihm im Blick leuchten, wenn er sie gewahrt, wenn sein Arm sie ungestüm umschlingt.

Seine Frau heißt Hedwig und ist, ihrem Namensklang entsprechend, eine sanfte, norddeutsche Schönheit, noch immer, obwohl sie bald an die Mitte der dreißiger Jahre reicht. Vielleicht ist sie eine von den Frauen, deren leibliche und seelische Anmuth bis zu einer weit ansteigenden Grenze des Alters eher zu- als abnimmt, besonders wenn sicheres Lebens- und Liebesglück den Boden für ihre Entwicklung bereitet. Sie steht in entfernter Verwandtschaft mit ihrem Manne und hat schon mit voller Hingabe eines weichen Kinderherzens still an ihm gehangen, ohne daß er es, wenigstens nicht so, geahnt. Dann ist das heimliche, rasche und süße Klopfen in einer jungfräulichen Brust daraus erwachsen, lange auch von ihm nicht empfunden. Doch trug er

in brüderlicher Weise Sorge für sie, da der frühe Tod ihrer Eltern sie allein und fast mittellos zurückgelassen. Er wollte nicht zulassen, daß sie ihre Geistesbildung zum Aufsuchen einer abhängigen Stellung in fremdem Hause verwerthen müsse; sie erschien ihm zu feinen, lebensfremden und leicht erdrückbaren Gemüthes dafür, eine Blüthe, die solcher Gefahr nicht ausgesetzt werden dürfe. So richtete er ihr eine freundliche Wohnung ein, in der auch er während seines Sommeraufenthaltes in Deutschland einige Zimmer bezog. Sie führte ihm in der Zeit den Haushalt, und er dachte an nichts Ungewöhnliches, an keine Gefahr dabei. Da auch ihm sonst niemand in der Heimath verwandtschaftlich nahe stand, betrachte er sie als seine Schwester, die durch dies Zusammenleben mehr und mehr zu einer Vertrauten seines Denkens und Fühlens ward. Er war freilich in einer Richtung anders geartet als sie, trug einen leidenschaftlich entflammbaren Zug in seinem Blut, von dem sie nichts besaß. Doch die eine Hälfte seines Doppelwesens traf völlig mit der tiefen edlen Empfindung in ihr zusammen, und jene Hälfte ward von ihr mit einer sanft unwiderstehlichen Gewalt angezogen, daß er sie liebte, ohne es zu wissen. Und ebenso nahm er die schweigsamen Zeichen der Hingabe ihres ganzen Herzens an ihn für den Ausdruck des Dankes, mit dem sie seine brüderliche Fürsorge vergelte. Aber eines Tages, als der Frühling ihn wieder aus der Tropenzone heimbrachte, leuchtete das Glück

stumm, doch zu strahlend in ihren Augen. Das war Anderes als Dankbarkeit — er erschrak, denn er fühlte plötzlich in seinem eigenen Herzen, was es sei. Und zugleich sagte er sich, daß er das Haus verlassen müsse, nicht wieder mit ihr zusammen drin wohnen dürfe. Das setzte er unter einem Vorwand in's Werk oder stand im Begriff, es zu thun; doch als er diese Absicht kundgegeben, kam sie zu ihm und frug mit zitternden Lippen, warum er fort wolle. „Habe ich Dich gekränkt? Bin ich undankbar gewesen?“ Die Thränen glänzten ihr von der Wimper über die weichen, todtenblaß gewordenen Wangen herab; er fand keine Antwort, als die stotternde Erwiederung, daß er müsse, und sein Arm drängte sie zur Seite, um ihn hastig zur Thür gelangen zu lassen. Da brach Mädchenscheu und -Scham überwältigt in ihr nieder, ihre Hand hielt ihn, und ihr Mund stieß aus: „Ich habe den Winter nicht mehr ertragen — wenn Du nicht zurückgekommen, wäre ich gestorben, und ich sterbe, wenn Du von mir gehst!“ Es waren keine Worte der Lippen, sondern ein Aufschrei des Herzens, der lange verhehlten Liebe, und drang wieder ihm in's Herz und schnitt hinein, daß sie Wahrheit spreche. Er fiel unmächtig, vom Haupt zur Sohle wie von Fieberschauern durchrüttelt, in einen Sessel zurück. Dort saß er, das Gesicht mit den Händen verdeckend, minutenlang regunglos, bis er etwas fühlte, das ihn heftig zusammenzucken und aufblicken ließ. Sie kniete vor ihm auf dem Boden, hatte ihre

Stirn gegen seine Knie gelegt, und diese bewegten sich von einem krampfhaften Zittern ihrer Brust. Da griff er nach ihrer Hand und rang von den Lippen: „Hedwig — stirbst Du, wenn ich vor Dir gehe —?“

Seit jenem Sommer ist sie seine Frau, und kein Hauch eines Schattens hat je das Glück ihrer Ehe getrübt, als alljährlich die lange winterliche Trennung. Selten wohl sind Mann und Weib so für einander erschaffen gewesen, selten so von gleichartiger Liebe für sich erfüllt. Es ist nichts Stürmisches, Gefährdendes in ihr, sondern eine friedvolle tiefe Innigkeit, die feste Bürgin einer unvergänglichen Dauer; eine unlösliche Einigung der Seelen und aller schönsten, idealsten Empfindungen des Herzens, wie außerdem nur höchste Freundschaft sie zu ähnlicher Vollendung reift. In diesem Glück ist die sanfte, poetische Schönheit Hedwig Lundmarks mit den Jahren nur lieblicher aufgeblüht, und der Blick ihres Mannes sagt, sie wird ihm immer die Gleiche bleiben, die Erweckerin und Besitzerin seines innigsten Gefühls, eine ächte Genossin seines Lebens, wie dies eine solche nur einmal zu bieten vermag. Und so hat sie, als sie seine Frau geworden, auch sein Leben auf dem Schiff, drüben an der heißen Küste mit ihm theilen, ihn bei seiner nächsten Abfahrt begleiten gewollt. Doch es ist nicht geschehen, damals nicht und auch nie in späterer Zeit. Bei ihrer ersten Kundgabe dieser Absicht erschrak er heftig, fast wie in der Stunde, als er zuerst die Liebe in ihren Augen und in seinem

eignen Herzen erkannt. Er erwiederte, das sei unmöglich, er könne, dürfe sie nicht mitnehmen, nicht der Unbequemlichkeit, den Entbehrungen, den Stürmen und Gefahren der langen Seefahrt aussetzen. Sie hatte nur die Entgegnung darauf, leben heiße für sie allein, mit ihm zusammen sein, und wenn er gefährdet sei, wenn er untergehe, so sterbe sie ja gleichfalls, ob mit ihm in den Wellen oder fern von ihm auf dem Lande. Sein Gesicht erschien blutlos von dieser Vorstellung erblaßt, er gab keine Antwort und es ward nicht mehr von dem im Herbst Bevorstehenden geredet. Sie war im Stillen fest entschlossen, nicht allein zurückzubleiben; er rührte nicht an die Frage, sein gefaßter Entschluß war, am Tag vor der festgesetzten Zeit ohne ihr Vorwissen und ohne sie mit dem Schiff auszulaufen. Da mischte sich, eh' der Sommer noch ging, ein Drittes ein und entschied mit souveränem Machtspruch den Widerstreit der Absichten gegen diejenige der jungen Frau. Es offenbarte sich, daß sie nicht allein zurückbleiben werde, sondern zusammen in innigster Lebensgemeinschaft mit etwas noch Unbekanntem, das jedoch widerspruchslos fordernden Anspruch darauf erhebe, nicht den Stürmen und Gefahren des Meeres ausgesetzt zu sein. Der Capitän Karl Lundmark athmete tief erlöst und in hoher Beglückung bei dieser endgültig entscheidenden Kunde auf. Er schloß seine Frau in die Arme und sagte: „Siehst Du, der Himmel hat es gewollt, und ich danke ihm.“

Und dann ist sie zur Welt gekommen, die kleine Anna, noch während der Abwesenheit ihres Vaters, die kleine liebe Anna Lundmark. Der elektrische Telegraph durchkreuzte noch nicht den Ocean, um in Stunden frohe oder trübe Botschaft über den Erdball zu tragen; die Küsten Südamerikas bildeten noch keine Vorlande Europas, es waren fremdgetrennte Welten, von denen nur selten und langsam ein Klang zur andern hinüberdrang. So fiel es nicht möglich, mit dem Winterausgang eine Meldung über den Stand der Dinge nach Brasilien hinübergelangen zu lassen, außerdem wäre sie nach der Erwartung der heimkehrenden Freya muthmaßlich unterwegs begegnet oder hätte sie vielmehr im weiten Meere nicht gefunden. Darum war die Abrede, eine Fahne auf dem Hausdach Hedwig Lundmarks solle den glücklich stattgefundenen Vorübergang des „freudigen Ereignisses“ schon in die Ferne verkünden, eine weiße Flagge mit rothem oder blauem Wimpelstrich drüber. Und in zitternder Erregung richtete bei der Rückkunft Karl Lundmark schon stundenlang, ehe der Hafenrand sichtbar werden konnte, sein Fernrohr vorauf. Zum ersten Mal dachte er seiner Capitänspflichten nicht, ließ den Schiffscurs der Umsicht des Steuermanns anheim — dort drüben trieb sein Lebensschiff auf ungewisser Welle vor ihm, konnte von bösen Stürmen verschlungen, zerschellt sein, ohne daß er es wußte. Sein Herz schlug in angstvollem Harren, er fühlte deutlich, auch sein Leben sinke dann ausgelöscht mit in die Tiefe. Da

flatterte grüßend die weiße Flagge, wie freudig gebauscht, über dem Hausfirst. Mehr gewahrte er lange nicht, sein Blick umklammerte sie, als müsse er sie halten, damit sie ihm nicht vor den Augen zergehe. Sie war das Leben seiner Frau — und nun erst, spät — was für ein Wimpel wehte darüber? Der Wind bewegte ihn rastlos, verbarg ihn hinter der Fahne, rollte ihn auf, als necke er den fernen Herüberschauer, wolle ihn die Farbe nicht unterscheiden lassen. Doch dann flog es einmal raketenhaft am Stangenknauf in den blauen Himmel hinauf, lichtblau — ein Mädchen, eine Tochter.

Und sie war da, vor noch nicht vierzehn Tagen gekommen, die kleine liebe Anna Lundmark. So hatten die Leute sie schon damals gleich genannt und seitdem ihr immer diese Beifügung zu ihrem Namen bewahrt, thaten es heut' noch ebenso. Sie war nicht weinend in die Welt eingetreten, sondern, wie ihre Mutter meinte, mit einem Lächeln. Das mochte auf einer Gedächtniß-täuschung, einer kleinen Zeitverschiebung beruhen, denn Frau Hedwig selbst hatte an dieser glücklichen Ankunft nicht ebenso gleichen Antheil gehabt, vielmehr erst um manche Stunde später die Besinnung und die Fähigkeit zurückerlangt, ihr Töchterchen zum ersten Mal mit Augen und Lippen willkommen zu heißen. Aber un-fraglich blieb, daß die kleine Anna fast nie geweint und früher als die meisten sonstigen Kinder, schon nach kurzen Wochen, ihr Mündchen zu einem lächelnden Aus-druck angewandt hatte. Ihre blauen Augen sahen in

die fremde Welt auf, als ob immerwährend etwas Schönes vor ihnen winkend in der Luft hin und her schwebe, und so schienen bald ihre Händchen auch danach zu greifen. Falls der Capitän Lundmark kurz durch das Erkennen des blauen Wimpels etwas enttäuscht gewesen und den rothen, der ihm einen Jungen bedeutet hätte, an die Stelle gewünscht — für den Seemann wäre es an sich wohl begreiflich gefallen, daß er freudig daran gedacht, einen Sohn von frühesten Kindsbeinen auf wetterfest an Wind und Wasser zu gewöhnen und dem väterlichen Vorbild nacharten zu lassen. Aber der Anblick der Kleinen hätte ihm solche Gedanken und Gefühle rasch aus dem Kopf scheuchen müssen, brauchte dies indeß nicht erst zu thun, denn er traf sie nicht drin an. Karl Lundmark war so voll und ganz beglückt über seine Tochter, als habe seine Erwartung sie zu einem schon vorhandenen Knabenerstling hinzu erhofft; es schien fast, der rothe Wimpel würde ihm eine Enttäuschung bereitet gehabt haben. Ein weicher, köstlicher Glanz der Lebensbefriedigung grüßte das Kind aus seinen Augen, wenn es ihm vom Arm der Mutter die Hände entgegenstreckte, und wie er das nächste Mal im Frühling heimkehrte, konnte Anna ihn mit dem Ruf „Papa" empfangen und schon den ersten Versuch wagen, auf ihren Beinchen in seine ausgestreckten Arme zu schwanken. Sie that es ohne Scheu, obwohl er ihr ein Wildfremder geworden sein mußte, dessen ihr Gedächtniß sich nicht mehr erinnern konnte;

man empfand, die Mutter hatte ihr so oft von ihm gesprochen, ihn geschildert, wie er aussehe, daß die Kleine ihn auf den ersten Blick nach der Beschreibung erkannt. Und in ihr selbst war durch die liebesfreudige Erwartung der so oft von ihm Erzählenden ein Verlangen der Liebe nach ihm wachgerufen, und ohne Furcht, wie einem innig vertrauten Gesicht, lief sie ihm entgegen, daß er sie in den Armen auffange. Jahr um Jahr hatte es sich so bei seiner Heimkehr erneuert, erhöht, noch mehr verschönert, ein Goldband zärtlichster Wechselliebe auch zwischen Vater und Tochter festgeknüpft. Doch von einer Geleitung des ersteren durch Hedwig auf seiner Seefahrt war selbstverständlich für's Erste nicht mehr die Rede. Das Kind konnte die mütterliche Obhut nicht entbehren, und es in seinem zarten Alter gleichfalls mitzunehmen, wäre Vermessenheit gewesen. Auch später, denn das gelbe Fieber, besonders für junge Mädchen bedrohlich, herrschte in den brasilianischen Häfen. Und endlich ließ die Gewöhnung der Jahre das allherbstlich Wiederkehrende als unabänderlich fortbestehen. Mit Trauer sahen Mutter und Tochter dem Ausgang des Sommers, der herannahenden Trennung entgegen, aber sie dachten nicht mehr, es könne anders sein. Die Gewohnheit ist eine wundersame Macht, wenn sie sich mit vorausschauender Hoffnung verschwistern kann. Sie lehrt das Herbe als etwas Unerläßliches betrachten und tragen in der Zuversicht wiederkommender schönerer Zeit. Es war eine Art Winter-

schlaf, zu dem die beiden Zurückbleibenden sich nach dem Entschwinden der Freya aus ihren Augen in das vereinsamte Haus heimbegaben. Das Laub der Bäume begann sich leise zu entfärben, doch sie sahen nicht gelbe Blätter an dem Gezweig, sondern vor ihrem Blick, ihrer Vorstellung war es ein erstes grünes Aufrollen derselben, und, durch linde Frühlingssonne herüberleuchtend, kam das Bild der schönen, goldigumflossenen Huldgöttin wieder über das weiß vor ihr aufquirlende Wasser daher.

Nun steht ein großgewachsenes, fast sechzehnjähriges Mädchen da, aber es ist trotzdem immer noch die kleine, liebe Anna Lundmark. Man kann sie eigentlich keine Schönheit benennen — ihre Mutter ist weit eher noch eine solche — doch jedem, der sie sieht, muß das Herz aufgehen, wie an einem ersten holden Maientag. So sonnenhaft ist ihr Haar, so lichthell und warm, wie der Himmel dann niederlächelt, sind ihre Augen. Man gewahrt an ihrem Blick, sie wissen noch nichts von Gewittern, von Stürmen und Brandungen auf dem Meer des Lebens. Es sind noch die heitern blauen Augensterne des kleinen Dinges, die von der Wiege aus als Erstes das winkende, verheißungsvoll Schöne vor sich in der Luft schweben sahen. Sie weiß auch heut' noch nicht, was es ihr entgegenhält, doch wohin sie das Gesicht wendet, ist es da, legt sich mit einem goldnen Saum um Alles her. Wenn sie ein Knabe wäre, würde man sagen, sie trägt die Eigen-

schaft, das Farbenspiel in den Augen, das vermuthlich einmal einen Dichter aus ihm gestalten wird.

Nur jetzt liegt ein Schatten in ihnen, ein Wölkchen überschleiert das freudige Blau, denn sie steht am Bord des Dampfschiffes, um für die lange Zeit Abschied von ihrem Vater zu nehmen. Schon oftmals hat sie dies hier an der nämlichen Stelle gethan, und sie kennt es ja im Herbst nicht anders, als daß es so geschehen muß. Doch seit einigen Jahren fühlt sie jedesmal, daß sie beim letzten Abgang der Freya noch ein Kind und unfähig gewesen sei, den Begriff, die Dauer der halbjährigen Trennung sich wirklich recht vorzustellen. Sie war traurig über das Fortgehen des Vaters, doch ohne daß sie Weiteres dabei gedacht als an ihr Zurückbleiben und Warten auf seine Heimkehr. Und so, empfindet sie heut', war's auch noch im vorigen Jahre. Zum ersten Mal kommt's ihr, nicht nur an sich, auch an ihn zu denken, wie er allein in die weite Fremde hinausfährt, um viele Monate dort einsam, ohne Heimathhaus, unter Menschen zu verleben, die ihn nicht lieben und die er nicht liebt. Noch ist es köstlich sommerwarm, aber es befällt sie auf einmal mit einem Gedanken, einer Sorge, wie sie den Vater in leichtem Anzug der guten Jahreszeit vor sich stehen sieht. Bald wird der scharfe Wind aus Nord mit bittrer Kälte kommen, und sie fragt plötzlich in sorglicher Hast:

„Du hast doch recht dickes, warmes Zeug und einen Mantel unten in der Cajüte, Papa?"

„Wofür, mein Kind?“

Der Capitän Lundmark hat mit seiner Frau gesprochen und dreht der Fragenden den Kopf zu. Sein geistig lebensvolles, schönes Gesicht besitzt noch Jugendliches, läßt ihn nicht auf die Mitte der vierziger Jahre schätzen, in denen er steht. Nur sein kurzgehaltener Vollbart und sein dichtes Haupthaar sind überraschend früh vollständig ergraut, wie sonst nur stete Sorge und Aufregung sie so zeitig zu bleichen pflegt. Man sieht das Lebensglück kann sie auch sich vor der Zeit entfärben lassen.

„Wofür dickes Zeug, Anke?“ wiederholt er. So benennt er sie gewöhnlich, weil er für sein Kind einen eignen Namen haben will, anders als sie von den übrigen Menschen geheißen wird.

„Für Dich, wenn der Winter kommt.“

„Das brauche ich nicht, Anke; nach Brasilien kommt kein Winter.“

Das hat sie freilich gewußt, schon oft von ihm gehört, nur einen Augenblick in ihrer neuen töchterlichen Sorglichkeit vergessen. Allein zum ersten Mal gelangt es ihr deutlich zu einer Vorstellung; ihre Einbildungskraft gestaltet sich eine Empfindung des immer sonnenheißen Landes drüben, etwas Beruhigendes kommt daraus über sie und sie versetzt:

„Daran dacht' ich nicht — ich bin so dumm — da ist's doch ganz anders, als ich's mir vorgestellt. Dann kennst Du ja gar keinen Winter, sondern lebst

in ewigem Sommer, dort und hier. Du hast es eigentlich gut, Papa."

Sie lächelt durch ein paar Thränen. Die scherzenden Schlußworte können nicht verbergen, daß sie aus traurigem Herzen kommen; der Mund spricht wohl in den letzten Trennungsaugenblicken so etwas, wovon das Denken und Fühlen nicht weiß. Sie hätte auch lieber ewigen Sommer, denn dann würde der Vater immer bei ihr sein. Das hat sie eigentlich damit gemeint.

Er dagegen hat es irgendwie anders, nicht richtig verstanden; sein Blick heftet sich mit einem Stutzen, einem eignen, fremdforschenden Ausdruck in ihr Gesicht, und ihm entfährt: „Was meinst Du damit? Daß ich von Euch gehe?" Es scheint, ihre Antwort hat ihn gekränkt, als habe er es den Winter hindurch besser als sie, wie wenn ein Vorwurf darin gelegen. Sie hebt die lieben feuchten Augen verständnißlos zu dem fremdartigen Ton seiner Fragen auf — da liest er unverkennbar den Kummer, der sich unter dem Scherzwort verborgen, und er fügt rasch nach: „Ja so — um des Sommers willen meinst Du, Kind —"

Nun lenkt er mit einer beflissenen Hast ab, um ihre Thränen zu beschwichtigen, sie auf andre Gedanken zu bringen. „Der Winter hier ist auch schön und der heutige Abend wird es schon für Dich sein. Sei recht vergnügt bei Rodwalds, Anke, versprich mir's! Ich denke an Dich, und wenn ich weiß, daß Du freudig bist, so bin ich's auch, sonst nicht. Nun habe ich Dich

doch in Deinem Kleid nicht mehr gesehen, aber ich weiß, daß es hellblau ist, und kommen die Sterne über das Schiff herauf, da stelle ich Dich mir drin zwischen den blitzenden Lichtern im Festsaal vor."

Das Letzte bezieht sich auf etwas Anna Lundmark heut' Abend noch Bevorstehendes. Eine Freundin, kaum zwei Jahre älter als sie, die Tochter eines reichen Kaufmannes, des Rheders der Freya, verheirathet sich, und sie ist zur Hochzeit geladen, zum ersten Mal, daß sie eine Gesellschaft besuchen soll. Es ist lockend vor ihre Kinderphantasie getreten, sie hat indeß, wenige Stunden nach dem Abschied von ihrem Vater, nicht hingehen gewollt, doch der letztere darauf bestanden. Die Mutter wird sie begleiten, er hält es so am besten für beide. Sie kommen dadurch leichter, unvermerkter über den Trennungsschmerz fort, als wenn sie den ersten Abend allein miteinander in den eignen, verödet anblickenden Zimmern zubringen.

Jetzt stößt die Dampfpfeife ein weißes Wölkchen und zugleich schrill durchdringenden Ton aus. Die beiden Frauen fahren erschreckt zusammen und sagen aus einem Munde: „Ist's schon — müssen wir fort?" Doch der Capitän hält sie: „Das habe ich zu bestimmen, das Schiff gehorcht mir und rührt sich nicht, ehe ich die Treppe hinaufsteige und das Zeichen gebe. Und ich kann Euch noch nicht lassen."

Mit den letzten Worten zugleich tönt ein Fußtritt über das Uferbrett heran, Anna Lundmark dreht

mechanisch den Kopf und sagt: „Da kommt der Onkel Detlev noch.“ Es ist Detlev Hellingborg, ein ziemlich gleichaltriger Freund Lundmarks, schon aus jungen Tagen her; die kleine Anna hat ihn von ihrem ersten Gedenken an im Elternhause gesehen und nach Kinderbrauch als „Onkel“ betrachtet und benannt. Sein Name, wie sein Aussehen künden, daß er ursprünglich nicht von deutscher Abstammung ist, nach Beidem scheint er schwedischer Herkunft, doch noch mit einer Beimischung, als sei etwa einmal finnisches Blut hinzugekommen. Sein Vermögen erlaubt ihm, ohne Beruf, oft auf weiten Reisen zu leben; er ist mehrfach Jahre lang abwesend und, wie man sagt, fast in der ganzen Welt gewesen, deren Hauptsprachen alle er versteht und selbst zu gebrauchen weiß. Sein bartloses, ziemlich hageres Gesicht bietet edle und schön zu heißende Linien; durch den scharfen Schnitt und vielleicht noch mehr durch etwas in den wassergrauen Augen erinnert es unwillkürlich ein wenig an die Züge und Art eines Seeadlers.

Detlev Hellingborg betritt das Schiff, streckt Lundmark die Hand hin und sagt: „Treffe ich Dich also noch, ich wurde durch ein Geschäft abgehalten, aber ich bin gelaufen, um noch einmal Abschied von Dir zu nehmen. A la mano de Dios, Carlos!“

Der spanische Gruß ist's — wohl mit Bezug darauf, daß der Capitän im Begriff steht, nach Brasilien abzufahren: „In die Hände Gottes befohlen!“

Doch das Spanische kommt nicht ganz correct aus dem Munde des Sprechers, wenigstens klingt das letzte Wort beinahe wie „Diosa“ gesprochen, als habe es den Freund in die Hand einer „Göttin“ befohlen. Möglicherweise hat er es auch so gemeint; in den Schutz der Freya, der hohen Patronin des Schiffes.

Karl Lundmark ergreift rasch, doch sehr kurz die dargereichte Hand: „Es freut mich, Dich noch zu sehen; leb' wohl!“ In seinem Wesen oder vielmehr in seiner eben zuvor geäußerten Absicht ist eine plötzliche Veränderung vorgegangen, er zieht rasch seinen englischen Chronometer aus der Tasche und murmelt, auf die Zeiger niederblickend: „Es ist Zeit.“ Nun preßt er hastig seine Frau und seine Tochter zugleich an die Brust und küßt sie: „Auf Wiedersehn! Lebt glücklich!“ Dann fliegt sein Fuß die Commandotreppe hinan, und im nächsten Augenblick giebt er den Befehl zur Abfahrt. Vor einer halben Minute hat er die Seinigen noch nicht lassen wollen, aber er scheint seitdem empfunden zu haben, daß ein schneller Abschied das Beste ist. Eine Unruhe in seinen Augen spricht, es drängt ihn fort.

Die Bretter der Brücke fallen hallend auf den Uferrand, ein Ruck geht durch das von der Vertauung losgelöste Schiff, schwerfällig langsam schlagen seine Schaufelräder ein. Doch schnell beginnen sie sich hurtiger zu drehen, das fortgleitende Fahrzeug wendet sich, rings von quirlendem Schaum umzischt, über den

Freya den weißen Busen gen Westen, der andern Hälfte des Erdballs zu, entgegenhebt.

Flatternde Tücher in den Händen der beiden Frauen, auch Detlev Hellingborg winkt noch einmal mit halbgespreizten Fingern durch die Luft. Wie das Dampfschiff offnes Wasser zwischen den Fahrzeugen umher gewonnen, schwindet es rasch hinab. Die hohe Gestalt auf der Commandobrücke wird mit jeder Secunde kleiner, nur die Augen der Liebe unterscheiden noch, daß sie rückgewendet steht und herüberblickt. Nun wallt schwarzer Rauch vom Schlot herunter und wirft sich wie eine schwere Wolke über das Schiff.

An dem tausendfältigen bunten, lauten Getriebe des Hafens umher hat sich nichts geändert, als daß einer der zahlreichen Dampfer daraus verschwunden ist. Die Septembersonne legt noch ihre warmen Nachmittagsstrahlen drüber, rundum tönt Geknarr, Geplätscher, Gesang, Rufen, Pfeifen, Lachen. Nur die beiden Zurückgebliebenen stehen traurig, wie es in der Natur solcher Stunde liegt. Aber wie sie dem kaum mehr sichtbaren Schiffe nachblicken, wird es ihnen einen Moment sonderbar vor den Augen, und selbst vor den heiter-hellen Augen der kleinen lieben Anna Lundmark, als komme über die Wasser des breitwallenden Flusses noch ein andrer großer Strom daher und rausche mit unsichtbaren schauernden Wellen über sie hin, die Sonne auslöschend und todestraurig bis in ihre Herzen hinein.



# Zweites Capitel.

Die beiden Frauen gingen, von Hellingborg begleitet, ein Stückchen am Hafen entlang, ihrem Hause zu. Dies lag auf etwas wallartig erhöhtem Boden, ein schon ziemlich altes, mehrstöckiges Gebäude, doch mit weiter, schöner Aussicht über das Wasser blickend. Das hatte Lundmark zur Wahl der Wohnung bewogen, zum ständigen Verbleiben in ihr, und so war Anna von ihrem ersten Athemzug an drin aufgewachsen. Die freundlich-behaglich eingerichteten Zimmer ließen nicht auf die Behausung eines Seemannes schließen. Es fand sich nichts von den Dingen darin, mit denen sich Schiffscapitäne, die nach überseeischen Küsten fahren, mit Vorliebe zu umgeben pflegen: keine Hafenansichten, sonderbare Modelle fremdländischer Fahrzeuge, Gegenstände ethnographisch interessanter Trachten, Waffen, Geräthe oder Curiositäten der Art. Fast überraschend fiel es, das der Blick auch nirgendwo seltsame tropische Naturerzeugnisse: Corallen, Muscheln, fliegende Fische,

ausgestopfte Vögel und dergleichen antraf, wie sie vor Allem Kinderaugen entzücken und vor ihrer Einbildungskraft eine Wunderwelt aufbauen. Daß Lundmark niemals lockende Schaustücke solcher Gattung für seine Tochter mitgebracht hatte, mußte auf einer Absicht, einem Grundsatz bei ihm beruhen, der sich vorgenommen, nichts derartiges, auch nicht das Geringfügigste hier in's Haus eintreten zu lassen. Man wurde in den Räumen nicht auf den Gedanken gebracht, das es drüben über dem Meer eine andere Welt gebe; vielleicht trachtete der Capitän eben danach, dem Erwachen und Anfachen einer aussichtslosen Sehnsucht nach jenen Ländern in der kindlichen Phantasie vorzubeugen. In dem Zimmer herrschte statt dessen durchweg eine geistige und künstlerische Atmosphäre, Alles wies auf eine feine Bildungsstufe der Bewohner hin. Die Einrichtungsgegenstände waren bequem und geschmackvoll, doch nichts Prunkendes, für fremde Beschaueraugen Berechnetes unter ihnen. Mannigfache Glasschränke zeigten dagegen eine auserlesene Sammlung innerlich werthvoller poetischer und wissenschaftlicher Bücher; Lücken in den Reihen deuteten auf ihre Benutzung hin, und die Wände waren mit feinsinnig ausgewählten, Kunstverständniß bezeugenden Oelbildern und alten Kupferstichen reichhaltig bedeckt. Sie stellten einen nicht unbeträchtlichen Geldeswerth dar, aber auch sie prahlten nicht, bildeten keinen äußerlichen Schmuck, sondern ein Bedürfniß; man fühlte ihnen an, daß die Augen oft darauf ruhten. Eine

tiefe, friedvoll beschwichtende Stille lag zwischen den Wänden, nur jetzt beim Eintritt im Abendsonnenlicht leis überschauernd, denn es kam Etwas aus ihrer Hauchlosigkeit, das vom Fortgeschwundensein eines lebensfreudigen Athemzuges, des Hapttheiles ihrer Seele, aus ihnen sprach. Weit drüben trug das Schiff ihn schon mit sich stromab.

Nur droben unter dem Dach hatte der Capitän Lundmark sich eine Kammer in etwas seemännischer Weise hergerichtet. Dort hingen Ufer- und Strömungskarten, standen auf Tischen Globen, Maß- und Zeichenapparate, befand sich am Fenster ein großes Auszugsfernrohr angeschroben. Es war ein sehr einfacher, aber heller Raum, an einen hohen Mastkorb gemahnend; man übersah von ihm den ganzen Hafen und den Fluß meilenweit abwärts. Dorthin stieg Anna Lundmark jetzt bei der Heimkehr die Treppen hinan, während ihre Mutter, von Detlev Hellingborg bis hierher begleitet, mit diesem in die unten belegene Wohnung eintrat. Das Mädchen wollte dem Vater noch einmal nachblicken, durch das Sehglas mußte sie von droben das Schiff noch auffinden können.

Im ersten Stockwerk sah das Haus hübsch, in gewisser Weise vornehm aus, doch weiter nach oben ward es ärmlicher. Es erhielt sich noch einigermaßen anständig in dem von einer kleinen Beamtenfamilie bewohnten Geschoß, dann kam ein Stock mit einer Behausung wenig ansprechender Art. Der niedrige und

enge Vorflur machte einen verwahrlosten Eindruck, wie ein paar halb zerbrochene, fleckige Kleiderkästen und etwas altes Gerümpel drumher. Die Dinge hätten armselig aussehen können, ohne den Blick zu verletzen, aber sie waren schmutzig verkommen; offenbar fehlte die Hand oder der Antrieb, sie zu säubern. Was indeß an Reinlichkeit gebrach, ward durch Gelärm ersetzt. Durch eine nur angelehnte Thür drang mehrfältiges Kindergeschrei heraus, Weinen, Gepolter, eine schrillkeifende Frauenstimme dazwischen. Das Ganze bildete den denkbarsten Gegensatz zu der sicheren, schönen Ordnung und tiefen Ruhe drunten in der Lundmarkschen Wohnung.

An einer kleinen Nebenthür, der einzigen außer der ersteren, befand sich ein rauch-vergilbtes aufgeklebtes Papierplacat mit einer langen, kalligraphisch hergestellten, lächerlichen Aufschrift. Anna Lundmark kannte diese schon aus Kindertagen und wußte sie auswendig, doch hielt sie beim Vorüberkommen fast allemal noch an, um die wunderliche Ankündigung wieder zu lesen, welche eventuellen Bedürfnissen der lustig oder betrübsam gestimmten Welt mit folgendem Wortlaut entgegen zu kommen versuchte:

„Dichtungen jeder Art,
Stets das Neueste,
Auf jedem Gebiete das Beste:
Verlobungs-, Hochzeits-, Tauf- und Todtenkranz-Gedichte,
Ernst und Scherz,
Festspiele, Tischreden Toaste, humoristische Lieder
verfertigt

zu allen Tages- und Nachtstunden
schnell, pünktlichst und billigst
Silvester Fabronius
Magister der freien Künste."

Es wurde Anna Lundmark trotz ihren jungen, noch wenig erfahrenen Jahren immer sehr komisch zu Muth, wenn dieser Zettel, der sie an die Aufzählung der feilgehaltenen Artikel neben den Ladenfenstern der Fettwaarenhandlungen erinnerte, ihr wieder vor die Augen gerieth. Sie hatte noch nicht viel darüber nachgedacht, wer und wie eigentlich die Urheber ihrer Lieblingsgedichte in den Büchern drunten, denen sie so viel Schönes dankte, sein möchten, ob sie noch lebten oder lange begraben seien. Aber wenn sie sich eine Vorstellung von ihnen machte, so fiel diese jedenfalls ganz anders aus, als die Persönlichkeit von Silvester Fabronius, und es wollte ihr auch nicht glaubhaft vorkommen, daß jene ihre Gedichte für Geld „verfertigt" hätten. Natürlich kannte sie den sich auf dem Thürplacat Anpreisenden, hatte ihn schon oft gesehen und hatte auch manchmal mit ihm gesprochen, ebenso wie sie auch mit seinen ungezogenen Kindern und seiner Frau zusammengetroffen war. Die Letztere erregte Anna durch ihre Schmutzwirthschaft, ihren verlotternden Anzug und scheelsüchtig umlaufenden Blick Widerwillen, und er war ihr lächerlich. Im Uebrigen hieß er nicht wirklich von Abkunft her Silvester Fabronius, sondern höchst simpel Johannes Schmid und hatte sich diesen Väter-

namen für sein Dichtungsgeschäft zu dem gelehrt-hochtrabenden Klange latinisirt. Fabronius bedeutete eigentlich faber aonius, d. h. der Musenschmid, wie die Musen bei einigen römischen Dichtern den Beinamen sorores aoniae getragen, die „aonischen Schwestern“ als Anwohnerinnen des im alten Aonien belegenen Berges Helikon und der vom Hufschlag des Pegasus darauf entsprungenen Quelle Aganippe oder Hippokrene. Wie Johannes Schmid zu dem Titel eines „Magisters der freien Künste“ gekommen, wußte Niemand und er selbst vermuthlich am wenigsten; es war indeß ein herrenloses Gut, das jeder von der Straße aufnehmen konnte, ohne daß die Polizeibehörde ihn deshalb wegen Aneignung fremden Eigenthums belangte, und so hatte er sich desselben wahrscheinlich zur besseren Repräsentation der Firma bemächtigt. Er mußte in seiner Jugend wenigstens eine Zeit lang eine gelehrte Schule besucht haben; wie sein Lebensweg dann weiter gegangen, war Niemandem bekannt, und es bekümmerte sich in der großen Stadt auch keine Seele darum. Aber daß er die Fähigkeit besaß, seine Verse und sonstigen Federerzeugnisse mit griechisch-lateinischen Fremdworten, sowie mythologischen Namen und Anspielungen zu verbrämen, verschaffte ihm unter den niedrigen Bürgerständen und selbst da und dort in reichen, doch nicht an Bildungsüberfluß krankenden Kaufmannshäusern eine Kundschaft, die ihm das Betreiben seines Geschäftes ermöglichte. Der Ertrag war

freilich zum Verhungern um eine Kleinigkeit zu viel, und um sich mit seiner Familie nach bescheidensten Begriffen wirklich zu ernähren, erheblich zu wenig. Darüber, wie Johannes Schmid auf den Tollmannseinfall gerathen sei, sich unter seinen Umständen auch noch mit Frau und Kindern zu beladen, konnte kein Wissender Auskunft geben. Die Muthmaßungen gingen dahin, daß die Letzteren oder wenigstens eines derselben in gewisser Hinsicht vor der Ersteren in der Welt vorhanden gewesen seien, wie das unter Leuten solches Berufs oder vielmehr solcher Berufslosigkeit vorkommen solle. Doch machte für die Verständigen eine derartige Annahme die Thorheit nicht begreiflicher, daß er der ersten, geringfügigen Unvorsichtigkeit die zweite, große einer Heirath, hinzugefügt habe. Jedenfalls geschah es ihm danach Recht, die Folgen dieser Unvernunft tragen und am Hungertuch nagen zu müssen. Außerdem mit einer Ehefrau behaftet zu sein, die ihm vom Morgen bis zum Abend die Ohren mit Gezänk über seine Trägheit und Verdienstlosigkeit füllte und, obwohl sie noch nicht viel über das dritte Jahrzehnt hinausreichen konnte, äußerlich kein anziehenderes Bild vorstellte, als ihr Inneres es täglich zum Ausdruck brachte. Christine Schmid mochte in einer kurzen Frühlingsperiode einmal jugendlich blühend, vielleicht schön gewesen sein; es ließen sich allenfalls für den Physiognomiker noch Reste davon in ihren Gesichtszügen entdecken. Aber sie gehörte zu den Frauen, deren seelischer und körperlicher

Reiz nur mit den zufriedenstellenden äußeren Lebensbedingungen Hand in Hand geht, und die, unwillig zum Ertragen und Bekämpfen von Entbehrungen äußerer Art, beim Eintreten der Letzteren leiblich und geistig erst ihr wahres Gesicht zeigen, die Hohlheit des Gemüths, von einer rasch häßlich verzerrten Hülle umgeben.

Anna Lundmark hielt heute im Vorbeikommen nicht inne, um die Thüraufschrift zu lesen; es drängte sie eilig nach oben. Die Treppe endete hier eigentlich und nur noch eine Art Hühnersteige führte weiter aufwärts, doch von der Seemannsgewohnheit des Capitäns ebenso leicht erklommen, wie von den behenden Füßen des jungen Mädchens. Hurtig kletterte sie die steilen Sprossen hinan; droben unter dem Dach befanden sich keine weiteren abgeschlossenen Räume mehr, als die von Lundmark für sich eingerichtete Kammer und ihr gegenüber ein kleiner aus rohen, halb zerplissenen Brettern gefugter Verschlag, ein Rumpelwinkel für altes Geräth, das Niemand gebrauchen konnte und das hier zwischen Staub und Spinnweben weggeworfen lag. Johannes Schmid benutzte das verkommene, enge Loch für seine „Arbeiten“, wenn ihm drunten das Gekreisch und Kindergeschrei zu laut in den Ohren gellte; ein rundes, blindglasiges Fensterchen, denen in den Unterräumen eines Schiffes ähnlich, trug etwas Licht, und wenn es geöffnet war, zum Schreiben ausreichendes herein. Dann gewahrte man durch den winzigen Rahmen

Nichts von dem Vordergrunde der Stadt oder des Hafengetümmels, sondern nur den grauen, breit hinziehenden Fluß von seiner Mitte an, und jenseits desselben, weit, weit drüben einen grünen, zumeist nicht unterscheidbaren Schimmer. Nur wenn helle Sonne drauf lag, erkannte der Blick, daß es Wald und Wiese einer fernen, unerreichbar scheinenden Küste sei.

Die breitklaffenden Ritzen des Bretterverschlages verstatteten in sein Inneres, wie aus diesem herauszuschauen und drinnen den Nutznießer bei seiner Geschäftsthätigkeit zu betrachten. Auch gegenwärtig befand er sich dort, vorgebückt auf einer umgestülpten Kiste vor einem schmalen, ausgefaserten Brett sitzend, aus dem er sich auf zwei nicht erkennbaren Unterlagen einen Schreibtisch hergestellt hatte. Johannes Schmid sah, wie die Nahrungsverhältnisse es nicht anders mit sich bringen konnten, hohlbackig und ungesund-kalkfarbig aus. Sein Brustkorb war augenscheinlich etwas gekrümmt und eingedrückt, das schon stark angegräute Haar, obwohl auch er kaum über die Mitte der Dreißiger reichen mochte, stand ihm wirblig von Stirn und Schläfen ab; die dünne, sich nur wie ängstlich hervorgetrauende Nase hatte mit ihren beweglichen Flügeln Etwas, als ob sie nach imaginären Bratengerüchen umherwittere. Er bildete das Gegentheil einer anmuthenden, fast eine groteske Erscheinung. Die abgemagerte Hand ging mit der Feder über ein Blatt; wie er den leichten Fußtritt draußen vernahm, drehte

er den Kopf, und sein Blick heftete sich kurz auf eine der Lücken in der Holzwandung. So ließen sich flüchtig auch seine Augen gewahren, doch im Schatten, gegen das Fensterlicht. Daher vermuthlich stachen sie aus dem überdunkelten Gesicht als zwei leuchtende Flecke hervor, etwas an den Eindruck erinnernd, den die glimmenden Augensterne eines Thieres in der Dämmerung erregen.

Anna Lundmark begab sich auch hier ohne Wendung des Kopfes vorüber, trat in die Kammer ein und schnell auf das Fernrohr am Fenstersims zu. Ihre Hand verstand sich darauf, dasselbe rasch einzustellen; so erhaschte ihr Blick noch eben das stromabziehende Schiff mit seiner schwarzen Rauchschleppe hinter sich. Deutlich unterscheiden ließ es sich auch durch das vergrößernde Glas nicht mehr, aber es mußte die Freya sein, die Entfernung stimmte zu der inzwischen abgelaufenen Zeit; auch das wußte das Capitänstöchterchen zu bemessen. Nun verschwand der bewegliche dunkle Punct, krabbelnder Ameise ähnelnd, hinter einer Uferbiegung; zum letzten Mal, nur ein Wölkchen Rauch blieb noch.

Anna setzte das Rohr ab und sah sich in der Kammer um. Alles stand und lag, als ob ihr Vater morgen früh hierher zurückkehre; ein noch helles, doch trotz dem klaren Himmel schwermüthiges Abendlicht ging über die Globen und Karten, die mancherlei umher hängenden und stehenden Gebrauchsstücke Lundmarks.

Das Mädchen hatte noch niemals die Abwesenheit desselben so empfunden, das Gefühl der langen Trennung so in sich getragen. Ihr Herz kam sich wie vereinsamt in der Welt vor; es liebte die Mutter gewiß sehr, aber noch inniger hing es an dem Vater. Er war ihr das höchste Bild aller leiblichen und seelischen Vollendung, des Kraftvollen und des Zarten zugleich, über ihn hinaus konnte sie sich Nichts denken. Sie trug ihn in der Brust, wie erste erwachende Liebe in einem jungen Herzen ein Ideal trägt, ohne sich selbst zu kennen und Etwas von ihm zu begehren, nur still beglückt, daß es in der Welt vorhanden ist. Und nun war dieser schöne Schutzgenius ihres Lebens ihr fern entrückt; sie konnte ihn nicht mehr sehen und hören, einen langen, langen Winter hindurch nicht mehr, nur noch an ihn denken. Ihr traten ein paar Thränen an die Wimpern, und ihre Hand legte sich hierhin und dorthin auf die Gegenstände, welche vermuthlich diejenige ihres Vaters noch vor Kurzem berührt hatte. Alles, das Geringfügigste, was mit ihm im Zusammenhang gestanden, war von einem Werth für sie beseelt worden, wie nur ein sechzehnjähriges Mädchengemüth ihn todten Dingen verleiht; sein junges, starkes Liebesbedürfniß, gleichgültig, woran es sich mit seiner vollen Jugendkraft klammert. Da hing verdeckt zwischen Anderem im Winkel eines Wandschrankes auch noch ein weißer, fast gewichtloser Leinwandrock des Capitäns, von jener Art, wie die Mittagssonnenglut der Tropen

sie erfordert. Wahrscheinlich hatte er denselben bei der letzten Abfahrt von Bahia getragen, hier nicht benutzt und versäumt, ihn jetzt wieder mit zurückzunehmen. Anna hob das papierartig feingewebte Kleidungsstück hervor und legte es sich an den Nacken; ihr war's, als ob sie noch den Kopf an ihren Vater anschmiege. Dann fiel ihr ein, vielleicht hatte er in den Taschen irgend Etwas gelassen, das sie an sich nehmen und stets bei sich tragen konnte. Sie fühlte, doch es fand sich Nichts, Alles war achtsam geleert. Nur an einer Stelle knisterte oder knitterte ihr beim Nachforschen die Leinwand leisen Tons, anders als sonst zwischen den Fingern. Das mußte einen Grund haben, aber es führte kein Zugang dorthin. Nun fühlte sie unverkennbar, daß es ein Papierstückchen sei, und ihr Nachdenken sagte, es müßte in die Brusttasche gesteckt worden und durch eine Oeffnung in dieser zwischen die beiden dünnen Stofflagen des Rockes hinuntergeglitten sein. Und wie sie suchte, entdeckte sie auch den vermutheten Spliß, zog unter ihm ein kleines zusammengefaltetes Blättchen heraus. Es war mit einigen Zeilen beschrieben, doch enttäuscht ruhte ihr Auge drauf, denn es wies nicht die Handschrift ihres Vaters. Außerdem blieb der Inhalt ihr völlig verschlossen, da er sich spanischer oder portugiesischer Sprache bediente. Aber immerhin hatte ihr Vater dies Blatt in der Hand gehalten, sein Blick darauf verweilt, und der ihrige ging deshalb drüber. Doch umsonst, was ein Begreifen der Schrift

anbetraf; sie verstand Nichts als ein einziges Wort, ungefähr in der Mitte, das großgeschrieben und wohl ein Namen war. Wahrscheinlich der eines Schiffes — „Dolores“ — sie glaubte, ihn schon einmal im Hafen an der Rückwandung eines überseeischen Fahrzeuges gelesen zu haben.

Es hatte schon ein paarmal leise an die Kammerthür geklopft, ohne daß sie es vernommen; nun wiederholte der Ton sich etwas lauter, sie sah verwundert auf und sagte: „Herein.“ Wer konnte sie hier aufsuchen, kam überhaupt hierher?

Ein Ausdruck des Mißbehagens ging im nächsten Augenblick über ihr Gesicht, denn durch die geöffnete Thür streckte Johannes Schmid oder Silvester Fabronius den grotesken Kopf herein und brachte dünnstimmig, fragenden Tons hervor: „Fräulein Anna—?“, als bedürfe er der Bestätigung aus ihrem Munde, daß sie es wirklich sei. Und ebenso ungewiß fuhr er fort: „Ich glaubte Sie vorhin vorübergehen zu hören.“

Seine Gegenwart in diesem Raum, und jetzt zumal, war ihr wie eine Entweihung. Doch ihre sechzehn Jahre wußten sich nicht dabei zu behelfen, sie versetzte nur mechanisch: „Ich ging doch leise —“ und ihr schien's, als müsse sie einen Grund dafür nachfügen: „um Sie nicht zu stören.“

Noch zögernd auf der Schwelle anhaltend, antwortete er: „Ich kenne ihren Schritt — ich meine, wer sonst sollte in diese Kammer heraufkommen? Es stört

mich nicht bei der Arbeit, wenn ich höre, daß Sie es sind, Fräulein Anna. Doch — wohl — aber anders als —"

Seine Hand machte eine halbe deutende Bewegung nach dem unteren Stockwerk hinunter, Anna Lundmark faßte Muth, sich seiner, so schnell es möglich sei, zu entledigen, und fiel ihm, als er stockte, in's Wort:

„Wünschen Sie Etwas von mir, Herr Magister?"

Mit zwei inhaltslos-blöden Augen — die Schattenwirkung mußte vorhin getäuscht haben, ihr stumpfer Ausdruck besaß Nichts von einer inneren Leuchtkraft — blickte er am Schläfenrand des Mädchens vorbei, doch seine Hand zog ein Blatt aus der Brusttasche seines fadenscheinigen, an den Ellbogen durchgeschlissenen Rockes, und er entgegnete stotternd dazu:

„Wenn Sie es mir erlauben, Fräulein Anna — ich möchte Ihnen — Sie gehen ja auch heut' Abend zu der Hochzeit des Fräuleins Silvana Rodwald mit Herrn von der Heide — mir ist der ehrenvolle Auftrag geworden, für einen der Brautführer als Tischrede ein Festcarmen anzufertigen —"

Sichtlich um seine Verlegenheit zu bemeistern, hob er sich das Blatt rasch vor die Augen und begann mit einem schwulstig pathetischen Ton zu lesen:

„Herab stieg der Olymp zu dieses Hauses Zinnen;
Versammelt seh' ich heut' darin die Charitinnen
Zu ihrer Fürstin Huldigung.
Euterpes Flöte tönt; es löst die Aganippe
Aus diesem Kelchcrystall auch mir beredt die Lippe
In strömender Begeisterung.

„Und so begrüß' ich Dich, o herrliche Silvana,
Die unter uns, zugleich als Venus und Diana,
Zum letzten Mal Du heut' verweilst!
In Jubelhymnen wallt empor die Hippokrene,
Doch füllt sie, ach, den Blick uns feucht mit einer Thräne
Der Klage, daß Du uns enteilst!

„Noch stehst Du vor uns da, umperlt von weißer Seide,
Doch schon begehrend streckt der Herrscher von der Heide
Nach Deinem Reiz den Arm; die Nacht —"

Anna Lundmark hatte, mechanisch das Blättchen aus dem Rock ihres Vaters zwischen den Fingern hin und her drehend, bis hierher ohne Aeußerung zugehört; doch nun kam ihr zugleich mit dem Verlangen, dies zu beenden, der Muth, einzufallen:

„Verzeihen Sie mir, Herr Magister — ich werde das Gedicht ja heute Abend noch zu Ende hören — aber ich komme eben vom Hafen zurück und bin jetzt — hier — nicht —"

Das Blatt zitterte leise in Silvester Fabronius' Hand. „Gefällt es Ihnen nicht?" fragte er leise.

Sie wollte ihn nicht kränken und suchte nach einem Ausweg, nicht geradezu darauf antworten zu müssen. „Ich kann mir nicht vorstellen, welchen Werth es für Silvana, von einem Andern vorgetragen, hat, der es nicht selbst —"

Der Verfasser des Festpoems wiederholte, wie es schien, unwillkürlich, in einem stoßhaft ihm aus der Brust herauffahrenden Tone: „Welchen Werth? Der

Besteller ist ein sehr reicher Mann und er hat mir zwei Thaler dafür versprochen, wenn es zu seiner Zufriedenheit ausfällt. Ich glaube, das wird's, und zwei Thaler" — es war, als wäge der Sprecher ihr Gefühl in der Hand — „zwei Thaler sind eine große Summe, Fräulein Anna — dafür kann man viel — eine ganze Zeit — aber mich freut, daß es Ihnen nicht gefallen hat — Sie haben es ja auch nicht bestellt. Das freut mich — vielleicht —"

Er schoß, sich plötzlich umdrehend, wieder aus der Thür davon, so daß Anna ihm verwundert nachsah. Sie war froh über sein Verschwinden, aber es that ihr doch zugleich leid, daß sie ihm augenscheinlich mit ihrer Bemerkung über sein Festgedicht weh gethan, ihm vielleicht Zweifel an die erhoffte hohe Bezahlung desselben erweckt hatte. Allein da tönte sein Fußtritt eilig von dem Verschlag her zurück, sein Kopf tauchte wieder durch die Thür, er hielt ein anderes, wie es schien, erst eben beschriebenes Blatt in der Hand, denn die Dinte warf noch einen halbfeuchten Glanz, und er sagte in stotternder Wiederholung des letzten Wortes, mit dem er die Kammer eben verlassen:

„Vielleicht — Fräulein Anna — darf ich Ihnen — wenn Sie es erlauben — etwas Anderes —"

Da sie, noch halb schreckhaft überrascht, Nichts zu antworten wußte, so las er wieder, doch diesmal ohne das vorherige Pathos mit veränderter, einfach natürlicher Stimme:

„Die Glocke tönt mit schrillem Klange —
Und heimlich fällt vom Wimperrand
Ihr eine Thräne auf die Wange;
Zum Abschied hält sie seine Hand.

„Ihr ist's so voll und schwer im Herzen,
Das nur mit stummen Schlägen klagt;
Die Lippe sucht noch leicht zu scherzen,
Doch weiß sie selbst nicht, was sie sagt.

„Da trägt das Schiff hinab die Welle —
Sie steigt allein zum Thurmgemach
Noch auf in rother Abendhelle
Und blickt dem Fortentschwund'nen nach.

„Noch einmal kann ihr Blick erreichen,
Was unaufhaltbar von ihr treibt;
Ein letzter Gruß, nun ein Verbleichen,
Und nur ein Wölkchen Rauch noch bleibt.

„Und aus den Wassern kommt ein Schauer,
Wie über Grüfte summt der Wind;
Ein Anhauch ist's der großen Trauer,
Die um den ganzen Erdkreis rinnt.

„So fühlt's die Brust in stummem Beben,
Doch was sie ist und spricht, versteht
Das Bangen nicht. Sie ist das Leben,
Durch das ein Riß im Innern geht."

Anna Lundmark hatte zugehört und nur nach den ersten Strophen ihre blauen Augen groß aufgeschlagen und den Leser ungläubig angeblickt. Nun schwieg er, und sie konnte sich das Gehörte noch nicht in Zusammen=

hang bringen, ihr kam nur unwillkürlich die Frage vom Mund:

„Woher wissen Sie das? Grad so habe ich vorhin drunten — und jetzt hier — und so war es mir —“

„Ja — ich dachte mir, Fräulein Anna — daß es Ihnen so zu Muth sei,“ versetzte Johannes Schmid, das Blatt zwischen den Fingern zusammenrollend, „und da habe ich —“

„Mir! Sie haben mich damit — und das bin wirklich ich?“

Sie begriff ihn noch immer nicht, es war ihr zu fremd und unfaßlich, daß sie der Gegenstand eines Gedichtes sein könne. Sie hatte sich unter einem solchen nie einen lebendigen Menschen vorgestellt — freilich die Verse vorher galten ja Silvana — aber das war auch kein Gedicht, sondern nur — ihr fehlte eine Bezeichnung dafür. Und sie wußte überhaupt Nichts zu sagen, als zu wiederholen: „Wie konnten Sie denn fühlen — und so aussprechen — wie es mir um's Herz war?“

„Ja, das — ich wußte, daß Sie von Ihrem Vater Abschied genommen hatten, und hörte sie hier herauf kommen, Fräulein Anna. Und da dachte ich — fühlte ich es mit Ihnen — es ist so eine Gewohnheit von mir.“

„Das hätte ich nicht von Ihnen gedacht.“ Das Mädchen antwortete es schnell, empfand zu spät, daß in der Aeußerung etwas Verletzendes enthalten sei, und

fügte deshalb rasch hinterdrein: „Ich meine, den Schluß, den habe ich nicht verstanden.“

„Nein, Fräulein Anna, den verstehen Sie nicht, der bezog sich auch nicht auf Sie — er kam mir nur so — und mögen die guten Götter verhüten, daß Sie ihn je verstehen lernen sollten. Nein, nur das nicht — nur Sie nicht, Fräulein Anna!“

Hatten ebenso, wie die schwulstig declamirende Stimme, auch die blöden Augen des Sprechers sich verwandelt? Welch' ein schönes, wunderbares Leuchten kam aus ihrer Tiefe bei den letzten Worten herauf! Anna Lundmark hatte es noch niemals so in zwei Menschenaugen gesehn. Ihr ward es aus den hellen, sonnenartigen Strahlen frei um's Herz, gradaus zu sagen, was sie denke, ohne Furcht mehr, den Hörer zu kränken, und sie erwiederte:

„Wenn man die Gabe hat, so einfach und schön in Versen das auszudrücken, was ein andrer Mensch fühlt, wie kann man dann“ — sie wußte doch nicht recht fortzufahren — „Sie sprachen von guten Göttern — ich meine, die Götter in dem ersten Gedicht, das Sie mir vorgelesen, gehörten nicht zu den guten.“

Was sie sagen wollte, war nicht recht deutlich herausgekommen, aber er hatte es verstanden, denn mit dem Kopf schüttelnd, antwortete er:

„Nein, das thun sie nicht, Fräulein Anna, aber die Menschen gehören auch nicht dazu, und die Götter müssen immer so sein, wie die Menschen sind, sonst

verstehen sie einander nicht. Bei dem andern Gedicht habe ich an Niemanden gedacht — doch — an das, woran ich den Tag über denken muß. Das ist ‚das Leben, durch das ein Riß im Innern geht‘."

Annas junger Kopf sann darüber nach, was er meine, und sie fragte: „Giebt es denn wirklich solche Leute, Herr Magister —?"

Doch er fiel ein: „Bitte, heißen Sie mich nicht so, thun Sie es nicht! Das Wort ist eine Unwahrheit, und Ihr Mund darf keine sprechen."

„Wenn es Ihnen lieber ist, daß ich ‚Herr Fabronius‘ sage —"

„Nein, Fräulein Anna, — nein, bitte, nennen Sie mich so auch nicht! Das ist der, welcher die ‚anderen‘ Gedichte schreibt; Sie wollten sagen: ‚Wie kann man das thun?‘ — ich danke Ihnen dafür, Fräulein Anna — die Frage hat mich glücklich gemacht. Wenn Sie mich nennen wollen, bitte, da sagen Sie ‚Schmid‘. Das ist keine Unwahrheit, und ich fühle dann, daß Sie mich damit meinen."

„Aber — wenn der andere Name Ihnen unangenehm ist, Herr Schmid — warum haben Sie ihn dann —?"

„Unter das lächerliche Papier drunten an meiner Thür geschrieben, wollen Sie sagen, Fräulein Anna. Weil er die Nothwendigkeit ist; die verlangt einen doppelten Namen für das Leben des Einen und des Andern. Jeder Mensch führt ein Doppelleben, muß

es, kann es nicht anders; das eine zeigt er, und das andere hat er nur für sich, oder höchstens noch für — nein, Fräulein Anna, Ihr Leben ist kein doppeltes, soll nie eines werden, wenn es eine gütige und gerechte Hand irgendwo über den Menschen giebt. Ich will Sie nicht länger stören, an Ihren Vater zu denken; verzeihen Sie, daß ich hierher kam. Aber ich kenne Sie ja schon seit so vielen Jahren, als Sie noch ein kleines, goldhaariges Mädchen waren, das wie ein Sonnenstrahl über die dunkle Treppe heraufflog. Nun sind Sie — nein, Sie sind noch ganz dieselbe geblieben, werden es immer bleiben. O es ist schön, ein Doppelleben zu haben! Deshalb wagte ich es vorhin, hier anzuklopfen — ich habe mir damals oft vorgestellt, Sie wären mein Kind, Fräulein Anna, ich glaubte es selbst fast. Nun nicht mehr, denn nun sind Sie — aber nach so langer Zeit ist's Einem, als habe man ein Recht drauf gewonnen — darf ich einmal wieder in diese Kammer kommen, wenn Sie hier sind, und Ihnen etwas vorlesen, was ich — drüben — geschrieben?"

Johannes Schmid wollte sich, wie es schien, ohne eine Antwort auf seine letzte Frage abzuwarten, jetzt eilig durch die Thür zurückbegeben, doch Anna Lundmark trat nun, frei von jeder Befangenheit, auf ihn zu und erwiederte rasch:

„Sie müssen mir verzeihen, Herr Schmid — thun Sie's mir mit Ihrer Hand — nein, ich will auch

keine Unwahrheit verschweigen — ich hatte mir eine andere Vorstellung von Ihnen gemacht, eine ganz andere. Können Sie mir das verzeihen?"

Er hielt ihre dargereichte Hand mit einer sonderbaren Scheu, als sei dieselbe etwas Körperloses, das man nicht erfassen dürfe, in der seinigen und versetzte: „Wie hätten Sie es anders können? Aber so mußten Sie sein — so habe ich Sie mir gedacht, Fräulein Anna —"

„Und wenn Sie zu mir hierher kommen mögen," fuhr sie fort — „ich begreife freilich nicht, was ein unbedeutendes Mädchen, wie ich, Ihnen sagen soll — aber ich bin meistens um diese Zeit hier, und wenn ich Sie klopfen höre, werde ich mich freuen."

„Nein, Sie begreifen nicht — die Sonne begreift nicht —" stotterte er, hielt erschrocken inne und fügte hastig hinterdrein: „Sie begreift, scheint es, heute nicht, daß ihre Zeit um ist, denn mich däucht, sie sollte schon untergegangen sein."

Ein wenig ungewiß streckte Anna die Hand nach dem noch von ihm zwischen den Fingern zusammengerollten Blatte und fragte: „Gehört das mir?"

„Wenn Sie es wollen? Auf Wiedersehen, Fräulein Anna — ich will Sie nicht mehr — ja, morgen auf Wiedersehen!"

Die Thür schloß sich, und sie befand sich wieder allein in der Kammer. Alles stand und lag wie zuvor, und doch war es anders. Durch das rothe Abend-

licht, das über die Dinge hinfloß, sah es ihr mit dem stummen Leuchten aus der Augentiefe Johannes Schmid's entgegen. Aus Beidem redete etwas Verwandtes, ein schöner, schwermüthig-geheimnißstiller Glanz. Halb gedankenabwesend rollte Anna Lundmark das Blatt in ihrer Hand auseinander und sah drauf nieder; ihr Blick fiel auf die Worte:

„Ein Anhauch ist's der großen Trauer,
Die um den ganzen Erdkreis rinnt.“

Mit einem leichten Schauer lief es ihr über den Rücken, es war so einsam hier geworden. Sie streckte mechanisch die Hand nach dem andern, noch auf dem Tisch liegenden Blättchen und stieg rasch die Treppen zu ihrer Wohnung hinunter.



## Drittes Capitel.

Hier war bei der Rückkunft vom Hafen Detlev Hellingborg mit Frau Lundmark eingetreten. Sie hatte ihn nicht dazu aufgefordert, aber es lag etwas Gegebenes darin, daß er sie auch in's Innere der Wohnung begleitete; eine Verabschiedung von ihm vor der Thür wäre beinahe befremdlich gewesen. Er war altjähriger Freund im Hause und gehörte zu diesem im gewöhnlichen Gang der Tage, um so mehr unter Umständen, in Stunden besondrer Art, in welchen seine Anwesenheit die wohlthätige Wirkung ausüben konnte, welche selbst aus der Gegenwart eines Fremden für ein Gefühl plötzlicher Vereinsamung in eben zuvor noch anheimelnd belebten Räumen entspringt. In dem täuschenden Hinwegbringen über diese erste, melancholische Empfindung liegt eine Aufgabe, das Verdienst eines nahestehenden Freundes, und Hellingborgs Stellung zum Hause konnte ihn nicht in Zweifel über seine Verpflichtung belassen, sich dieser Dienstleistung zu unter=

ziehen. Er schuldete es Lundmark, wie der Frau desselben; beide, der Fortgegangene, wie die Zurückverbliebene besaßen ein Recht, es von ihm vorauszusetzen.

Auch hier unten lag die Abendsonne auf den Wänden und Einrichtungsgegenständen des geräumigen, behaglichen Wohnzimmers, doch durch dunkle Vorhänge abgedämpft; nur da und dort spielten Streiflichter unbehindert herein. Eine alte Wanduhr tickte langsamen Pendelganges dem Eintretenden entgegen, sonst war Alles unbewegt an Regung und Laut.

Frau Lundmark setzte sich mechanisch an das zum Fluß niederblickende Fenster und sah hinaus, ihr Begleiter nahm auf einem Sessel in der Stubenmitte Platz. Sie schwiegen Beide; Hellingborg schien nach der Anknüpfung eines für seine übernommene Aufgabe geeigneten Gesprächsthemas zu suchen, doch es nicht zu finden. Endlich sagte er:

„Es ist so still hier, Sie sollten etwas singen, Frau Hedwig.“

Sie drehte den Kopf. „Danach kann mir wohl nicht zu Muth sein, lieber Freund.“

„Ich meinte nichts Fröhliches, sondern was Ihrer gegenwärtigen Empfindung Ausdruck gäbe. Aber Sie haben Recht, das Gefühl einer Frau ist immer richtiger. Nur, däucht mich, hat das Pendelticken augenblicklich etwas Beleidigendes für das Ohr, und mein Gedanke war, das Ihrige davon zu befreien. Verzeihen Sie, daß ich mich in dem gewählten Mittel dafür versah,

doch bedarf es ja der Stimme nicht, auch die Hände können den nämlichen Zweck erreichen."

Hedwig Lundmark stand auf und trat an's Klavier. Die Worte des Sprechers hatten ein feines Empfinden in ihre Seele hinein kundgegeben, der methodische Secundenschlag durch die Stille that ihr weh im Ohr. Er erinnerte an den gleichförmigen Schaufelschlag eines Dampfschiffrades; aus jedem Ticken kam es wie eine Welle, die sich der voraufgegangenen anreihte und ihr Kreisen weiter dehnte.

Nun saß sie und schlug die Tasten an. Auch darin hatte er Recht gehabt, aus den Tönen floß etwas Beschwichtendes hervor, das von dem bestimmten, nur auf einen Punct gerichteten Denken erlöste. Im Beginn hatte sie nur seiner Aufforderung willfahrt, weil sie wußte, daß sie ihm durch die Musik Angenehmes bereite, doch bald vergaß sie diesen Beweggrund und spielte aus eigenem Bedürfniß fort. Sie fühlte dabei, wenn sie allein hierher zurückgekommen wäre, würde sie es nicht gethan haben, aber er sei ein Kenner des Menschengemüthes, und sie war ihm dankbar für seinen Antrieb.

Die Sonnenstrahlen fielen nicht auf sie, doch unweit von ihr in einen gebauschten Vorhang und umgaben sie durch diesen hin mit einem abendlichen Goldton, von dem sie sich in ihrer ruhigen Haltung gleich einem alten Bilde abhob. Nur stellte dies selbst in ihr nichts von einem leisesten Anhauch des Alters

Berührtes dar, sie erschien in dem röthlichen Lichtaufglanz um sie eher noch jugendlicher als sonst. Die feine Färbung ihres Gesichtes gewann darin etwas Aetherisches, das lichtblonde Haar, das ihre Hand nach dem Ablegen des Hutes nicht geglättet, hatte auf dem Scheitel flimmernde Fäden gelockert und ließ diese gleich einem leisen Strahlenschein über ihm schweben. Es war ein Madonnenbildniß, von der Hand eines alten Meisters nach einer deutschen Frau gemalt, und besaß, wie jene Kunstschöpfungen eines idealen Dranges, etwas Mädchenhaftes und Zeitloses. Wenn die Hand aus der überschatteten Mitte der Tasten an den Rand derselben gerieth, tauchten ihre langen, schmalen Finger gleich windbewegten Kelchblättern einer weißen Blume flüchtig in das Goldlicht ein und verschwanden wieder.

Detlev Hellingborg saß zurückgelehnt, dem Anschein nach wie ein Schlafender. Wenigstens hörte er dem Spiel manchmal geraume Zeit lang mit geschlossenen Augen zu, dann öffnete er plötzlich die Lider und nahm regungslosen Blicks das Bild vor ihnen auf. So wechselte er; diese Veränderung schien ihm den Genuß der Musik zu erhöhen.

Hedwig Lundmarks Spiel war, wie Alles an ihr vorher wissen ließ, nicht das einer Virtuosin, sondern von schlichter, vielleicht fast zu unkünstlerischer Einfachheit. Es konnte nichts wiedergeben, was nicht in ihr selbst war, und man fühlte, nur das Weiche, sich melodisch Anschmiegende gelang ihr; für ein schnelles

Tempo der Erregung, der Kraft und Leidenschaftlichkeit gebrach ihrer Natur die Uebereinstimmung. Sie hatte als junges Mädchen Unterricht genommen, um nach dem Tode ihrer Eltern befähigt zu sein, sich vielleicht als Musiklehrerin ihren Lebensunterhalt zu erwerben, und durch Fleiß eine gewisse Stufe erreicht. Doch sie besaß keine eigentlich musikalische Begabung, im Grunde nur die poetische Hälfte einer solchen, und hatte, durch ihre Heirath der Lebensnothdurft entrückt, sich von dem Erlernten nur dasjenige bewahrt und weiter ausgebildet, was ihr selbst zur Befriedigung, zum Ausdruck ihres eigenen Gefühls diente. Ab und zu verrieth eine leicht ungeduldige Handbewegung ihres gegenwärtigen Zuhörers das Verlangen nach einem stärkeren Einsatz, doch sie blieb sich bei jeder Wiederkehr solcher nicht unberechtigten Forderung gleich, konnte und wollte wohl ebensowenig nicht über sich hinaus. Nun hatte sie die ziemlich lange Sonate beendet und das Licht während des Spielens stark abgenommen, so daß ihr zuletzt das Unterscheiden der Noten schwer gefallen war. Der rothe Goldschein starb zu einem blassen Vergehen hin, hob mit seinem letzten Schimmer nur noch ihre Hand hervor, die sie unbewegt auf der zuletzt angeschlagenen Taste belassen. Ebenso richtete sie schweigsam den Blick vor sich hin, und eine Minute lang lag Lautlosigkeit über dem Zimmer. Dann fragte eine Stimme hinter ihr:

„Woran denken Sie, Frau Hedwig?“

Sie schrak leicht zusammen und ihr Kopf flog herum. „Sie? Ja so — ich hatte ganz vergessen —“

„Das ist eine Eigenschaft schon aus Kindertagen an Ihnen, die Sie nicht vergessen haben.“

Hellingborg stand auf, machte einige Schritte durch's Zimmer und fügte nach:

„Eine Frage, die man sich selbst zu beantworten weiß, ist thöricht, und so war es meine. Aber es sollte meine Ansicht ausdrücken, daß Ihre Gedanken eine falsche Richtung innehalten.“

„Es kann heute wohl nur eine Richtung für sie geben.“

Er blieb erwiedernd stehen. „Gewiß, und ich habe nicht gesagt, daß Sie versuchen sollten, Ihre Fähigkeit des Vergessens nach dieser Richtung zu benutzen, obgleich es vielleicht der klügste Rath wäre. Doch sicherlich ist es der eines Freundes, Ihr Denken und Empfinden sich nicht auf einer irrigen Bahn bewegen zu lassen.“

Frau Lundmark hob die Stirn gegen ihn. „Womit meinen Sie? Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie fühlen sich vereinsamt, verlassen, und Ihr Herz erhebt eine Anklage gegen die Ursache dieses Zustandes, in dem Sie sich befinden. Es fragt: ‚Warum ist es so? Was nöthigt dazu?‘“

„Dann wäre das Herz, wie Sie gesagt, auf einer irrigen Bahn, mein Freund, denn es würde von einer Liebe beherrscht, die zuerst an sich dächte.“

„Und an was denkt sie vorher noch?“

„An das Gefühl dessen, der einsam von uns in die Fremde zieht. Seine Frau, seine Tochter, wir können von ihm sprechen, für uns lebt er, doch für ihn —“

„Sind sie todt, meinen Sie? Ich könnte wiederholen: ‚Warum thut er's, da kein Zwang ihn mehr nöthigt?‘“

Detlev Hellingborg setzte sich in den Sessel zurück, schloß die Augen und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Wenn ich von Liebe spreche, mag es Ihnen klingen, wie wenn ein Blindgeborener vom Licht redet. Aber er hat durch das Ohr von der Schönheit desselben vernommen, und seine Phantasie sucht sich vielleicht eine Vorstellung davon aufzubauen. So schweift vermuthlich wohl auch meine Einbildung in der Irre, oder sie wird in ihrer Unfähigkeit, einen Anhalt bei mir selbst zu finden, durch die Erinnerung an die Lenau'schen Verse beeinflußt:

‚Nie soll weiter sich in's Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.‘

Das Gedicht redet freilich vom Lande, nicht vom Meer, bemerke ich erst, wie ich es mir in's Gedächtniß bringe.“

Der Sprecher setzte das Letzte leicht scherzenden Tones hinzu, die Aeußerung kam augenscheinlich seinem

Bestreben, eine Aufheiterung der Freundin zu erzielen, entgegen. Diese erwiederte:

„Es wäre schön, wenn es nicht sein müßte. Doch das Eine ist Dichtung und das Andre das Leben. Sie decken sich wohl im Wunsch, nicht in der Wirklichkeit.“

„So würde ich mir, wenn ich mich in Ihrer Lage befände, die Wirklichkeit fortdichten, Frau Hedwig.“

Ein unwillkürliches Lächeln ging um die Lippen der Angesprochenen. „Sie sind oft genug mit meinem Gesang und Spiel nicht einverstanden, Hellingborg; sollte ich mir durch Dilettantismus in einer neuen Kunst noch weitere Mißbefriedigung bei Ihnen zuziehen?“

„Ich habe Sie nicht zur Schriftstellerin mit der Feder, nur zur Dichterin in der Phantasie machen wollen.“

„Auch die, wissen Sie wohl, ist nicht besonders lebhaft bei mir. Doch welche Beihülfe könnte sie mir nach Ihrer Meinung leisten?“

„Die Uhr geht wieder fort.“ Es begann zu dämmern, Detlev Hellingborg stand auf, trat an die Wand und hielt mit der Hand den Pendel an, so daß sein zeitmessendes Ticken plötzlich auslosch und völlige Lautlosigkeit im Zimmer eintrat.

„Warum thun Sie das?“ fragte Frau Lundmark.

„Um die Einbildung zu unterstützen, die außerhalb der Zeit liegt.“ Er setzte sich wieder, schwieg einige Augenblicke und fuhr fort:

„Ich bin mit Ihnen hierhergegangen, Frau Hedwig, um Ihnen über die ersten Zeitstunden der Trennung von Ihrem Manne, soweit es in meinen Kräften steht, hinwegzuhelfen. Meine irrende Auffassung der Liebe glaubte, Sie bedürften des Trostes, der Ablenkung der Gedanken von Ihrem eignen Entbehrungsgefühl. Doch Sie haben mich belehrt, daß die Liebe der Frau nicht zuerst an sich selbst, sondern an die traurige Verlassenheitsempfindung des Andern gedenkt. Diesen Schmerz gilt es also für mein Trachten zunächst zu bekämpfen — ich versetze mich in ihn hinein, als ob er der meinige sei; ich habe ja auch einen Freundesantheil an ihm — und ich vergegenwärtige mir, daß die Phantasie in solcher Lage eine mächtige Hülfsgenossin sein könnte. Mit ihrem Beistande würde ich mir vorzustellen versuchen, der Beklagte sei in Wirklichkeit nicht so beklagenswerth. Er fahre nicht in eine kalte Fremde, sondern in eine sonnenwarme Heimath, die ein halbjähriger Traum ihm bereite. Und in diesem empfinde er keinen Schmerz, vielmehr ein stetes Glück, sich von Armen der Liebe, seines Weibes, seines Kindes umfaßt zu fühlen. Ein Traum kann ja so lebhaft sein, daß er sich so schön, schöner noch als Wahrheit empfindet. Von dem würde ich ihn mir umgeben, in einem Zauberbann gehalten denken, und aus dieser Vorstellung, däucht mich, schwände dann das Quälendste der Liebe, das Mitfühlen seiner Verlassenheit dahin."

Detlev Hellingborg schwieg, offenbar eine Er-

wiederung auf seinen Freundesrath erwartend. Allein es blieb still, und nach der vorigen Gewöhnung des Ohres hatte es etwas geisterhaft Lebloses, daß die Uhr nicht mehr tickte. Dann fragte die Stimme Hedwig Lundmarks aus schon halbem Dunkel:

„Wie sagten Sie?“

„Sie haben, wie vorhin, vergessen, darauf zu hören.“

„Doch — aber —“ sie stand auf — „mich dünkt, es hat etwas Beängstigendes, wenn die Uhr nicht mehr geht, als ob —“

„Vorhin empfanden Sie es anders. Sie sollten den Pendel stehen lassen, bis zu dem Tage, an dem Ihr Mann zurückkommt, und vergessen, daß eine Zeit inzwischen ist.“

Die Frau war zur Wand hinangetreten, und das Ohr vernahm, daß sie den Pendel wieder in Bewegung gesetzt hatte. An ihren Sitz zurückkehrend, sagte sie: „In einem Hausstande kann man eine sicher gehende Uhr nicht entbehren.“

Es ließ sich nicht mehr gewahren, nur noch hören, daß die Antwort Hellingborgs von einer halben lachenden Lippenregung begleitet sein müsse. „Wollen Sie die Verständigkeit der Hausfrau meiner Phantasie entgegenhalten, die zu viel verlangt hat, daß die Ihrige ihr folgen solle? Oder fürchten Sie sich noch, wie Sie es als Kind thaten, im Dunkel?“

„Wovor?“

„Vor einem Schimmer, einem ungewissen Etwas, daß es durch Ihre Einbildung lebendig, ein Gespenst von Fleisch und Blut werden könnte? Das ist freilich ein Widerspruch, denn Gespenster haben ja nicht Fleisch und Blut, und außerdem sind Sie kein Kind mehr, und Ihre Vernunft sagt Ihnen, daß keine Gespenster auf der Erde umgehen. Allerdings meinte Hamlet, es gebe Dinge zwischen Himmel und Erde, die unsere Schulweisheit sich nicht träumen lasse, aber er hatte überreizte Augen und sah Geister, die Niemand außer ihm wahrnahm. Man hieß ihn deßhalb verrückt, denn man verlangte Beweise für seine Einbildungen von ihm, die er nicht bringen konnte, und die Verständigen lachten über seine tollen Phantasien. Was haben wir denn mit Hamlet zu thun, wovon sprachen wir vorher? Ja so, die Phantasie — die meinige ließ auf ihn gerathen; man kommt im Zwielicht leicht einmal von dem Weg, den man zu gehen vor hat, ab. Doch führt ja in unserem Fall auch jede Abirrung gleicherweise zu dem erstrebten Ziel, hat ihre Aufgabe erfüllt, Sie über einige Minuten dieser Trennungsstunde wegzutäuschen. Es wird spät, Sie werden sich zu Ihrer festlichen Abendgesellschaft rüsten müssen, Frau Hedwig. Ich bin ebenfalls geladen, doch was sollte ich bei einer Hochzeit? Ich käme mir so ungeeignet dabei vor, wie der steinerne Gast des Don Juan."

Detlev Hellingborg war aufgestanden und hatte seinen Hut genommen, um sich zu verabschieden. Sein

Zweck, der ihn zur Hierherbegleitung Frau Lundmarks veranlaßt, war erreicht, doch er blieb einige Augenblicke zögernd stehn und nahm noch einmal das Wort:

„Vergessen Sie, Frau Hedwig, worauf meine thörichte Phantasie verfiel, um Ihr zu lebhaftes, schmerzliches Mitempfinden der Vereinsamung Ihres Mannes etwas zu beschwichtigen. Die vorhandene Wirklichkeit bietet Ihnen ein viel unfehlbareres Mittel dafür dar. Sagen Sie sich, er ist ein Glücklicher, der das Höchste besitzt, was Menschenbegehren sich zu erträumen vermag, nicht dem Schicksal von ihm abgerungen, sondern ihm mühelos als ein Geschenk des Himmels zugefallen, daß er sich nur zu bücken gebraucht, um es aufzuheben. So lassen Sie ihn vor Ihren Augen stehn, die ihm über's Meer folgen — oder nicht folgen können — und dann stellen Sie sich vor, er hätte, wäre das Alles nicht, sondern ein Unglücklicher, verwaist und vereinsamt vom Leben seit dem ersten Schritt, den er in die Welt gethan; zurückgewiesen, wo er die Hände ausgestreckt; vor verschlossenen Thüren stehend, wo er klopfte. Das wäre noch kein Menschenelend, denn ein muthiger Wille könnte solchem Geschick Stolz und Trotz entgegensetzen, seine Wunden, die Mißachtung eines verfehlten Daseins schweigend zu tragen. Aber stellen Sie sich ihn vor, daß er ein Doppelleben führe, das eine ruhig und gelassen vor den Augen der Welt, mit gleichgültigem Blick philosophisch ihre Güter geringschätzend, vielleicht von ihr beneidet — das andere

von einer brennenden, immer anwachsenden Sehnsucht nach dem verzehrt, was ihm versagt worden, was er Anderen — vielleicht Unwürdigeren — von der Laune des Himmels zugeworfen, von ihnen lächelnd als verdientes Erdenglück annehmen sieht — verfolgt von ruhlosen Geistern, die ihm in schlaflosen Nächten raunen — was? Ich weiß es nicht, meine Phantasie reicht dazu nicht aus — doch sie werden sagen, er könne möglicherweise das gewinnen, das erringen, wonach sein Herz vergehe, wenn er — wenn es ihm gelinge. — Meine Einbildung baut Ihnen wieder aus Wolkenzügen Unfaßliches auf, Frau Hedwig, aber versuchen Sie, einen Unglücklichen der Art für eine mögliche Wirklichkeit auf der Erde zu halten, und einer solchen setzen Sie den Glücksreichthum entgegen, den Ihr Mann mit sich über das Meer nimmt, als Eigenthum festhält, wo immer er sein mag. Dann werden Sie zu der Beruhigung gelangen, ihn als nicht so beklagenswerth zu empfinden — gute Nacht, Frau Hedwig. Wenn ich galant wäre, hätte ich auf Ihre Aeußerung vorhin erwiedert, Ihr Klavierspiel habe sich verbessert, doch Sie wissen, ich spreche nicht, was ich nicht denke. Mir fällt ein Spruch dabei ein, den ich als Knabe bei meinem alten französischen Lehrmeister auswendig lernen mußte:

L'homme, qui joint à l'esprit
La sagesse et l'expérience,
Pense toujours, ce qu'il dit,
Mais non dit toujours ce qu'il pense.

Sie lächeln vermuthlich über meine Eitelkeit, die sich Geist und Weisheit zumesse, doch ich mache nur Anspruch auf die Erfahrung. Und ich habe durch bald zwanzig Jahre erfahren, daß es vergeblich ist, von Ihrer Natur bei der Wiedergabe eines Tonwerkes eine raschere Bewegung, Etwas zu erwarten, was Sie nicht besitzen. Sie sehen, wie thöricht ich bin, ein wenig Weisheit in mir würde darüber schweigen, um sich nicht unnöthig bei Ihnen herabzusetzen. Aber unsere Bekanntschaft ist ja so alt, daß Sie auch erfahren haben, ich mache keine Complimente und spreche keine inhaltsleeren Worte. Ich will noch bei Anna vorsehen, ob ich sie schon in ihrem ersten Gesellschaftskleid bewundern kann. Es war ein guter Gedanke von Lundmark, darauf zu bestehen, daß Sie beide diesen Abend außer dem Hause zubringen, und es wird ihm sicherlich auch zur Beruhigung dienen, Ihre Gedanken durch Etwas von der unausgesetzten Beschäftigung mit ihm abgelenkt zu wissen."

Die Stimme Hellingbergs hatte sich während seines andauernden Sprechens mehrfach verändert, nicht sowohl in einem Wechsel der Tonart, als im langsameren und schnelleren Hervorbringen der Worte. Sie war über Einiges, über die Vorstellung des Gegensatzes, den Frau Lundmark sich der Glückesfülle ihres Mannes gegenüber entwerfen solle, fast hinweggeflogen, danach hatte sie, dem Schluß zu, eine leichte Bewegung und scherzend-anmuthige Klangfärbung angenommen, um am Ende

wieder einer ernst nachgefügten Ueberzeugung Ausdruck zu leihen. Der Sprecher verfügte fraglos über eine Meisterschaft der Rede, das von ihm Bezweckte durch sie zu erzielen und wieder fallen zu lassen, sobald seine Absicht erfüllt worden, ohne daß sich eine Absichtlichkeit aus dem einen oder dem andern herausfühlen ließ. Die Fugen zwischen beidem verwischten sich unmerkbar in vollkommenster Weise.

Es war so dunkel jetzt, daß sich nur noch der Umriß der Gestalt Hedwig Lundmarks gegen das Fenster abhob; daß Detlev Hellingberg bei seinen letzten Worten die Hand zur Verabschiedung vorstreckte, konnten die Augen nur mehr an einem leichten Schimmer wahrnehmen. Wenigstens schien es dem Blick der ersteren einige Sekunden lang zu entgehen, denn ihre Hand verharrte, ohne sich zu regen, in ihrer herabhängenden Lage. Dann jedoch hob sie sich mit einer raschen Bewegung zum üblichen Abschiedsgruß nach der seinigen. Ihre Gewohnheit des Handreichens schien gleichfalls in einem nur flüchtigen Erfassen und schnellen Zurückziehen zu bestehen, und er verließ das Zimmer. Draußen brannte bereits das Flurlicht, Hellingborg ging an einigen Thüren vorüber, dann klopfte er an eine, dem Ausgang zunächst belegene. Die Stimme Anna Lundmarks rief herein und er trat in ihre Stube, wie er zuvor die Absicht kundgegeben. Sie hatte ihr neues Gesellschaftskleid noch nicht angelegt, doch es lag lichtblau ausgebreitet auf dem Sopha, und sie befand sich

in der Vorbereitung für ihren Anzug, stand kleidlos in einem weißen Mieder und rothem Unterrocke da. Offenbar hatte sie in dem Anklopfenden die Magd vermuthet, sie ward ein wenig verlegen, griff mechanisch nach einem leichten Tuch, das sie um den bloßen Hals legte, und sagte verwundert: „Bist Du's, Onkel Detlev? Warst Du noch bei der Mama? Ich meinte, die Therese —"

Er nickte und gab Antwort: „Statt dessen war's der Onkel; Du willst Dich doch nicht vor ihm geniren, Kind? Ich habe Dich ja hundertmal so auf den Knieen geschaukelt. Du solltest so zu Deinem Fest gehen, das stände Dir hübscher als alle Kleider."

In seine scharfen grauen Adleraugen trat etwas ihnen fremd Stehendes, wie er das Mädchen ansah, ein weicher, fast zärtlicher Glanz. Anna lachte unwillkürlich: „Aber Onkel Detlev — ich glaube, Du möchtest, daß ich als Aschenputtel hinginge."

„Nein, ich halte nicht viel von den Augen der Königssöhne in unserer Zeit, und er soll auch noch nicht kommen. Du hast recht, freue Dich darauf, daß sie Dein Prachtgewand bewundern werden, und damit sie's noch mehr thun, habe ich Dir für Deine erste große Gesellschaft eine Kleinigkeit mitgebracht."

Er zog ein Etui aus der Tasche, in dem bei'm Oeffnen ein reizvolles, zartfarbiges Halsband aus weißen Sternblumen und Vergißmeinnicht einen Frühlingsglanz aufwarf. Anna sah mit dem staunendbe-

glückten Blick sechzehnjähriger Mädchenaugen auf das kostbare Geschenk und stotterte ein bischen vor Ungläubigkeit:

„Das soll ich —? Du bist immer so gut gegen mich, Onkel Detlev —“

„Nur Eitelkeit, Kind, daß die Leute Dich anschauen sollen. Komm, wir wollen sehen, wie's Dir steht.“

Er streckte die Hand nach ihrem Tuch, doch sie kam ihm schon zuvor, nahm es selbst rasch jetzt von ihrem Halse wieder fort und legte sich das zierliche Geschmeide darum. „Ist's so, wie Du Dir's gedacht, Onkel Detlev?“

„Ja, Anna.“ Sein Blick ruhte nicht auf dem Halsband, sondern in einem stummen Gemisch von Rührung und Freudigkeit kurz auf den weichen, rosig aus dem Miederrand aufsehenden Schultern. „Es ist ganz so, mögen die Frühlingsblumen in einen schönen Sommer hineinblühen, Anna! Und wenn Du erst Dein Prachtkleid über Dir hast und kein Aschenputtel mehr bist! Leb' wohl, Kind, ich will Dich nicht länger beim Ankleiden aufhalten. Sei vergnügt heut' Abend, das ist für die kleinen Dinger da an deinem Hals, als ob sie in einen frischen Quell gesetzt würden; davon blühen sie erst recht auf.“

Hellingborg legte zart die Hand um das volle, weiche Haar am Hinterkopf des Mädchens, bog mit einem sanften Druck ihre Stirn etwas gegen sich vor, küßte sie leicht darauf und wandte sich nach einem

kurzen Nicken in ihre Augen wieder der Thür zu. Ihr dankbarer Aufblick sprach, daß sie den eigentlichen Zweck des schönen Geschenkes verstanden, es sei weniger um der Gesellschaft willen, als um sie etwas über den Fortgang des Vaters zu trösten. Bei der Umdrehung fielen die Augen Hellingborgs auf einen von der Lampe erhellten Tisch, er stutzte mit einem leicht unzufrieden veränderten Gesichtsausdruck, hielt noch an und fragte: „Wer schreibt Dir denn solche zerknitterte Briefe, Kind?“ Seine Hand faßte nach dem Blättchen, das Anna von droben aus der Kammer mit heruntergenommen, sie antwortete, ein wenig über den Ton seiner Frage verwundert, doch ohne den Sinn derselben aufzufassen, wo sie das Blatt gefunden, aber die Schrift darauf sei spanisch oder portugiesisch, sie könne es nicht lesen. „Was ist Dir, Onkel Detlev?“ fügte sie hinzu. „Friert's Dich?“

Es war ihm wie ein jäher Frostschauder durch die Glieder gefahren und hatte seine Finger wie das Papier, auf das er die Augen niedergebückt, zusammengezogen. Nun sahen seine Augen mit einem harten, scharfen Licht in das Gesicht des Mädchens auf, und er stieß zwischen den Lippen hervor: „Du hast das —? ja, es wird schon kalt am Abend, und ich bin leicht angezogen. Oder vielleicht meldet sich mein alter Reisegefährte aus den Wendekreisen, das Fieber einmal wieder zum Besuch. Es ist der treueste Lebensgenosse; wen es sich einmal ausgewählt hat, den läßt es

nicht mehr, auch wenn es ein halbes Jahr ausgeblieben."

Die letztere Annahme erschien als die zutreffende, denn das Gesicht Detlev Hellingborgs hatte sich, während er sprach, mit einer heißen, fieberhaften Röthe übergossen. Er mußte sich sichtlich beherrschen, um ein Zittern seines Körpers zu verbergen, und setzte mit einem gezwungen um die Mundwinkel gehenden Lachen hinzu: „Deine Mama würde mir Kamillenthee anrathen; es wird das Beste sein, mich nach ihrer ärztlichen Vorschrift zu behandeln. Dies kann auch ich so nicht verstehen, mein Portugiesisch ist stark eingerostet und bedarf einmal der Auffrischung. Aber wenn es Dich interessirt, will ich mit Hülfe meines Wörterbuches zu Hause herausstudiren, was es bedeutet."

Er steckte das Blättchen in seine Tasche und ging jetzt rasch zur Thür hinaus, ohne mehr umzublicken. Anna Lundmark setzte ihr Umkleiden fort; sie befand sich für ihre Jahre nicht im Wachsthum zurück, aber es ließ gegenwärtig keinen Zweifel, sie war noch ein großes Kind, nicht allein körperlich, auch im Gemüth. Sie empfand noch immer lebhaften Kummer über die Fortreise ihres Vaters, doch sie fühlte sich zugleich stolz, daß Johannes Schmid sie zum Gegenstand eines Gedichtes gemacht hatte, und war erzürnt auf sich selbst, so oft im Stillen über ihn gelacht zu haben. Dazwischen freute sie sich an dem Anblick ihres blauen Kleides, betrachtete das Halsband und dachte an den

guten Onkel Detlev. Nach dem Vater war er ihr eigentlich der liebste von allen Männern, die sie kannte. Alle jungen Leute, mit denen sie hie und da zusammengetroffen, konnten gar keinen Vergleich mit ihm aushalten, weder äußerlich, noch nach ihrer inneren Beschaffenheit; sie hätte ihn heirathen mögen. Freilich war er wohl beinahe dreimal so alt als sie, aber das thäte ja nichts. Aeltere Männer waren ganz anders als die jungen, man mußte sie viel lieber haben. Es lag wohl dran, daß sie ganz andere geistige Bedeutung hatten — Anna konnte nicht umhin, plötzlich wieder zu lachen — nein, die hatte Johannes Schmid auch und ein so feines, zartes Gefühl dabei, wenn er nicht Silvester Fabronius war, aber ihn würde sie doch nicht heirathen. Dazu mußte Jemand doch auch leiblich ein schönes, edles Aussehen haben — warum hatte der Onkel Detlev sich eigentlich nicht verheirathet? Vermögend genug war er doch sicherlich dazu, und mit einer Frau, die zu ihm paßte, wäre er gewiß sehr glücklich geworden. Sie müßte sehr gebildet sein, zartsinnig und gemüthvoll, ernst und heiter zugleich sein, so wie er selbst dies war oder sein konnte. Zuweilen freilich konnte sein Wesen auch einen anderen Ausdruck haben, etwas Hartes, beinahe Furchterregendes in seinen Augen liegen. Sie fürchtete sich zwar nicht davor, natürlich nicht, es war ihr nur unverständlich —

Nun warf Anna ihr blaues Kleid über. Wie groß

erwachsen sie sich im Spiegel darin ausnahm, wie eine Dame!

Ihr kam ein Wort Johannes Schmids in's Gedächtniß zurück, daß er ein doppeltes Leben führe, jeder Mensch thue das. Wie sie sich so im Spiegel sah, begriff sie's, sie that es auch. Das Bild da war sie doch eigentlich gar nicht; sie fühlte, es mußte sich ganz anders bewegen und behaben, als sie. Wenn ihr das nur möglich fallen würde!

Führte der Onkel Detlev auch ein Doppelleben? Nein, alle Menschen thaten dies ja doch nicht, darin irrte Johannes Schmid sich. Ihre Mama gewiß nicht und ebenso ihr Papa nicht. Nur mußte dieser es insofern, als sein Beruf ihn nöthigte, die eine Hälfte des Jahres in Brasilien zuzubringen. Aber das war nicht unter einem Doppelleben zu verstehen, sondern etwas Anderes. Ganz verstehen, was es bedeute, ließ sich doch wohl nicht.

Die Thür öffnete sich, und Frau Lundmark trat herein. In ihren Augen lag etwas Gedankenabwesendes, sie sah ihre Tochter einige Secunden lang an, als komme ihr nichts dabei zur Vorstellung. Dann jedoch sagte sie: „Bist du schon fertig angekleidet? Ich meine — habe gedacht — wir thäten doch besser, zu Hause zu bleiben. Mir ist es nicht nach fremden Menschen zu Muth, und in der großen Menge wird Niemand uns vermissen.“

„Ist es Dir nicht gut, Mama?“

„O doch, mein Kind, nur —“

„Ich meine nur — mir ist es auch nicht um die Gesellschaft — aber wir haben es dem Papa versprochen, Mama —“

Anna stockte einen Augenblick und wurde ein bischen roth, dann setzte sie hinzu: „Er denkt sich uns dort, das ist ihm eine Beruhigung, und — und wenn er wüßte —“

„Ja, Du hast recht, wir haben es ihm versprochen und dürfen ihn nicht täuschen. So wollen wir doch gehen.“

Die Röthe auf Annas Wangen stieg noch etwas mehr an. Sie hatte sich gewiß keiner Lüge schuldig gemacht, aber ganz allein die Wahrheit war es auch nicht gewesen. Darin gab sich wohl das eigentliche Doppelleben kund, von dem Johannes Schmid gesprochen. Es bedrückte ihr die Brust, und sie sagte jetzt schnell:

„Aber wenn es Dir lieber ist, Mama — ich bleibe sehr gern zu Haus.“

„Nein, Anna, der Papa hat es so gewünscht und gewußt, daß es am besten sei. Du sagst, er denkt an uns, — es wäre ein Frevel, wenn wir seinen Glauben an uns erschütterten, auch ohne daß er es weiß — er könnte es fühlen. Ich wollte, daß ich nicht — daß ich nicht so lange gewartet hätte, nach Dir zu sehn. Dein Kleid ist hübsch gerathen — ja, er stellt sich Dich

jetzt darin vor; du sollst ihn darin empfangen, wenn er zurückkommt, dann schließt sich ihm der Tag unmittelbar an sein Denken in dieser Stunde an, und die Uhr hat nicht still gestanden. Woher hast Du denn das?"

Es machte den Eindruck, als ob der Blick Hedwig Lundmarks nach Etwas gesucht habe, um irgendeine Frage an ihre letzten Worte anzuknüpfen. Anna gab Antwort:

„Vom Onkel Detlev, Mama, er hat es mir eben gebracht. Nicht wahr, es ist wunderhübsch? Er ist immer so gut."

Ihre Mutter hielt das Halsband, das sie vom Tisch genommen, in der Hand und sah einige Augenblicke darauf nieder. Dann erwiederte sie: „Jetzt eben hat er es Dir gebracht? Ja, er ist gegen Dich immer sehr gut gewesen. Aber heut' Abend möchte ich Dich nicht damit sehen, es steht nicht zu Deinem Kleide, Kind. Dafür haben Männeraugen weniger Verständniß und Du auch noch nicht. Ich will es Dir bewahren, bis — bis der Papa wiederkommt. Dann ist es Frühling und wird es zu ihm passen. Doch jetzt ist es Zeit, daß ich mich auch fertig mache."

Etwas betroffen sah Anna der Mutter nach, die mit dem Schmuck das Zimmer verließ. Die erstere trat vor den Spiegel und sagte halblaut: „Ich meine, es hätte gut zu dem Blau gestanden; die Mama muß

ganz andere Augen haben als ich und der Onkel Detlev. Wie konnte er nur frieren? Ich finde es so warm, beinah heiß."

Das fanden wohl die meisten Stadtbewohner, denn es war eine für den Septemberabend ungewöhnliche Temperatur. In den Straßen bewegte sich vor den glänzend erhellten Kaufläden ein reges sommerliches Leben, schnell schritt jetzt Detlev Hellingborg durch das Getümmel seiner Wohnung zu. Sie war ziemlich weit und in einem stilleren Viertel belegen; an der Ecke einer hier fast menschenleeren Straße hielt er unter einer Laterne mit plötzlichem Ruck an. Seine Hand hatte sich auf den ganzen Weg bisher fest gegen seine Brusttasche gepreßt gehalten, als ob er Etwas daraus zu verlieren befürchtete; nun zog er das kleine zerknitterte Blättchen hervor, das er von Anna Lundmarks Tisch mitgenommen, und hob es gegen das Licht. Ihm mußte der Gedanke kommen, doch vielleicht bei näherer Betrachtung noch so viel Portugiesisch zu können, um auch ohne Hülfe des Wörterbuches die Erfüllung seiner dem Mädchen gemachten Zusage zu versuchen. Und es gelang ihm gegenwärtig auch, denn er übertrug, ohne auf eine Schwierigkeit zu stoßen, mit halber, nach innen gewendeter Stimme den Inhalt der wenigen Zeilen in's Deutsche:

„Die Nachricht, daß das Schiff erst in sechs Tagen von Porto Seguro zurückkommen kann, ist wie ein böses Unwetter für Dolores, daß sie ihren Namen mit

Recht trägt. Sie wartet mit Schmerzen auf die Rückkunft, die Zeit bis zur Abfahrt ist für sie nur so kurz mehr, sie kann keine Stunde davon entbehren. Wie lange Tage und Nächte muß sie dann im einsamen Meeresbett verbringen, umstürmt und umseufzt von kalten, feindlichen Winden, nur geschaukelt von den Wellen ferner Hoffnung. Hier ist, ‚porto seguro‘, mi capitan — drum früher, denn jede Minute ist uneinbringlich.“

Hellingborg faltete das überlesene Blatt wieder zusammen und begab sich weiter, seiner Behausung zu. In einem Vorgarten vor dieser raschelte es ihm dunkel unter dem Fuß, einige welke Blätter, frühzeitig erste Mahnung an den kommenden Herbst. Der Heimgekehrte schloß eine Flurthür auf und trat in ein Zimmer. Der Blick unterschied Nichts mehr darin, doch mit der Einrichtung vertraut, schritt er auf das Fenster zu und blieb eine Weile vor diesem stehen. Dann klang seine Stimme, halbtönig vor sich hinredend, durch die Lichtlosigkeit:

„Die bilderreiche Sprache eines phantasievollen Volkes. Bei uns würde es Niemandem einfallen, so von einem Schiff zu reden.“

Nun zündete er eine Lampe an, die eine reich ausgestattete, doch elegant anblickende Junggesellenwohnung erhellte. Wie Anna Landmark am Nachmittag, so mußte auch er ein Interesse für den Schriftinhalt des Blättchens gefaßt haben, denn er nahm es auf's Neue

zu abermaligem Ueberlesen hervor. Den protugiesischen Wortlaut verstand er, doch der Sinn desselben ward ihm dadurch kaum deutlicher, als dem Mädchen. Ueber das Papier gebückt, sprach er vor sich hin:

„Porto Seguro ist ein kleiner Hafen, ungefähr zwanzig Meilen unterhalb Bahia. Hier wartet ein Schiff auf die Rückkunft eines andern von dort, um abfahren zu können — um der Ladung willen oder aus was immer für Nöthigungen. Es führt den Namen ‚Dolores‘ —“

Detlev Hellingborg sah in die Lampe, dann wieder auf das Blatt zurück —

„Die Dolores hat eine lange Reise vor sich, denn sie wird viele Tage und Nächte im einsamen Meeresbett zubringen, umstürmt und umseufzt von kalten, feindlichen Winden, nur geschaukelt von den Wellen ferner Hoffnung. — Wenn ein deutscher Seemann so an einen andern von einem Schiff schriebe, würde man ihn einen Narren heißen.“

Der Lesende blickte abermals in die Höh':

„Wer hat denn das geschrieben?“

Einige Minuten stand er, mit den Augen regungslos vor sich hin suchend; danach murmelte er:

„Ich werde selbst ein Narr — mein Kopf ist heiß und fiebert wirklich. Wer ein Hirngespinnst drin trägt, sieht es in einem Stück Papier — der Glaube ist ein Kind des Wunsches.“

Er wiederholte: „des Wunsches?“ zuckte zusammen

und trat vom Tisch an's Fenster, das er mit einer raschen Bewegung aufstieß. Vor ihm lag der Dunstkreis der großen Stadt, mattröthlich von tausend unsichtbaren Lichtern angestrahlt; ab und zu flog westwärts ein kurzer, bläulicher Flackerschein darüber auf, fernes Wetterleuchten nach dem schwülen Tag.

---



# Viertes Capitel.

Nun staute sich zu beiden Seiten der offenstehenden Eingangsthür in die Rodwald'sche Wohnung die neugierig wartende Volksmenge an, um einen Blick auf das von der Trauung aus der Kirche heimkommende junge Paar zu erhaschen. Das stattlich und vornehm anblickende Haus war in allen Fenstern glänzend erleuchtet, sprach von dem soliden Reichthum seines Besitzers. Der Aeltervater des heutigen großen Kaufherrn und Rheders Christian Rodwald war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als armer Wanderbursch in die Stadt gekommen und hatte durch Begabung, Tüchtigkeit und Glück den Grund zu dem Vermögen seiner Erben gelegt. Er stammte aus einem kleinen Dörfchen im Rhöngebirge, von dem er auch seinen Namen Rodwald trug, und ebenso leitete der in den Generationen der Familie wiederkehrende weibliche Vorname Silvana noch seinen Ursprung, wahrscheinlich schon aus alter Zeit, daher. Die Rhön legte es in ihrer menschenleeren Oede nahe, zur Bezeichnung ihrer Bewohner an den

Wald anzuknüpfen, sei es an das Bestehen oder an die Ausrodung eines solchen. Daran bewahrte „Silvana Rodwald“ ein doppeltes Angedenken, obwohl es sich eigentlich zu einem Widerspruch, der Wäldlerin im ausgerodeten Walde, verband. Doch die heutigen Namensträger, in eine völlig andre Umgebung versetzt, dachten schwerlich je mehr an diese ehmalige Bedeutung.

Das Haus Christian Rodwalds war nicht nur ein reiches, sondern auch ein in tadellosem Ansehen stehendes. Kein Makel irgendeiner Art, weder in geschäftlicher noch in menschlicher Beziehung, hatte sich je daran geheftet. Es stand in aller Augen kaufmännisch und moralisch so fest und sicher, wie physisch auf seinen Grundmauern; das vielzüngig und vielzischelnd betriebsame Geschwätz des großen Handelsmarktes rührte nicht an seinem Comptoir, noch an seinen Wohnräumen. Der zeitige Inhaber der Firma „Christian Rodwald“ und Eigenthümer der „Freya“, ein hoher Fünfziger, war ein ernsthaft-wohlwollend dreinsehender Mann, hülfsbereit, wo Noth ihn ansprach, ohne seine unterstützende Hand dem Blick der Welt zu zeigen, nüchtern im eigentlichen Wortsinne und vielleicht auch etwas im übertragenen. Er hatte seiner verstorbenen Frau damit ein wünschenswerthes Gegengewicht gehalten, deren Natur mehr der Beherrschung durch die Phantasie und lebhafte Empfindungen anheimgefallen gewesen. Wie er bedachtsam in seinem Geschäft rechnete, so hatte er in diesem Jahre das Lebensglück seiner Tochter Silvana

berechnet. Sie besaß noch eine um neun Jahre ältere Schwester, Namens Martha, die bis vor Kurzem an ihr Mutterstelle vertreten. Silvana bot im Aeußeren überraschende Aehnlichkeit mit einem Jugendbild ihrer Mutter und mochte auch das Gemüthswesen derselben in sich entwickeln; Martha war in beiden Richtungen mehr dem Vater nachgeartet.

Die Verlobung Silvanas war das Ergebniß einer zufälligen Begegnung bei einem Frühlingsausflug gewesen. Ihr Bräutigam — oder augenblicklich schon ihr Vermählter — Ortlof von der Heide, hatte sie mit den Ihrigen in einem Walde angetroffen, ihnen, da sie ungewiß waren, den beabsichtigten Weg gedeutet und sie ein Stückchen begleitet. Er hielt sich in der Stadt auf, doch ohne Bekanntschaften anzuknüpfen, Gesellschaften und Bälle aufzusuchen; in dieser herkömmlich-gewöhnlichen Weise hätte er Silvana nicht kennen zu lernen vermocht. Es widersprach seinen Neigungen, obwohl er das geräuschvolle Stadtleben sich ausgewählt hatte, um der Einsamkeit auf seinem von Vätern her ererbten Landgute zu entgehen. Seine Vorliebe bestand darin, sich im Getümmel der Straßen, des Hafens zwischen unbekannten Menschen aufzuhalten und sie zu betrachten. Jede Annäherung vermied er, wies sie, wenn Jemand einen derartigen Versuch machte, kurz zurück. Es trat dann etwas Schroffes in seinem Wesen hervor.

Doch in dem Rodwaldschen Hause stattete er am

Tage nach der Begegnung einen Besuch ab, allerdings zunächst einen geschäftlichen, um sich in einer Angelegenheit Raths zu erholen. Er sei fremd in der Stadt und Herr Rodwald der Einzige, mit dem ihn der Zufall bekannt gemacht. Indeß ließ sich nicht schwer herausfühlen, daß es ein Vorwand, eine Form war, sich einzuführen, er selbst machte kaum ein Hehl daraus. Silvana bildete den Grund seines bald fast täglichen Kommens; wenn sie zugegen war, sprach er beinahe ausschließlich mit ihr und unterschied sich in der Art wie den Gegenständen seiner Unterhaltung äußerst vortheilhaft von den jungen Herren, mit denen sie sonst in Berührung kam. Freilich befand er sich auch schon auf einer vorgerückteren Altersstufe, zählte dreißig Jahre, um fast dreizehn mehr als Silvana. Sie fühlte sich anfänglich durch seinen Mangel an herkömmlicher Galanterie etwas verletzt, allein bald eben durch denselben desto stärker angezogen. Man durfte nicht das Maß Anderer an ihn legen, sondern mußte ihn nach dem seinigen messen. Ein junges Mädchen konnte ihm gegenüber schwer gleichgültig bleiben, er erregte entweder Abneigung oder Zuneigung, und bei einer geistig bedeutenderen Natur, wenn er wollte, ziemlich fraglos die letztere. Ob es hier in seinem Willen liege, gab sich geraume Zeit nicht kund, nur sein Kommen sprach dafür. Er besaß einen herrischen Zug, der keine Unterwürfigkeit, doch einen unbedingten Glauben an ihn, an dasjenige verlangte, was er sagte und that. Es berei-

tete ihm offenbar ein Vergnügen, Silvana zuweilen durch scheinbar widersinnige Behauptungen auf die Probe zu stellen, ob sie ihrem Urtheil oder seiner Versicherung mehr Zutrauen schenke. Sie ereiferte sich einige Male für ihre Meinung, dann nicht mehr. Beim Schlußergebniß mußte sie ihm jedesmal Recht zuerkennen, fühlte, daß er sie nur einer Prüfung unterzogen habe und ihr unvergleichbar an geistiger Kraft überlegen sei. Mehr indeß noch, als aus dieser Erkenntniß, entsprang ihre Fügsamkeit aus der in ihr erwachenden Liebe, die sich im Gange der Wochen des gleichen Gefühls bei ihm vergewisserte. Er sprach das Wort nicht aus und ebensowenig ließ sich seinem Thun das Vorhandensein von Wünschen entnehmen; wenn etwas leidenschaftlich Entflammbares in ihm lag, wußte es sich zur Unerkennbarkeit zu beherrschen. Aber wie Liebe, welche ihren Namen berechtigt trägt, mit einem niemals fehlgehenden sechsten Sinne begabt ist, jeden Zweifel an ihrer Wechselseitigkeit aufzuheben, so verstand Silvana trotzdem das von ihm Ungesprochene. Sie wartete auf eine Kundgabe desselben, fürchtete sich ein wenig vor diesem Eintreten, obwohl sie wußte, daß ihr Herz sie mit der Antwort nicht zaudern lassen könne. Doch das Unvermuthetste geschah, es kam zu keiner derartigen Scene. Von der Heide, der in Allem den Eindruck regte, auf ein von ihm fest in's Auge gefaßtes Ziel kurz und gradaus, ohne sich um die Genehmigung Andrer zu bekümmern, zuzugehen, trat

eines Tages, Christian Rodwald mit sich führend, zu Silvana und ihrer Schwester in's Zimmer und sagte: „Ich habe bei Ihrem Vater um Ihre Hand angehalten und er mich an Sie verwiesen. Wollen Sie seiner Einwilligung die Ihrige hinzufügen und mein Leben mit mir theilen?“ Die Befragte stand überrascht, der erwartete Augenblick kam so völlig anders, als sie ihn sich in der Phantasie vorgestellt. Er war ein Sonderling; es weckte das Gefühl, als ob er sich vor diesem Aussprechen unter vier Augen gescheut, die Anwesenheit von Zeugen dabei gewollt habe. Doch auch die Aengstigung Silvanas vor dem Moment war dadurch gehoben; nach Ueberwindung der ersten Verwunderung erwiederte sie freudig mit dem Blick, mit der Hand und dem Munde, wie sie mußte. Er entgegnete, sie sogleich dem neuen Verhältniß gemäß anredend, als ob er dies nie anders gethan: „So gehörst Du denn mir,“ und berührte kurz ihre Stirn mit den Lippen. Es war kein Liebeskuß, sondern ein Zeichen der Verlobung, gewissermaßen ein Act der Aneignung. Die Gegenwart der Andern erklärte diese Zurückhaltung, und die Natur derselben ließ sie nichts Besonderes darin empfinden. Silvana dagegen trug ein heimliches Gefühl des nicht Begreifens und der Ungenüge in sich, sie hatte sich den Brautstand anders gedacht. Ihr Bestreben hätte sich darauf gerichtet, wenigstens eine Weile während des täglichen Zusammenseins allein mit einander zu verbringen, doch er suchte dies nicht herbeizuführen, im

Gegentheil, es erschien zuweilen, als vermeide er es auch jetzt. Die Thatsächlichkeit ihres Jawortes, des Verlöbnisses genügte ihm, bedurfte für ihn keiner weiteren Versicherungen. Er küßte ihr beim Kommen und Gehen die Hand, weiter erstreckte sich seine Zärtlichkeit nicht, verlangte er nichts. Ihr Wunsch, sich an ihn zu schmiegen, sich von seinen Armen umfaßt zu fühlen, war ein lebhafter, aber sie konnte ihn doch nicht dazu veranlassen. So war's fast, als liege körperlich eine Scheidewand zwischen ihnen; sie ward durch sein Vorbild auch von einer Scheu abgehalten, sich ihm vertraulich zu nähern, kannte eigentlich, gleichsam persönlich, nichts von ihm als seine Hand. Mit dieser hielt er manchmal die ihrige, wenn er redend neben ihr saß, ließ sie indeß stets bald wieder. Sie wußte nur, seine Hand sei zumeist sehr warm; es war ihr einige Male, als fühle sie in den Fingerspitzen das Klopfen des Blutes. Doch offenbar besaß die physische Natur Ortlofs von der Heide etwas Bedacht-Ruhiges und Kühles, das die bräuchlichen Liebesbeweise eines Brautpaares nicht entbehrte und nicht begehrte. So brachte der Vorübergang des Sommers beide zu vorschreitender geistiger und gemüthlicher Vertraulichkeit, die für den Zuschauer jedoch weit mehr das Gepräge der Freundschaft als der Liebe, geschweige denn der Leidenschaft an den Tag legte.

Christian Rodwald hatte volle Befriedigung aller seiner Wünsche für die Lebenszukunft Silvana's erlangt.

Die **Factoren**, mit denen er für dieselbe rechnete — und **leidenschaftliche**, zu einem Ueberschwang neigende Liebe *zählte* er nicht dazu — fanden sich sämmtlich vorhanden. Er war nicht unempfänglich für die sociale Stellung und den alten Adelsnamen seines Eidams, dessen Vorfahren zum reichsfreien Stande gezählt und ihm den Besitz eines alten Rittergutes im Nordwesten Deutschlands übermacht hatten. Seine Vermögensumstände erwiesen sich aus vorgelegten Documenten als höchst glänzend, und sein sicher bestimmtes Auftreten, wie sein ernster Character flößten vollstes Vertrauen ein. Doch aus freiem Antrieb leistete er gleichsam noch eine Bürgschaft für sich, indem er am Morgen des Hochzeitstages in das Comptoir seines Schwiegervaters trat und diesem den Wunsch aussprach, sich durch eine Einlage an dem Geschäft der Firma zu betheiligen. Oder vielmehr für seine Frau, auf deren Namen er den eingezahlten Betrag ausgestellt habe. Er überreichte Rodwald dabei ein versiegeltes Packet von beträchtlichem Umfang, dessen Inhalt nach einem Aufschriftsvermerk die Summe von sechzigtausend Thalern in Banknoten betrug. Wie der Empfänger den Umschlag öffnen wollte, um nach kaufmännischem Brauch die Werthscheine nachzuzählen, verhinderte von der Heide ihn daran, indem er das Packet in ein Schubfach warf, dies abschloß und Rodwald den Schlüssel hinreichte. Solche Beschäftigung stehe dem Tag nicht an, lasse sich auf später verschieben; er verlange keinen Empfangs-

schein dafür und sei gewiß, sich nicht verzählt zu haben. Die auch Silvana gegenüber oft hervorgetretene Forderung sprach sich darin aus; er war ein Sonderling, gab, ohne eine Bürgschaft zu begehren, und wollte, daß man ihm wieder blind vertraute. Dem alten Herrn ging dies in Geldangelegenheiten allerdings stark gegen seine Gepflogenheit, allein er hatte ebenfalls den eigenthümlichen Willenszug in der Natur seines Schwiegersohnes kennen gelernt und stand von einem Widerspruch ab. Wofür keine Empfangsbestätigung gefordert wurde, war er ja, falls sich ein Zählungsirrthum herausstellte, nicht haftbar, das beschwichtigte instinctiv sein Geschäftsgewissen, und außerdem überraschte von der Heide ihn ja vollständig mit dieser Deponirung einer solchen Summe, denn kein Grund irgendwelcher Art hatte denselben dazu genöthigt. Dagegen war seine Aeußerung, daß der Tag Anderes erheische, in der That sehr begründet, die Uhr verkündete bereits Mittagsstunde, und der Vorbereitungen zum hochfestlichen Abend blieben noch manche zu treffen.

Die Trauungsvornahme zu so später Tageszeit entsprach nicht der Ueblichkeit, doch sie war auf den Wunsch des Bräutigams für diese ungewöhnliche Stunde anberaumt. Er trug Begehr danach, die Feierlichkeit nicht beim Tageslicht, sondern in der von Kerzen erhellten Kirche vollzogen zu sehen, und so war es heut' nach der Festsetzung um sieben Uhr geschehn. Nun kehrten die geladenen Hochzeitsgäste zum Rodwaldschen

Hause zurück, der Wagen des vermählten Paares fuhr als der erste an der von gaffender Menge umlagerten Thür vor, und die Erwarteten stiegen aus dem rasch geöffneten Schlag. Zuvörderst der junge Ehemann, in einfacher schwarzer Kleidung, die unter den Zuschauern eine merkbare Enttäuschung dadurch hervorrief, daß er nicht den bräuchlichen, bei solchem Anlaß als unumgänglich betrachteten „Schniepel“ mit vorn ausgeschnittenen Rockschößen trug. Ortlof von der Heide bot eine hochgewachsene, schlanke Gestalt, sein Typus wies auf nicht ausschließlich germanische Abkunft. Das Haar und der kurze Bart waren von einem tiefdunklen Braun, ließen gleiche Farbe der Augen vermuthen, und diese schienen auch bei ihrer gewöhnlichen Haltung mit zumeist etwas übergeneigten Lidern der Annahme nicht zu widersprechen; es überraschte deshalb, wenn sie sich voll aufschlugen, daß sie ein tiefblaues und unerwartet glänzendes Licht ausstrahlten. Die Züge um sie her besaßen einen zugleich feinen und kraftvollen Schnitt, etwas unverkennbar Aristokratisches, doch von einer geistigen Vornehmheit; in ihrem Ausdruck lag nichts mit gewohnheitsmäßigem Bewußtsein nach außen zur Schau Getragenes. Vielleicht sprach aus dem Gesicht eine zurückgepreßte Erregung, wie sie unmittelbar nach dem Vollzug eines derartigen Lebensabschnitts menschlich kaum anders denkbar fiel, doch gab keinerlei Merkmal kund, daß es eine freudige sei. Alles an ihm war gelassen, fast lässig, sich in keiner Weise anders offen-

barend, als sonst im gewöhnlichen Gang der Tage, wie seine Kleidung. Eine Stimme in der Volksmasse brummte: „Dat is man simpel, de hett nich mal 'n Sniepel an."

Nun bot von der Heide seiner ihm eben angetrauten Frau zum Aussteigen die Hand, und das bereit gehaltene, geforderte „Ah" der Bewunderung und Befriedigung kam von den Lippen der Zuschauer. Es sagte deutlich, daß hier keine Enttäuschung stattfinde, die Erwartung eher noch übertroffen werde. Der Lichtglanz aus den Fenstern und der offnen Thür fiel reichhaltig auf die Aussteigende, und er weckte in der That die Empfindung, als ob ein verkörpertes, lichtes Märchenbild den Wagen verlasse. So setzte der schmale Atlasschuh sich auf den Tritt, dann folgte die leichte, wie hervorfließende Gestalt und stand einen Moment da, nichts als Schnee und grüner Frühling darüber. Silvana von der Heide — denn so hieß sie seit wenigen Minuten nun für die Zeit ihres Lebens — bot nur jene beiden Farben zur Schau; die Seide ihres Kleides war leuchtend weiß, wie das Gewebe des Brautschleiers, der nach rückwärts ihr den Kopf ganz überhüllte und einzig vorn am Stirnrand ein wenig von dem leichten, hellbraunen Haargeflock hervortreten ließ; darüber flocht sich feinblättriges Myrtengezweig zum Kranz. Auch das weiße Gesicht hob sich kaum aus seiner Umrahmung hervor, doch man sah, es trug nicht seine gewöhnliche Färbung, sondern die einer mächtigen inneren Erregung durch die

Bedeutsamkeit der Stunde und den phantasiebelebenden Vorgang in der nächtlich, fremdartig wirkend erleuchteten Kirche. Aber der flüchtige Blick, mit dem die Augen der jungen Frau, wenn auch ohne Etwas zu unterscheiden, über die gaffende Menge hin gingen, sprach, was ihr als Eigentlichstes und Beherrschendes im Herzen klopfte. Er verhehlte nicht, daß es Glück sei, noch von einem Duftschleier, einem Wellenspiel sonniger Luft überzittert, vor dem er anhielt, das er nicht zu durchdringen versuchte. Nun verschwand am Arm von der Heides das glanzwerfende Bild, leider viel zu schnell für die begierigen Augen, in der Thür, die Frage hinter sich lassend, ob das, was da vorübergeschwebt, mehr durch anmuthreiche Schönheit der Gestaltung oder durch süßen Liebreiz der Jugend bezaubert habe. Eine Erscheinung war's gewesen, wie am nächtigen Himmel ein Lichtstreif dahinfährt und auslischt, ehe der Blick sich seiner wirklich bemächtigen gekonnt. In das Rädergeknarr des abfahrenden Wagens und nachfolgender andrer mischten sich die Meinungsäußerungen der umher Gedrängten: „Solche Braut sieht man nicht leicht wieder, die hätte auch Etwas kriegen können, was mehr vorstellte als er." — „Wenn er nicht von Adel wäre, hätt' sie ihn auch wohl nicht genommen; bei Einer, die's nur deshalb thut, ist der Mann immer zu bedauern." Die erste Bemerkung kam aus einem Zuschauer- und die zweite aus einem Zuschauerinnen-Munde, und beide drückten die allgemeine Stimmung

der Gaffenden aus. Bewußter oder unbewußter Neid ließ die männlichen wie die weiblichen gegen ihr Geschlecht Partei nehmen; sie hatten kaum Etwas gesehen und wußten noch weniger von denen, an welchen sie ihre Kritik ausübten, aber selbstverständlich vereinigten sich die Ersteren dahin: „Sie hätte einen ganz Anderen verdient,“ und die letzteren setzten einmüthig dagegen: „Das bischen Putz thut's nicht, aber davon lassen sich die Männer allmal die Augen verblüffen. Und das Kleid saß ihr noch garnicht einmal so gut.“ Nur eine Stimme am Rande der Aufgestauten äußerte: „Silvana von der Heide — wie der Name sah sie aus, als könnte sie gar keinen anderen tragen. Eine schneebedeckte Haide, aus der nur ein Wäldchen grüner Blättchen aufnickte, wie wenn Winter und Frühling im Kampf um sie lägen.“ Der Sprecher war Johannes Schmid, der sich gleichfalls mit vor der Thür eingefunden hatte. Er machte seinen Vergleich halblaut für sich, doch eine Frau neben ihm glaubte, daß er zu ihr gesprochen habe, und versetzte: „Dat is dumm's Tüg mit Ehren Snack; de Minschen schulln sik nich so jung tosamendohn, se weten garnich, wat dat is, un denn lopt se wedder utenanner.“

Ein Wagen um den andern ließ jetzt die Hochzeitsgäste aussteigen, sie rauschten unter leiserer und lauterer Unterhaltung, Lachen und Scherzworten die Treppe zum oberen Stockwerk des Hauses hinan. Ein großer Saalraum droben, festlich ausgeschmückt, nahm sie auf und

füllte sich immer mehr. Auf langen Tischen an der einen Wand standen die Hochzeitsgeschenke für die junge Frau zur Schau gestellt und wurden von den bewundernden Damen umdrängt, welche mit der einen Hand die kostbaren Gegenstände prüften und in der andern ihre riesigen, elegant von feinstem Spitzenpapier umbordeten Bouquets hielten. Dazwischen richtete jede noch einen Glückwunsch, eine Frage, die Mahnung, sie nicht zu vergessen, an Silvana. Die jüngeren Herren wetteiferten, sich in Worten und Thaten galant zu erweisen, die älteren standen zumeist in kleinen Gruppen beisammen. Ihre Unterhaltung begann gewöhnlich mit etwas auf den heutigen Tag Bezüglichem, doch lenkte rasch zu einem Austausch über kaufmännische Dinge und Handelsinteressen um. Es war die Sphäre, in der sie lebten und durch deren Einathmung sie sich belebten; daneben regte sich der Appetit in ihnen, ließ sie öfter die Uhr an der schweren Goldkette mechanisch hervorziehen. Ein alter Geschäftsfreund von höchstem Ansehn in der Kaufmannswelt hatte sich Christian Rodwalds in einer Fensternische bemächtigt und fragte mit ungenirt lauter Stimme: „Also gute Partie, der Herr Schwiegersohn? Kennen mich ja, bin sonst nicht für die fremden Leute, denen man die Bilanz nicht nachrechnen kann." Rodwald bejahte mit seinem ruhigen Ton, und der Andere fiel ein: „Hauptsache, Hauptsache, lieber Freund; was sonst noch geredet wird, kommt von selbst. Konnte ich mir auch von Ihrer Umsicht nicht

anders vorstellen.“ Es lag noch ein leise anzweifelnder Hauch darin und veranlaßte Rodwald, der am Vormittag von seinem Eidam bei ihm gemachten Geschäftseinlage Erwähnung zu thun. — „So, so, 'ne nette Summe; dann ist ja Alles in Richtigkeit. Gratulire, lieber Freund; sehr respectabel! Habe gehört, Ihre Freya ist heut' auch wieder abgegangen, zwei gute Schiffe an einem Tag in See, mehr kann man nicht verlangen, wenn beide gut versichert sind. Tüchtiger Mann, der Capitän Lundmark, auf den man sich verlassen kann. Na, der Herr Schwiegersohn hat ja auch Kohlen genug an Bord, wie Sie sagen; Hauptsache, auf das ‚von‘ vor'm Namen geb' ich nicht Viel. Haben Sie sein Gut einmal geseh'n? Es soll, so wie er heißt, irgendwo in der Heide liegen.“

„Ja, gegen Osnabrück zu, meine ich.“

„Von da kommt guter Heidschnuckenbraten; wenn er sich auf die Mastung versteht, kann er sich mit Ihnen vielleicht für den überseeischen Export associiren. Ich hörte gestern, drüben ist nach Hämmeln Nachfrage.“

Es war Alles, das wartende Herumstehen, die Unterhaltung und die Interessen so, wie es zur Stunde und im Kreise der Anwesenden nicht anders sein konnte. Silvanas Blick suchte manchmal nach demjenigen, dem sie eben angetraut worden; sie fühlte in seine Seele hinein, daß er nicht in diese Umgebung gehöre, wie sie seit ihrer Kindheit schon von sich selbst empfunden, keinerlei Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Kreise,

in dem sie aufwuchs, zu besitzen. Von der Heide stand oder ging auch zumeist vereinzelt im Saal. Er sah nicht hochmüthig, doch mit nichts gewahrender und hörender Gleichgültigkeit auf das Gedränge um ihn her; wenn Jemand ihn mit einem Glückwunsch ansprach, dankte er kurz und betrachtete danach wieder irgend eines der Bilder an den Wänden. Ab und zu blickte auch er auf seine Uhr, als ob er ebenfalls den Beginn der abendlichen Hochzeitsmahlzeit ungeduldig erwarte. Wenn seine Augen in der Ferne Silvana trafen, verweilten sie wohl auf ihr, doch gingen vorbei, sobald sich die ihrigen gleichfalls nach ihm richteten.

Dann trat der vielfältig herbeigewünschte Moment ein, und der Anblick wie die Gänge und Weine der Festtafel machten dem Hause Ehre. Man war allgemein in solcher Beziehung an weitreichende Anforderungen gewöhnt; daß sich lautwerdende Befriedigung kundgab, sprach von einer hohen Anerkennung. Mehrfach fiel die Aeußerung, Fräulein Martha Rodwald müsse eine ungewöhnlich tüchtige Hausfrau sein, und die leiser beigefügte Muthmaßung einiger gereifterer jungen Damen knüpfte sich daran, daß Herr von der Heide sich mit jener besser gestanden haben würde. Silvana befinde sich für ihn doch noch in etwas allzu unerfahrenen Jahren, es sei bedauerlich für die Herren, daß sie dies so häufig bei ihrer Wahl nicht genug berücksichtigten. Dem Brautführer der jungen Frau, einem älteren Verwandten, der zur Linken neben ihr saß,

schmeckte es vorzüglich und er lachte über sie weg zu von der Heide: „Die Küche bei Ihnen wird's nicht ganz leicht haben, Herr Baron“ — es war die Anrede, deren sich die Meisten als der ihnen am besten klingenden bedienten — „wir sind hier nach der Richtung ein bischen verwöhnt, und Silvana ist es auch.“ Die Genannte empfand die Tactlosigkeit der Bemerkung und suchte unter dem Tisch nach der Hand ihres Mannes; ein Druck der ihrigen besagte, sie warte mit Sehnsucht auf den Augenblick, diese Gesellschaft mit ihm verlassen zu können. Seine Hand erwiederte leicht auf die verstohlene Kundgabe, doch ohne das gleiche Verlangen damit auszudrücken; dann zog sie sich rasch zurück, da der Sprecher des officiellen Toastes auf das junge Paar an's Glas schlug. Die Rede war sehr lang und langweilig, pastorenhaft salbungsvoll; Silvana fühlte während der Dauer derselben immer nur Eins im Innersten: welches Lebensunglück es für sie gewesen wäre, als die Frau eines Mannes aus diesem Kreise stets darunter verbleiben zu müssen. Es faßte sie wie mit einem Schauder davor an, sie war in der That verwöhnt, nur anders, als ihr Nachbar vorher gemeint. Ihre Augen suchten an der hufeisenförmigen Tafel umher, ob sie kein Gesicht antreffe, das im Stillen ihr Empfinden theile; allein sie entdeckte keins, alle zeigten sich gleichmäßig von der Salbaderei erbaut. Dann fand sie doch ein einziges und nickte diesem unwillkürlich zu. Es war Anna Lundmark, die nicht mit in der Kirche ge-

wesen, sondern erst kurz vor dem Anfang der Mahlzeit in Begleitung ihrer Mutter gekommen. So hatte sie Silvana nur eine Secunde lang kaum zu begrüßen und beglückwünschen vermocht; durch die nahen Bezüge der Väter zu einander kannten die beiden Mädchen sich von jeher, waren auch viele Jahre hindurch Kindergespielen gewesen, doch in dem letzten hatte der wenn auch nicht beträchtliche Altersunterschied sich geltend gemacht und seit der Verlobung Silvanas der alte Verkehr zwischen ihnen eigentlich ganz aufgehört. Zu einer Freundschaft war es so nicht zwischen ihnen gekommen, Anna war in Allem doch noch zu sehr ein großes Kind. Silvana besaß überhaupt keine Freundin, und seltsamer Weise empfand sie heut' Abend eigentlich zum ersten Mal das Verlangen danach, zu wissen, daß sie eine solche hier zurücklasse. Warum, begriff sie selbst nicht, fühlte nur den regen Drang in sich. Aber von allen den jungen Damen umher flößte ihr keine auch nur mit einem Zug eine Hinneigung ein, ihre sämmtlichen Mienen stellten die Gedanken- und Empfindungsleere ihres Inneren auch nach außen zur Schau, sie waren nichts als Kleiderstöcke von Fleisch und Blut für ihre eleganten Toiletten. Anna Lundmark allein besaß ein Menschengesicht, dem man ansah, daß es etwas hinter sich trage, vielleicht noch in kinderhaftem Gewand, aber doch eine warme Welt eignen Lebens. Zudem nahm sie sich in ihrem Gesellschaftskleid heut' Abend überraschend groß und erwachsen aus, Silvana hatte sie

seit dem Frühling nur flüchtig mehr und so noch niemals gesehen, und sie nickte ihr in unwillkürlicher Regung, erfreut über ihr Auffinden, mit einem Gruß der alten Kindheitsvertrautheit zu. Anna saß zwischen zwei jungen, auf's feinste costümirten Herren, deren reif ausgebildete Welterfahrung offenbar nichts mit ihr anzufangen wußte, sich ausschließlich den beiden verständnißvolleren Nachbarinnen an den andern Seiten zuwandte. So nahm sie ihren Platz ein, als ob sie verlassen allein am Tisch sitze; ihre Miene, auf die freilich Niemand achtete, konnte nicht ganz verbergen, daß sie sich das Vergnügen, an einer Hochzeitsfeier theilzunehmen, anders vorgestellt habe. Auch ihrem blauen Kleid schenkte Keiner die geringste Aufmerksamkeit. Es paßte genau für sie, war von der Mutter mit feinstem Sinn für ihre Erscheinung und ihr Wesen ausgewählt. Doch wenn einmal der Blick einer der jungen Damen flüchtig darüber hin streifte, sagte er nur befriedigt, daß es gegen ihre strahlende Toilette sehr armselig-einfach sei.

Nur zwei Augen ruhten dauernd auf Anna Lundmark. Um der heißen Luft willen standen alle Thüren des Speisesaales weit geöffnet, und in patriarchalischer Weise hatte Christian Rodwald erlaubt, daß das unbeschäftigte Gesinde des Hauses und der Nachbarn, was den Trieb des Anschauens in sich habe, diesen von den Flurräumen aus während der Tafelzeit befriedigen dürfe. Da Niemand ihm den Zugang verwehrte, hatte sich auch Johannes Schmid dazu eingefunden und sah

aus weit geöffneten Lidern auf die glanzvolle, üppige Herrlichkeit herüber. Die Gerüche ausgesucht zubereiteter Speisen drängten sich in Wogen gegen ihn heran, der Wein funkelte in den Cristallgläsern vor ihm, und die Champagnerkorke knallten. Doch obwohl sein Abendimbiß aus einer trockenen Brodschnitte und einer Tasse mit Wasseraufguß auf abgebrauchte Theeblätter aus einem reichen Hause bestanden hatte, dessen Dienerschaft sie für einige Pfennige an Christine Schmid verhandelte, so nahmen von dieser gaumenreizenden Fülle doch weder seine Nase, noch sein Ohr und seine Blicke etwas mit leisester Begehrlichkeit an sich. Die Letzteren befanden sich wohl in unausgesetzter Thätigkeit, aber sie wechselten einzig zwischen der Betrachtung Silvanas von der Heide und seiner jungen Hausgenossin. Man konnte in seinen Zügen lesen, daß die Schönheit, der poetische Zauber in der bräutlichen Erscheinung der Ersteren ihm die Phantasie lebhaft beschäftigte, doch seine Augen kehrten immer rasch wieder suchend nach dem andern Antlitz zurück und sagten mit einem glücklichen Aufglanz, ihn im Innersten lieblicher bewegend, sonniger sei doch die liebe kleine Anna Lundmark. Sie sei immer noch der gleiche Sonnenstrahl — nein, ein viel goldiger noch aufleuchtender — wie sie als Kind die düstre Treppe hinauf an seinem Verschlag vorbeigeflogen, und in ihrem blauen Kleide sehe sie gegenwärtig aus, als ob sie noch ein Stück des Himmels dazu mit sich in eine dunkle Welt herabbringe.

Toast folgte nun auf Toast; viele fühlten sich zum Ergreifen des Wortes berufen und noch mehrere trugen das Bewußtsein in sich, durch solche Achtungserweisung auszuzeichnende Theilnehmer der Feier zu sein. Dann tönte einmal nach dem Klingen eines Glases durch den Saal:

„Herab stieg der Olymp zu dieses Hauses Zinnen,“ und blechern-eintönig ließ der Besteller des Festcarmens, der Co.-Sohn einer hervorragenden Pökelfleisch-Firma, die wohl auswendig gelernten Charitinnen, Euterpe und Aganippe, Silvana und Diana, Venus und Hippokrene, wie ein ihm von den Lippen niedertropfendes Landregengeplätscher hintendrein rieseln. Draußen nöthigte Johann Schmid jählings seinen alter ego Silvester Fabronius, den rothübergossenen Kopf in's Dunkel wegzustecken, denn ihm war's, als müßten sich alle Augen mit einem spöttischen Ausdruck nach ihm hinüberdrehen. Doch geschah dies natürlich von niemandem, alle gaben sich den vollsten Anschein, die Verse für das eigne Geistesprodukt des Vortragenden zu halten, und die unverheiratheten jungen Damen besonders hörten mit einem schicklich-schwärmerisch an seinem Munde hängenden Aufblick zu. Anna Lundmark gerieth in's Gedächtniß, daß sie den wirklichen Verfasser am Nachmittag in der Mitte einer Strophe unterbrochen hatte; sie erinnerte sich nur des letzten Wortes „die Nacht,“ und dachte nach, was konnte die Nacht damit zu thun haben. Fast wartete sie auf die Aufklärung mit einer gewissen Neugier, und da kam die Strophe:

„Noch stehst Du vor uns da, umwogt von weißer Seide,
Doch **schon** begehrend streckt der Herrscher von der Heide
Nach **Deinem** Reiz den Arm; die Nacht
**Durchjauchzt** es ungestüm wie Siegruf des Tyrtäus,
**Hold lächelt** Eros drein, es zieht Dir Hymenäus
**Vorauf mit** rother Fackelpracht.“

**Den Redner** berührte selbst unverkennbar keine **leiseste Ahnung**, wer die Leute seien, von denen er **sprach, und** fast sämmtliche Zuhörer männlichen und **weiblichen** Geschlechts begriffen ebensowenig eine Silbe **davon, aber** ihre Mienen ließen keinen Zweifel darüber, **daß** sie das Letzte besonders schön fanden. **Anna Lundmark** unterschied sich dadurch von ihnen, **daß sie ihren** Kopf anstrengte, um es zu verstehen, **indeß recht** klar wollte es ihr auch nicht werden. Den **Namen** Tyrtäus kannte sie allerdings und verband **auch eine** einigermaßen richtige Vorstellung mit ihm; **doch warum** es die Nacht wie ein Siegruf von ihm **durchjauchzen** solle, blieb ihr gänzlich unerfindlich, **und von** Hymenäus und seiner Fackel hatte sie nie **gehört.** Ortlof von der Heide dagegen hob am Schluß **der Strophe** die Stirn nach dem Sprecher und fragte **unwillkürlich** halblaut vor sich hin: „Sagt der das, **oder wer?**“ Dann verfiel er in seinen stumm das Ende **erwartenden** Gleichmuth zurück; die mythologischen Cascaden **plätscherten** weiter von den Lippen des Pökelfleisch**compagnons**, bis sie sich zu einem letzten Spring**quell des** Heilwunsches sämmtlicher Olympbewohner **für die** junge Neuvermählte erhoben und alle „Chari=

tinnen“ am Tisch den Blüthenflor ihres bezauberndsten Lächelns in den champagnerbegeisterten Beifall der männlichen Hochrufe hineinschlangen. Der Gefeierte hatte seinen Toast als letzten beim Dessert aufgespart; man brach gleich danach von der Tafel auf und kehrte in die andern Räume zurück, wo der Kaffee mit Liqueuren servirt wurde, dem Limonaden für die Damen und für die Herren bereitete Bowlen nachfolgten. Der Bewirthung fehlte Nichts, worauf man sich bei einer Hochzeit in diesem Hause Rechnung machen konnte.

Auch für die Mund- und Magenbefriedigung der schaulustigen Leute auf dem Flur war Sorge getragen, angeordnet worden, daß die Ueberreste der glänzenden Mahlzeit nach gutem Altväterbrauch ihnen preisgegeben werden sollten; nur die feinsten Weine ließ die Umsichtigkeit Martha Rothwalds zuvor noch unter Verschluß zu bringen, das Verständniß, die Geschmacksbildung der so freigebig Regalirten hätte dazu ja doch nicht hinangereicht. Anna Lundmark befand sich unter den Letzten, welche den Speisesaal verließen, und hielt plötzlich an, denn ihr Blick fiel unerwartet durch eine Thüröffnung jetzt auf das Gesicht Johannes Schmids. Es kam ihr wie das eines altvertrauten Freundes unter einem fremden Getriebe vor, man hatte ihr ein paar Spitzkelche Champagner eingeschenkt, die sie getrunken, und sie fühlte sich durchaus frei von aller Befangenheit, als sei ein Anfenthalt in derartiger Gesellschaft ihre tägliche Gewohnheit. Es ging sie gar Nichts an,

was die anderen Leute um sie herum thun mochten; sie that, was sie als natürlich in sich empfand, trat rasch auf Johannes Schmid zu unter die Flurthür und sagte freudig: „Sind Sie auch hier? Das ist hübsch! Wollen Sie denn nicht hereinkommen?“

„Nein, Fräulein Anna — das geht nicht — Sie sind so gut,“ stotterte er. „Dahinein gehöre ich nicht — mein Rock —“

Er trug allerdings seinen besten Rock, aber dieser sah trotzdem sehr unfestlich aus. Das Mädchen fiel indeß ihm in's Wort:

„Das thut's doch nicht, über mein Kleid haben sie auch schon die Nase gerümpft. Hätte ich neben Ihnen bei Tisch gesessen, da wär' es mir ganz gleichgültig gewesen, wie sie mich angesehn. Aber Sie sind gewiß durstig, ein Glas Wein müssen Sie doch trinken.“

„Ja — draußen — wenn es erlaubt ist — Fräulein Anna. Sie sind ein — nein, hier darf ich's nicht — ich bin nicht geladen.“

„So lade ich Sie ein, ich bin hier von Kinderzeit nicht fremd im Hause. Da ist Silvana — nicht wahr, Silvana, ich darf's?“

Die junge Frau kam in ihrem Brautschmuck in den leer gewordenen Speiseraum zurück.

„Da bist Du, Anna, ich suchte nach Dir. Was willst Du dürfen?“

„Die Wirthin bei Dir für Herrn Schmid machen. Er wohnt mit uns im Hause, und das Gedicht auf

Dich, welches der letzte Herr sprach, ist von ihm. Ich sagte heut' Nachmittag, es gefiele mir nicht besonders wegen der vielen fremden Namen, doch als ich's jetzt wieder hörte, kam's mir, von all' den Leuten hätte doch keiner davon auch nur ein Wort aus sich herausbringen können —"

„Aber — Fräulein Anna —" stammelte Johannes Schmid, sprachlos vor Verlegenheit.

„Und da wollt' ich ihm mein Unrecht abbitten und mit ihm anstoßen. Das darf ich doch, Silvana? Thu' Du's auch mit! Wenn er auf Dein Wohl trinkt, da bringt's Dir sicher Glück."

Nichts in den Worten Anna Lundmarks, doch der Anblick des hohlen, ausgehungerten Gesichts Johannes Schmids sprach beredt, daß sie zartsinnig nach einem Vorwand gesucht, um ihm eine kräftigende Labung zu Theil werden zu lassen. Ihre Hand holte gleichzeitig drei Gläser vom Buffet, sie schenkte dieselben rasch aus einer Weinflasche voll und sagte: „Also auf dein Herzensglück, Silvana! Ich kann keinen Toast ausbringen, aber ich glaube, ich denke mehr dabei, als die Andern es gethan; die dachten alle nur dran, sich reden zu hören."

Es war ein eigenthümliches Nachspiel der Hochzeitsfestlichkeit in dem leeren Zimmer. Von dem Herzensglück Silvanas hatte unter allen Tischrednern Niemand gesprochen, das verstand sich ja von selbst, wenn „die Hauptsache" nur vorhanden war. Auch die junge

Frau ward von einem Gefühl dieses Unterschiedes berührt, die beiden Gesichter vor ihr, obgleich sie das eine, absonderliche und gewiß nicht schöne zum erstenmale sah, blickten sie mit warmherzigen Menschenaugen an. Sie nahm eines der gefüllten Gläser, als sei es selbstverständlich, daß sie mit dem unbekannten und ungeladenen Gast in seinem verschabten Rock anstoße, und wie ein Gruß, beinahe wie ein Bündnißabschluß der Freundschaft klang es aus dem Zusammentönen. „Nein, Sie müssen austrinken!“ sagte Anna Landmark zu Johannes Schmid, dem sie ein doppelt so großes Glas als die andern vollgeschenkt hatte, „sonst bringt es kein Glück, und wir haben es auch gethan. Aber Sie müssen etwas dazu essen, sonst kann es Ihnen schädlich sein, nicht wahr Silvana?“

Sie suchte mit den Augen, es befand sich jedoch nichts mehr auf dem Tisch als die Dessertaufsätze mit feinem Confect, danach griff sie schnell und hielt es ihm hin. Er brachte hervor:

„Nein — ich danke sehr — Fräulein Anna. Ich — ich habe gar keinen Hunger —“

„So müssen Sie Ihren Kindern doch Etwas von der Hochzeit mitbringen,“ rief sie, und Silvana fiel ebenfalls ein: „Gewiß, für die Kinder, das müssen Sie.“ Beide griffen wetteifernd nach den Schüsseln und stopften ihm von jeder Seite seine Rocktaschen voll mit Mandelgebäck, Chocoladensachen, großen Bildnißbonbons, Confituren jeder Art. Johannes Schmid

stand, sich mit der Hand an einer Stuhllehne haltend, und stotterte: „Nein — das darf ich nicht — ja — für sie — für meine Kinder. Sie haben noch nie so Etwas —.“ Es bot einen komischen und lieblichen Anblick; wie zwei Feen in weißem und blauem Gewand, die holdselig ihre Gaben an ein armes, darbend-mühsalbeladenes Menschengeschöpf austheilen, beeiferten sich die beiden Mädchen um die Wette, ihm das Beste zuzustecken. Denn das war keine Frau, auch die nicht, die man heut' so angeredet, sondern ein junges Ding, bedachtlos der Regung eines Mädchenherzens nachgebend. Augenblicklich trieb es sie an, einem kümmerlich aussehenden Fremden etwas Gutes anzuthun, und sie füllte Johannes Schmid die Tasche mit Confect. Er machte den Eindruck, als beschwere ihn dies mit solcher Last, daß er unfähig sei, sich zu bewegen. Doch nur sein Körper stand regungslos, wie gelähmt da; seine weitoffenen Augen umfingen die beiden lichten jungen Genien, deren braunes und blondes Gelock dicht an ihn hin schwebte, ihn streifte, entschwand und wiederkehrte, und seine Seele wiegte sich, von jeder Erdenschwere gelöst, auf einer traumhaft seligen Welle eines höchsten Lebensgefühls.

Doch nun hob Silvana, leicht zusammenfahrend, den Kopf, der Schlag einer Uhr klang herüber und sie sagte: „Es ist höchste Zeit, daß ich mich umkleide, wir sollen um Elf auf dem Bahnhof sein. Ich suchte deshalb nach Dir, Anna — Martha muß die Wirthin

machen, und die Mägde sind auch alle beschäftigt — willst Du mir helfen, daß ich zur Reise fertig werde?"

Sie nahm, ohne eine Antwort abzuwarten, den Arm der Befragten und zog diese mit sich in ihr Zimmer. Hier war es ganz still und eine umschleierte Lampe gab nur ein halb dämmerndes Licht; ein wunderlich berührender Gegensatz zu dem Getümmel und der Helligkeit drüben. Alles lag zum Umkleiden bereit, Anna half Silvana den Kranz und den Schleier, dann das weiße Seidengewand ablegen. Zum ersten Male heut' Abend ward es ihr dabei, ohne daß sie recht wußte, warum, eigenthümlich feierlich zu Muth; sie fühlte, es war etwas Gewaltiges, daß Silvana nicht mehr hierher zurückkommen, sondern für immer aus dem Elternhause fortgehen sollte. Bei dem Gedanken kam ihr die Frage:

„Wohin reist Ihr denn?"

„Nach dem Rhein, glaub' ich, und weiter."

„Da fahrt Ihr wohl die ganze Nacht durch?"

„Ja, ich glaube."

„Dann kommst Du ja heut' Nacht gar nicht zu Bett."

„Nein — ich glaube — wohl nicht, Anna — ich weiß es nicht."

„Das ist nach solchem Tag doch schrecklich anstrengend für Dich, daran möcht' ich nicht denken."

„Nein — ich denke auch nicht dran, Anna — ich fahre gern bis zum Morgen."

Silvana stand jetzt ohne die glänzende Hülle, doch fast noch bräutlicher, zauberischer da. Ihr Gesicht hatte sich in den letzten Augenblicken, wie es schien, mit einer Röthe überflogen, man konnte es bei der Beleuchtung nicht deutlich sehen, doch auch das Stückchen der schönen Büste, die über dem weißen Mieder aufblickte, war in eine leichte Rosenfärbung getaucht. Sie trat auf einen Schrank zu und nahm ein Kleid hervor; Anna Lundmark fragte: „Was willst Du? Dies ist doch dein Reisekleid?"

„Ja so — ich bin so zerstreut, Anna —"

Silvana hängte das herausgenommene Kleid wieder zurück und streckte den Arm nach dem bereit gelegten. Aber sie hob es nicht auf, ihre Hand blieb darauf liegen, und sie sagte: „Ich wollte —"

„Was wolltest Du?"

„Daß ich das andere anziehen könnte."

„Du bist komisch, dies ist doch viel hübscher. Aber es wird hinten zugemacht, das ist eigentlich für ein Reisekleid nicht geschickt, Du mußt immer ein Mädchen haben, das Dir dabei hilft."

Anna begab sich dran, die Hafteln des neu übergeworfenen Kleides zu schließen. So fragte sie, was sie eigentlich vorher schon gewollt:

„Hast Du Deinen Bräutigam — Deinen Mann, mein' ich — sehr lieb?"

Silvana antwortete einen Athemzug lang Nichts, doch dann warf sie sich plötzlich herum, schlang beide

Arme um Anna Lundmarks Nacken und rang, in heftiges Weinen ausbrechend, hervor: „Ja, unsagbar, Anna — aber ich habe Dich auch lieb, Anna, und möchte nicht von Dir fort, bei Dir bleiben — heut' noch — ich fürchte mich so — vor der langen Reise. Es wäre viel besser, wenn ich ruhig hier schlafen könnte — Du sagtest es ja — der Tag hat mich sehr angestrengt. Ich wußte es nicht, daß es mir so schwer fallen würde, von Dir zu müssen — erst jetzt — wir waren ja von Kindheit auf Freundinnen, Anna. Wollen wir es nicht wieder sein, immer bleiben, damit das Herz eine sichere Zuflucht hat? Ich sah heut' Abend die Gesichter an, sie waren mir alle so unheimlich, man kann nicht hindurchsehen, durch keins, weiß nicht, was hinter ihnen ist. Nur Deins ist so klar und warm, Anna, daß es jede Furcht wegschmilzt, wie die Sonne das Eis —"

Die Thür ging auf, und Martha Rodwald trat herein: „Bist Du fertig, Silvana, es ist Zeit. Ich habe mich schnell einen Augenblick weggemacht, um Dir noch schnell Adieu zu sagen. Mit zur Bahn fahren kann ich ja nicht, die Gäste bleiben sicher noch ziemlich lange. Der Wagen ist drunten, und Dein Mann wartet schon, glaub' ich."

Sie umarmte ihre Schwester rasch. „Ihr bekommt gutes Wetter, denk' ich, für die Reise; vergiß nicht den dicken Shawl für die Nachtfahrt. Wenn Du Zeit hast, schreibst Du wohl einmal, was Du gesehen, da=

mit man es den Bekannten erzählen kann. Ich muß doch wohl noch irgend Etwas herrichten lassen, Caviarbrötchen und dergleichen, wenn die Leute bis Mitternacht dableiben. Du hast es leicht heut' und brauchst Dich um nichts zu bekümmern."

Martha sagte das letzte Wort schon unter der Thür, Silvana hielt krampfhaft die Hand Anna Lundmarks. Fahr' Du mit zur Bahn und bleib bei mir, so lange du kannst! Ich bitte Dich, Anna — Du bist ja meine einzige Freundin, und ich bin so thöricht, — das Glück macht wohl so."

Ihre Erscheinung hatte sich neu verwandelt; wie sie zuvor einer weißen Glanzwolke geglichen, so erinnerte sie jetzt in dem eigenartig lichtgrau, wie Silber perlenden Reisekleide an ein hell und in anmuthigen Windungen fließendes Wasser. Nicht die Gewandfarbe allein weckte den Vergleich; der knappere Kleidanschluß gab ihren Formen etwas Schmiegsameres, wellenhaft Weiches. Sie erschien größer und schlanker so, war doch älter als Anna Lundmark, fraglos kein halbes Kind mehr.

Die Zeit drängte in der That, draußen wartete auch Christian Rodwald, um seine Tochter an den Wagen hinunter zu bringen; von den Gästen hatte das junge Paar sich nicht verabschiedet, und sie nahmen Nichts von dem Verschwinden desselben gewahr. Nur Anna rief ihre Mutter für einen Augenblick in den Eßsaal heraus, sie um die Erlaubniß zu bitten, daß

sie Silvana an den Bahnhof begleiten dürfe. „Aber Du kannst doch nicht allein wieder hierher zurück,“ wandte Frau Lundmark ein. Johannes Schmid stand noch neben der Flurthür, er hatte das Gespräch vernommen, trat beglückten Gesichts an sie heran und sagte: „Wenn Sie's erlauben, Frau Capitän, so laufe ich voraus und begleite Fräulein Anna sicher wieder her.“ Es war nicht viel Zeit zu verlieren: „Wenn Silvana es so wünscht, da thu's, Anna,“ sagte die Mutter, und Johannes Schmid schoß davon.

Der Abschied Christian Rodwalds von seiner Tochter war der väterlichen Gefühls, doch mit ein wenig kaufmännischem Einschlag durchsetzt. Ein Antrieb hatte ihn geleitet, Silvana den Fortgang vom Hause durch eine Ueberraschung etwas zu erleichtern, er zog auf der Treppe ein zierliches Portefeuille hervor und reichte es ihr mit den Worten: „Hier hinein habe ich Dir ein kleines Nadelgeld gethan, mein Kind; Du siehst vielleicht Mancherlei auf der Reise, was Dir gefällt, und bist dann selbständig, es Dir mitzunehmen. Steck es gut ein, denn so klein, daß es zum Verlieren wäre, ist es grad' nicht. Wie windig es geworden ist, als könnt' es heut' Nacht noch ein Herbstgewitter geben. Nun, Ihr werdet wohl rasch drunter durchfahren.“

Ein heißer, stoßender Wind schlug den drunten Hinaustretenden unter der Thür entgegen; das Gepäck war schon auf den Wagen geladen, von der Heide

wartete am Schlag, Anna Lundmark kam die Treppe herabgelaufen, und nach wenig Secunden rollte das Fuhrwerk davon. Die Räder rasselten fort auf dem Pflaster, die Straßenlaternen flogen vorüber; man konnte nicht sprechen, Silvana hielt die Hand Anna's mit der ihrigen umfaßt. Sie kamen rechtzeitig, doch am Bahnhof war kein Aufschub mehr; wie die Koffer besorgt worden, ward zum Einsteigen geläutet. Der Zug war nicht sehr besetzt, Anna Lundmark deutete: „Da ist noch ein ganz leeres Coupé." Doch von der Heide hörte es nicht, sondern brachte das Handgepäck in dem nächsten unter, in dem sich schon ein paar Reisende befanden. Noch einmal wiederholte Anna: „Wollen Sie nicht nebenan einsteigen, da ist Niemand." Er versetzte: „Dann wird es wahrscheinlich desto voller; man thut gut, nicht zu viel zu verlangen, und der Platz hier genügt ja vollkommen für uns."

In der Ferne schlugen die Wagenthüren zu, der hart ins Ohr dröhnende Ton kam näher. Silvana schlang den Arm um Anna und küßte sie ein paarmal heftig, doch das Verlangen, die Freundin bei sich behalten zu wollen, schien sie jetzt verlassen zu haben. Sie flog rasch am Trittbrett empor, auch hinter ihr fiel die Wagenthür ins Schloß. Ihr Auge fiel auf die Bahnhofsuhr, die Zeiger derselben wiesen genau auf Vollendung der elften Stunde.

Ein im Windzug des Perrons fast verhallender Pfiff des Zugführers und ein schrill gellender der

Locomotive, drei Schläge der Signalglocke gleich danach. Durch das offene Fenster sagte Silvana von der Heide lächelnd: „Schreib mir bald, daß Du Dich auch verlobt hast, und zu Deiner Hochzeit komme ich. Gute Nacht, Anna! Grüße meinen Vater noch!“

„Gute Nacht, Silvana! Ach so, du Arme, Dir kann man sie ja heut' nicht wünschen.“

Es knackte in den Gelenken des vielgliedrigen schlangenhaften Ungethüms, die Puffer stießen gegen einander, Eisenketten klirrten, doch mit einem zweiten Ruck wälzte der Zug sich fort. Rauchgewirbel stob herüber, und Anna Lundmark stand allein da. Ihr war's, als ob sie in der letzten Stunde geträumt habe. Warum war denn Silvana heut' Abend so zärtlich gegen sie gewesen, hatte sich so an sie angeklammert? Sie brauchte doch keine Freundin, fuhr ja mit ihrem Manne auf eine so schöne Reise.

Der Perron lag fast leer, nur wie Anna, ihre Gedanken sammelnd, umsah, stand in bescheidener Entfernung wartend Johannes Schmid. Seine Brust rang nach Luft von dem schnellen Trab, in dem er den langen Weg bis zur Bahn zurückgelegt. Nun ging sie auf ihn zu und schlug unter seinem Geleit den Rückweg ein.

Der Wind fuhr in Stößen, die Nacht war nicht dunkel, denn der Mond stand am Himmel, doch aufgezackte Wolken warfen sich auf ihn, als stürzten sie ihn in einen schwarzen Abgrund hinunter. Dann trat er einen

Augenblick blitzend, fast blendend hervor. Anna sagte: „Es ist eine schöne Nacht, aber schaurig; man weiß nicht, was in ihr kommen wird.“

„Nein, das weiß man nie — bitte, gehen Sie hier, Fräulein Anna, der Weg ist besser — die Nacht und das Leben sind dunkel. Aber so schön — der Mond ist ein Bruder der Sonne — nur kommen sie nie zu einander, wissen nichts von sich, wenigstens für uns nicht.“

Anna kam eine plötzliche Unruhe. „Dem Zug kann doch bei dem Sturm nichts geschehn?“

„O nein, Fräulein Anna, er fährt ja nicht auf der See.“ Johannes Schmid brach, über seine Aeußerung erschrocken, ab und fügte hastig hinterdrein: „Ich meine, wenn er das könnte, wäre er auch ebenso sicher, darüber können Sie ganz ruhig sein, Fräulein Anna. Auf der See ist kein Wind, gar keiner, er kommt von Süden her, da steht wahrscheinlich ein Gewitter. Ja, die Nacht ist so schön, die Menschengedanken machen sie dazu. Auf die kommt Alles an, ob sie schön oder traurig sind. Was klappert so? Ach, es ist das Confect in meinen Taschen, das Sie mir für meine Kinder eingepackt haben. Ich habe Ihnen noch gar nicht dafür gedankt, Fräulein Anna. Wie danke ich Ihnen, daß Sie — daß Sie in der Welt sind, sonst wäre sie nicht so wundervoll, denn dann hätte ich das Confect nicht, und die Kinder würden sich nicht freuen. Freude ist das Höchste im Menschenleben, und

wer sie schaffen kann, ist ein Gott auf Erden. Nun gehen Sie besser wieder hier, Fräulein Anna. Das war ein Blitz weit drüben im Süden, sahen Sie's? Wie schön, wie schön, hier zu gehen und Menschenaugen zu haben!"

---



# Fünftes Capitel.

Der Zug hatte Verspätung, nun raste er zum Einholen durch die Nacht. Ungewiß flogen draußen die Dinge vorüber, manchmal warf etwas Nahes einen kurzen, sonderbar aufschwirrenden Ton gegen das Wagenfenster. Es war der Rückprall des Schnellzugsbrausens von einem kleinen Stationsgebäude, an dem er, ohne seine Geschwindigkeit zu vermindern, vorbeigefahren. Ein stoßender Ruck deutete den Uebergang über eine Weiche, ein paar grüne und rothe Lichter tauchten jäh auf und schossen wie Blitzfunken wieder in's Dunkel. Das Gefühl sagte, ein furchtbarer Krach könne plötzlich in einem Augenblick Alles beenden, für immer auslöschen, ein Zusammenstoß, eine Entgleisung, irgend Etwas, das man nicht vorhersehen und nicht abwenden konnte. Man hatte alles Selbstbestimmungsvermögen aufgegeben, befand sich willenlos in einer unbekanntfremden Hand, mußte sich ihr blindlings vertrauen; der Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Zugführers und

der Gunstfügung des Glückes. Doch im Grunde nöthigte alles Thun und Lassen in der nämlichen Weise dazu, bedurfte der hingebend gläubigen Zuversicht. Die ganze Wanderreise des Menschen auf der Erde war eine steter Gefährdung ausgesetzte Eisenbahnfahrt und ruhte, wie diese, nur auf einer Wahrscheinlichkeitsrechnung des Lebens.

Die beiden Passagiere, welche mit dem jungen Paar das Coupé theilten, verließen sich vollruhig auf die letztere. Sie waren Gewohnheitsreisende und dachten an keine Unfallsmöglichkeit; ihr Kopf besaß nichts, was durch das nächtliche Fortrasen des Zuges anders als sonst erregt wurde. Ihr Aussehen, wie das zwischen ihnen zuweilen geführte halbe Gespräch ließ sie dem Kaufmannsstand zugehörig erkennen; sie tauschten Erkundigungen über Geschäftsfirmen aus, tadelten die Unbequemlichkeit der Waggonsitze, freuten sich gegenseitig ihrer Gesellschaft auf der langweiligen Fahrt, gähnten und brachten ihre Köpfe in die noch möglichst vortheilhafte Lage. Vor Silvanas von überreizten Nerven erhöhter Phantasie dagegen schwebte die Vorstellung eines plötzlichen Unglücks. Ein gewaltiger Stoß kam, noch eine Secunde des Lebens, und sie dachte, was sie in dieser thun wolle. Beide Arme fest um ihren Mann schlingen, ihre Lippen zu einem Kuß auf die seinigen drücken, und dann war Alles vorbei. Aber dieser Gedanke hatte durchaus nichts Erschreckendes für sie, ihre lebhafte Einbildung des Vorgangs fühlte sich frei von

jeder Angst davor. Im Gegentheil, die Vorstellung, so mit ihm zusammen zu sterben, enthielt eigentlich etwas wundersam Beruhigendes, fast, wenn es in ihrer Macht stände, zur Ausführung Hindrängendes. Nur flößte es Besorgniß ein, ob ihr die Zeit bleiben werde, ihn in dem kurzen Augenblick so ganz zu umfassen, daß der Tod sie wirklich im selben Moment wie ein einziges Leben zusammen auslösche, denn sie saß nicht an seiner Seite, sondern ihm gegenüber.

Zwischen diesen Phantasiegestaltungen redete sie mit ihm. Er führte eine Unterhaltung, wie die Anwesenheit fremder Ohren sie kaum anders verstattete, doch lag in seiner Stimme ein weicher, zärtlicher Klang, der nicht mit der Gleichgültigkeit der Dinge, von denen er sprach, übereinkam. Bei der Hochzeitsmahlzeit hatte er sein Glas kaum berührt, nicht weiter, als die ausgebrachten Toaste unumgänglich den Anschein erforderten. So fiel es nicht möglich, sonst hätte man aus einem leichten, nicht ganz verhaltbaren Zittern seiner Sprache auf eine Wirkung des Weins, einen leisen Rauschzustand seiner Sinne schließen können. Ab und zu rührte sein Fuß bei einer Stellungsveränderung an den ihrigen, daß sie denselben ein Weilchen warm empfand. Dann zog er ihn mit einer plötzlichen Bewegung fort, indem er eine Entschuldigung beifügte: sein Fuß beenge sie, doch der Raum sei sehr schmal.

Draußen ging es durch eine weite Leere; wenn der Mond flüchtig hervortrat, warf er seinen Schein

zumeist auf weiße oder halbgelbe Sandflächen, aber er that dies immer seltener. Der Zug lief über endlose Haide, bald wiegend, bald schütternd. Er stieß mit einem sich gleichmäßig stets wiederholenden Tact auf, in den man einen Satz beliebiger Worte hineinlegen konnte. Silvanas Phantasie hatte dies einmal gethan, und es verließ sie nicht mehr. Sie hörte unablässig, ihr Herzschlag klopfte es mit: „Nun kommt das Unglück — nun kommt das Unglück —"

Das Unglück, das keins war, bis auf die eine Besorgniß! Sie drehte den Kopf einmal zur Seite, die beiden Kaufleute lagen mit abgewandten Gesichtern fest eingeschlafen. Einige Minuten saß sie unschlüssig, dann äußerte sie leise: „Es zieht hier ein wenig, ich glaube, drüben ist es geschützter," und sie setzte sich neben ihren Mann hinüber. Ihr einer Arm legte sich hinter ihn an die Sitzwandung, ihr Kopf lehnte sich leicht an seine Schulter. So war sie bereit, und das Unglück konnte eintreten.

Hatte er den nämlichen Gedanken? Nach einem kurzen Schweigen sagte er: „Du sitzest unbequem, mein Arm drückt Dich so." Er zog diesen fort und schlang ihn gleichfalls um sie, seine Hand glitt bei der Bewegung einen Moment über ihre Schulter herunter, hob sich jedoch rasch, wie schreckhaft, aufwärts und umschloß ihr die linke Schläfe und Wange. Dadurch sank ihr Kopf etwas tiefer herab und ward nicht mehr von seiner Schulter, sondern von seiner Brust gestützt.

So saßen sie jetzt, ohne weiter zu reden. Er sprach nicht, und Silvana fühlte ebenfalls keinen Antrieb dazu. Sie hatte noch niemals derartig neben ihm gesessen, es war am schönsten, so zu schweigen. Und seltsam, sie dachte nicht mehr daran, mit ihm gemeinsam zu sterben, wenigstens nur einen Augenblick, und aus diesem kam nicht mehr die Beruhigung von zuvor über sie. Im Gegentheil, sie fühlte jetzt sonderbar, sie würde sich mit aller Kraft des Lebensdranges dagegen zu wehren, ihn und sich selbst zu retten suchen. Ihr Arm hielt sich bei der Vorstellung fester um ihn. Aber auch der Zug redete nicht mehr von einem kommenden Unglück, er hatte seine Sprache gleichfalls in's Gegentheil umgewandelt und sagte: „Sei unbesorgt — Du hast das Glück — hüt' es nur selbst — Dein Lebensglück!“ Der Tact des Zugs sprach es, doch zugleich sagte das Letzte auch Anna Lundmark und fügte einen hellen Gläserklang hinterdrein. Das war schön, aber doch eigentlich ein wenig närrisch, unmöglich —

Silvanas Kopf fuhr, die geschlossenen Augen öffnend, in die Höh', sie hatte wohl etwas im Halbtraum gelegen. Nun richtete sie sich rasch ganz empor, Lichtschein fiel von draußen herein, der Zug hielt, die beiden Kaufleute reckten sich aus dem Schlaf. Etwas verlegen stand die junge Frau auf und machte sich an ihrem Handtäschchen zu schaffen: die Aufwachenden brauchten nicht zu sehen, welche Stellung sie eingenommen hatte. Doch sie warfen keinen Blick herum,

tasteten nach ihrem Handgepäck, öffneten, über die Vergeßlichkeit des Schaffners räsonnirend, die Wagenthür und stiegen aus. Man mußte auf einer bedeutenden Station halten, trotz der späten Nachtzeit befanden sich ziemlich viel Menschen auf dem Perron. Die Meisten verließen indeß den Zug, nur Einzelne wollten ihn erst benutzen, gingen suchend vorbei; einmal setzte ein Fuß sich auf's Trittbrett, zog sich jedoch wieder zurück, und vom Munde eines Weitergehenden klang herüber: „Ein junges Ehepaar, da wollen wir nicht stören." Silvana hörte es, aber sie verband keinen Gedanken damit, hielt den Blick nur in einer gewissen Erwartung hinausgerichtet, wer und was für Leute an Stelle der beiden Davongegangenen sich zu ihnen gesellen würden. Sie hoffte, daß es abermals Herren seien; eine Dame fiel ihr instinctiv als Mitfahrende weniger erwünscht. Dann setzte plötzlich ihr Herz einen Schlag aus, unvorbereitet von etwas getroffen, an das sie überhaupt nicht gedacht. Die Wagenthür schlug zu, es pfiff, und der Zug rollte ab. Es war Niemand wieder eingestiegen, sie befand sich mit ihrem Manne allein.

Was es gewesen, das ihr einen Augenblick athemstockend durch die Brust gefahren, wußte sie eigentlich nicht. Die körperliche Wirkung des jähen, unerwarteten, lauten Tons, Schreck, Ueberraschung, Freude, wohl Alles zugleich. Doch nun schwanden die ersteren Empfindungen rasch ab, und nur die letztere blieb. Sie bildete ja die natürliche, es war doch selbstverständlich am er-

freulichsten, daß Niemand wieder gekommen sei. Der halb traumumfangene Zustand vorhin war so schön gewesen und nun gegen solche Störung wie eben vermuthlich für lange gesichert.

Ortlof von der Heide hatte sich nicht von seinem Sitz bewegt, er lehnte mit geschlossenen Augen zurück; es schien fast, als ob er nichts von dem Vorgefallenen wahrgenommen habe. Der Zug donnerte unter einem Steinbogen durch, einige Lichter flogen noch wie schießende Sterne, dann schwarze Nacht zur Rechten und zur Linken, von keinem Mondschimmer mehr erhellt. Es klang manchmal, als winsele Sturm an die Scheiben, aber die wiedererlangte Sturmgeschwindigkeit des Dahinjagens ließ es nicht deutlich vom Ohr auffassen.

Silvana bedachte sich kurz, nahm ein seidenes Tuch hervor und band es sich statt ihres kleinen Filzreisehutes um den Kopf. Das eignete sich besser; sie setzte sich so neben ihren Mann zurück. Doch sie war überhaupt findig geworden, zog ihre Füße auf die Bank und streckte sich bequem hin. Dann legte sie den Kopf wieder wie zuvor an seine Brust. Sie besaß ein Recht ihres Herzens und ja auch schon ein Gewohnheitsanrecht darauf, es so thun. Wie sie ihren alten Platz so einnahm, legte sein Arm sich wieder um ihren Nacken.

Die kleine Lampe des Coupé's brannte trüb, doch reichte ihr Licht aus, die Dinge im Wagen erkennbar zu erhellen. Auch das Gesicht der jungen Frau; es war ein Bild süßestens Jugendzaubers, wie sie mit

geschlossenen Lidern dalag. Die langen Wimperfäden deckten sich weich und dunkel auf liebliche Wangen, das flimmernde Haar quoll zart geflockt unter dem Tuchrande hervor, und das Kleid über der Brust hob sich von ihren Athemzügen zu einem perlenden Geriesel auf und nieder schwebender, weicher Silberwellen. Die Brust athmete ruhig, glückvoll. Wie thöricht war sie vorhin gewesen, an ein Eisenbahnunglück zu denken, fast darauf zu hoffen! Wie thöricht, daß sie Anna Lundmark gesagt, sie fürchte sich vor der Reise. Sie begriff es nicht mehr; es war so schön zu leben, so zu fahren. Und man konnte ja sorglos dem Zugführer vertrauen, daß nichts Schlimmes geschah, wie bisher nichts geschehen. Alles das stammte nur aus schreckhafter Vorstellung ungewiß erregter Phantasie; ein Lächeln über ihre kinderhafte Furchtsamkeit ging ihr zauberisch um die Lippen.

Dabei schlug sie die Lider auf und stutzte doch wieder leicht erschreckt mit den Wimpern, denn dicht über ihnen begegneten sie den Augen ihres Mannes. Sie waren gleichfalls weitgeöffnet, von glanzvollem Blau; vorgebeugten Kopfes sah er auf sie nieder. Nichts regte sich in seinem Gesicht, und auch Silvana lag, wie von einem süßen Bann gelähmt; so blickten sie sich eine Minute stumm an, sie hörte einen Herzschlag, doch wußte sie nicht, ob es ihr eigner sei oder aus seiner Brust an ihr Ohr klopfe. Dann kam mit hauchartig leiser Stimme eine Frage von seinem Munde: „Liebst Du mich, Sil-

vana?" Ein Beben durchklang den flüsternden Laut, als ob die Lippen mit aller Kraft gerungen, ihn zurückzudrängen, doch er mächtiger gewesen sei als sie.

Sie konnte nichts darauf erwiedern, jede Antwort hätte dem selig wogenden Gefühl in ihr arm und nichtig geklungen. Doch es gab eine Entgegnung ohne Wort und Ton, Alles auszusprechen, was bei seiner Frage wonnevoll in ihrem Herzen schlug. Ob sie ihn liebe? Wie thöricht war er nun! Sie hatte ja nur immer darauf gewartet, von ihm zu hören, daß er sie liebe, ihr einmal ein Zeugniß seines Herzens dafür ablege. Sie war ja lange Monate als Braut von dem Mangel eines solchen heimlich enttäuscht worden — als seine Frau besaß sie nun doch ein Recht darauf — und den Arm um seinen Hals schlingend, hob sie an ihm ihr Gesicht, ihre Lippen gegen die seinigen empor. Und so bog auch er sich weiter zu ihr nieder — da fuhr ein Ruck durch seine Glieder, und jäh vom Sitz aufschnellend, hatte er sie von sich gedrängt, stand einen Schritt von ihr ab.

War die schwefelflammende Blitzschlange, die aus der todten Finsterniß draußen vom Himmel zuckte, als fahre sie in's Fenster hinein, während des Athemzugs herabgeschossen, in dem seine Lippen im Begriff gestanden, sich auf die ihrigen zu schließen, oder erst um eine Secunde später? In Silvanas Empfindung war's, als sei das Letztere gewesen, ihr Auge erst geblendet worden, wie sie schon, von ihm aufgerissen, vom Sitz

geflogen. Doch das mußte Täuschung der Erinnerung sein, denn offenbar hatte der Blitz ihn emporschnellen lassen, als seien sie selbst davon getroffen. Und zweifellos war der Schlag in unmittelbarster Nähe zu Boden gefahren, Schwefelgeruch füllte den Wagen, und wie ein auf's Dach niederstürzender Felsblock schlug, das Rasseln des Zugs überschmetternd, gleichzeitig mit der Flamme ein betäubender Krach herein. Noch ehe dieser verrollte, folgte ein neuer Strahl, wieder und wieder; wie durch ein Feuermeer ging es dahin. In den kurzen Pausen des Donners hörte man jetzt den Sturm, als ob helle Flötentöne sich mit Trompetenrufen und Posaunenstößen vermischten. Rechts hinüber stieg aus der finstern Weite ein glühender Schein, höher und breiter anwachsend, hin und her schweifend, wie ein windbewegter Purpurvorhang. Es mußte ein Brand sein; unheimlich, doch großartig schön war Alles. Die beiden Emporgesprungenen standen dicht aneinandergedrängt, von der Heide hielt wie schützend den Arm um Silvana geschlungen. Der Aufruhr, das wild Phantastische der Nacht hatte sich seiner Sinne mit einer hochgesteigerten Erregung bemächtigt; er sagte laut:

„Das war ein Prophetenwort, nicht von dem, der es sprach. Sieh da, Hymenäus! Wie hießen die Verse? Sie sind mir geblieben — die ‚Nacht‘ — so war's:

Es hatte Silvana wieder mit einem Schauder überlaufen, ihre Einbildungskraft war heut' zu rege, sie sah ihn bei seinen Worten leblos vor ihren Augen. Nun fiel er ein:

„Du hast recht, nur das Leben kann's, und es ist ein thörichtes Ding, vom Tod statt vom Leben heut' zu reden. Das Gewitter hat Dich erschreckt, Deine Nerven müssen etwas zu Ruhe kommen. Komm, ich bette Dich – leg' Dich ein wenig hin, so gut es hier möglich ist, und schließe die Augen zu."

Seine Stimme klang liebevoll, sorglich bereitete er ihr nach Möglichkeit eine bequeme Lagerstatt, zog der Liegenden mit zarter Handbewegung den Kleidsaum über die Füße und bedeckte sie mit dem warmen Shawl. Silvana empfand dankbar, er fühlte in sich, wessen sie bedurfte. Sie war nicht müde, aber zu viel hatte sich auf ihre Seele und ihre Sinne eingedrängt, daß sie etwas Ruhe brauchten. Nicht denken wollte sie, weder zurück, noch voraus, nur in einem köstlichen Empfinden der Gegenwart liegen; der Zug ging jetzt wie eine Wiege, und die Lider sanken ihr leise herab.

Ortlof von der Heide saß ihr gegenüber und hielt unverwandt den Blick auf sie gerichtet. Es war wieder das Zauberbild süßer Jugend, wie Morgenthau des Frühlings flimmerte es drüben vor den leicht zitternden Wimpern des Betrachters. Die eine Hand der Ruhenden lag, einer weißen Blume ähnelnd, auf ihrer Brust und hob sich mit den Athemzügen auf und nieder.

Da war auch Anna Lundmark abermals und sagte: „Dann kommst Du ja heut' Nacht gar nicht zu Bett.“ Aber Silvana erwiederte ihr jetzt ohne alles Stocken: „Doch, Anna, viel schöner als sonst; mein Mann sitzt bei mir, und ich brauche gar nichts zu denken, er thut es ja für mich. Heirathe auch bald, Anna, und dann fahre ebenso köstlich die Nacht durch!“ Und da ging auch wieder das wundersame Lächeln um Silvanas Lippen, halb kinderhaft, doch in die Regung des Mundes mischte sich noch etwas Anderes, wie leis Schalkhaftes und zugleich Geheimnißvolles ein.

Von der Heide sprang plötzlich auf und zog mit einem Ruck den grünen Vorhang an der Wagenlampe herunter. Der Schein fiel auf die Augen seiner Frau, mußte sie blenden, beunruhigen. Sie bewegte sich leicht und sagte: „Nein — ja doch, Anna, lösche die Lampe nur aus, ich fürchte mich nicht mehr im Dunkel.“ Nun lag ein Dämmerlicht im Coupé, überschleierte das reizvolle Bild, ließ es wenigstens in seinen Einzelheiten nicht mehr deutlich unterscheiden, und Ortlof von der Heide setzte sich auf seinen Platz zurück. Er athmete ein paarmal heftig, als ob das Herabziehen des Lampenschirms eine gewaltsame Kraftanstrengung von ihm erfordert habe. Der Zug hatte einen eigenthümlichen Tact und Ton angenommen, es war, als sage er immerfort, gleich einem schnellen Herzschlag: „Noch heut' — noch heut' — noch heut'!“

„Silvana!“

„Ja, was ist, Ortlof?“ Die Angerufene fuhr auf. „Wir müssen aussteigen.“

Der Zug bewegte sich kaum mehr, nun stand er; der Schaffner öffnete die Wagenthür: „Eine Minute!“ Draußen rieselte Regen auf einen unbedeckten Perron, es war nicht Morgen, sondern finstre Nacht, der Zeiger eines erhellten Zifferblattes an einem Stationsgebäude wies auf etwas vor drei Uhr. „Wo sind wir denn?“ fragte die junge Frau, ihre Gedanken sammelnd. „An unserm heutigen Ziel.“ Ihr Mann zog sie rasch unter den Schutz der offnen Wartezimmerthür und ließ sie allein. Aus dem Gepäckwagen wurden in Hast die Koffer herausgeladen, der Eilzug hatte hier nicht Zeit zu verlieren. Niemand sonst stieg aus oder ein, das Gebäude lag verschlafen, gehörte, wie es schien, zu keiner Ortschaft. Die Glocke schlug dreimal lässig an, als fühle sie selbst ihre Unnöthigkeit, der Wagentroß rückte wieder, der Bahnhofsverwalter trat schnell in sein Bureau, und Alles war stumm und leer. Nur von der Heide kam jetzt zurück: „Das Gepäck ist aufgeladen, komm!“ Er zog Silvana nach der Rückthür des Wartezimmers, unmittelbar hinter ihnen ward in diesem die Lampe ausgelöscht, die Dunkelheit ließ kaum die Umrisse einer alten, schwerfälligen Kutsche vor dem Ausgang unterscheiden. Gleich darauf rollte diese davon; die Eingestiegene wußte nur, daß sie in einem Wagen an der Seite ihres Mannes sitze, fühlte seine Anwesenheit, zu sehen war nichts. Alles war so eilig

gegangen, daß sie nichts mehr zu fragen vermocht; jetzt wiederholte sie: „Wo sind wir denn hier, Ortlof?"

Er antwortete aus der Lichtlosigkeit: „Wir fahren nach unser'm, nach meinem Landgut. Es ist besser so."

„Nicht an den Rhein?"

„Die Reise können wir morgen fortsetzen, bis zur Bahn ist's nicht weit. Du hast Ruhe nöthig."

„Doch warum — warum hast Du mir nicht früher davon gesprochen?"

„Ich habe es mir erst so überlegt, während Du schliefst."

Die Räder rasselten und stießen heftig auf harten Steinweg, es fiel schwer, zu sprechen und zu verstehen. Silvanas Gedanken liefen durcheinander, die jähe Veränderung stürmte zu sehr auf sie ein. Sie fragte einmal: „Ist dies denn Dein Wagen?" Doch bei der bejahenden Antwort kam es ihr nicht zum Bewußtsein, daß diese in einem Widerspruch mit der vorherigen Aeußerung ihres Mannes stehe, da der Kutscher doch an die Bahn bestellt gewesen sein mußte. So befand sie sich, ohne es geahnt zu haben, auf einmal dicht vor ihrer künftigen Heimath. Ihre Vorstellung suchte vorauf zu eilen; wie weit mochte es noch sein? Würde bei ihrer Ankunft der Tag schon grauen, oder die Nacht noch dauern? Sie hoffte das erstere, um sogleich im Hause umhergehen, Alles in Augenschein nehmen zu können. Doch das konnte sie ja auch, falls es noch dunkel war, mit Licht. Ein Diener leuchtete, und nach-

her setzten sie sich zum Frühstück, erwarteten dabei die Dämmerung und die Sonne. Das war herrlich, sie gedachte daran, es als Kind einige Male so besonders, fremdartig schön gefunden zu haben. Müdigkeit fühlte sie durchaus nicht, und zu schlafen brauchte sie nicht mehr; das hatte sie ja auf der Eisenbahn gethan.

Sie mußten durch Wald fahren, denn man hörte den Wind mit Blättern rauschen; zuweilen rollte ein Donner von fern, dann stärker. Es klang, als komme das vom Zug überholte Gewitter hierher nach. Unvermuthet plötzlich stockte der Wagen.

„Was ist?“ fragte Silvana.

„Wir sind zu Haus.“

Ihr Mann stieg aus und half ihr, nachzukommen. Auch hier sah man nichts als einen mattfalben Schimmer, der von einer hellgetünchten Hauswand herzurühren schien; ein Fenster mußte sich darin befinden, denn etwas abwärts fiel ein Lichtschein auf tropfendes Laub heraus. Er bewegte sich, verschwand und kehrte unter einer aufknarrenden niedrigen Thür wieder; eine alte Frau mit einer Unschlittkerze in der Hand begrüßte die Ankommenden mit einem bäurischen Knix.

Von der Heide sagte kurz: „Leuchten Sie uns hinauf!“ Sie ging voran, unbequem steile Stufen einer Treppe aus rohem Tannenholz empor. Nun ein kleiner Vorplatz — „Meine Frau wird sich gleich zu Bett legen wollen“ — und die Alte öffnete eine Thür. Auf dem Tisch einer Stube zündete sie ein paar andre

Talgkerzen in alten Messingleuchtern an; dadurch ward es wenigstens so hell, daß man den Raum und die Dinge drin erkannte.

Silvana sah sich zum ersten Mal um. Sie stand in einem Zimmer mit niedriger Decke und dürftiger Ausstattung, etwa in der Art der Pachtwohnung eines kleinen Landgehöftes. Man sah, daß die Fenster mit frisch gewaschenen Gardinen versehen, der Boden geputzt worden; Alles nahm sich sauber, doch ärmlich aus. An der Wand hingen ein paar alte Portraitbilder mit aristokratischen Gesichtern, die Einrichtungsstücke des Gemachs waren von altmodischem Zuschnitt, da und dort blickte ein Rest ehemaligen vornehmen Wesens aus ihnen hervor. Besonders aus der breiten, doppelten Bettstatt, deren Wandungen altes Schnitzwerk, eine Darstellung aus der biblischen Geschichte bedeckte. Sie trug nach Vorväterbrauch einen Himmel und Vorhänge um sich, die, an einer Seite zurückgeschoben, aufgeschlagene Linnen wie eine Schneedecke hervorglänzen ließen. Das Bett bildete, wenn man es näher betrachtete, ein Kunstwerk, hätte sich zum Prunkstück in einem Schlosse geeignet und stimmte nicht mit dem kleinbürgerlichen Character der übrigen Stubenausstattung überein.

Die Alte streckte die Hand nach dem Tisch, nahm ein darauf stehendes kleines Packet und reichte es Silvana: „Das ist gestern als Hochzeitsgeschenk für die gnädige Frau gekommen.“ Es war, als töne ein kaum merklich leiser Anhauch von Spott oder von

Geringachtung aus den Worten „die gnädige Frau“ hervor; von der Heide fragte: „Was ist es? Von wem?“ Die Frau zuckte die Schulter: „Der Knecht hat es mit aus der Stadt von der Post gebracht.“

Der, von dem sie sprach, trat herein und brachte das Reisegepäck. Offenbar war er auch der Kutscher zugleich, sein alter Mantel troff von Regen. Er stellte die Koffer hin und ging, mit ihm die Alte. Die Schritte polterten draußen die Treppe hinunter und verstummten; das junge Paar befand sich allein.

Einige Augenblicke standen sie beide schweigend, dann war es Silvana, als ob sie etwas sagen müsse, und sie fragte: „Wer ist die Frau?“ Ihr Mann antwortete: „Sie war schon Dienerin bei den Eltern meines Vaters,“ und nach einer kurzen Pause fügte er hinzu: „Hast Du es Dir so hier gedacht?“

„Ich?“ Die Augen der jungen Frau hatten sich ihm zugewendet, doch wichen von den seinigen ab und gingen an ihm vorbei. „Man kann sich wohl nichts denken, was man noch nicht gesehen hat.“

„Doch sich vorstellen — vielleicht anders.“ Er sprach ungewiß, sein Blick haftete mit einem Ausdruck von Scheu auf dem Päckchen, das Silvana mechanisch noch in der Hand hielt. Halb hörbar murmelte er: „Von wem mag das sein?“ Er streckte die Hand danach, zog es ihr mit einer unruhigen Hast fort und legte es auf einen Seitentisch in's Dunkel. „Du bist heut' müde, laß das Oeffnen bis morgen.“

Sie erwiederte jetzt rasch: „Nein, ich bin nicht mehr müde — wollen wir nicht — es werden ja noch andre Zimmer da sein — ich machte mich am liebsten mit ihnen bekannt.“

Ein Lichtschein ließ, durch's Fenster flammend, die beiden Lichter völlig erbleichen und that die Wiederkehr des Gewitters kund. Von der Heide antwortete:

„Das kannst Du morgen — denn ich denke, wir geben die Reise auf und bleiben hier. Sie würde sehr kostspielig sein, und ich muß —“

Er hielt inne und stand, als ob er auf etwas warte oder höre, denn draußen erhob sich ein Geräusch. Silvanas Brust hatte ein wenig schneller, wie unter etwas beklemmend über sie Gekommenem geathmet, doch nun hob sie sich frei bei der Entgegnung: „Wie Du es für gut hältst, ich bin überall glücklich, wo ich mit Dir bin. Was mußt Du, Ortlof?“

„Ich habe Dir ein Geständniß zu machen, Silvana —“

Er gelangte jedoch nicht weiter, denn es hatte wieder auf der Treppe gedröhnt; die Thür ward aufgerissen und die alte Dienerin rief:

„Herr, es brennt — der Stall — wahrscheinlich der Blitz —“

„Brennt?“ Von der Heide drehte die Augen nach dem Fenster, vor dem in einiger Entfernung ein rother Flammenschein aufstieg. Er schien sich noch zu bedenken und wiederholte: „Der Blitz, meinen Sie?“

Dann stieß er hastig hinterdrein: „So muß ich nachsehen — leg' Dich ruhig zu Bett, Silvana, ich komme zurück, sobald das Feuer gelöscht oder keine Gefahr mehr ist, daß die Schafe verbrennen können."

Zur Thür eilend, kam er an dem Tisch vorüber, auf den er das Hochzeitsgeschenk von unbekannter Hand gelegt. Durch seinen Arm ging ein Zucken, als ob dieser sich darnach strecken und es mit sich nehmen gewollt. Doch konnte es auch nur so erschienen sein; im nächsten Augenblick war er fort.

Silvana stand allein im Zimmer, sie wußte nicht recht, was um sie und in ihr vorgehe. Vor den Augen der Erinnerung stieg ihr das erst vor wenigen Stunden verlassene Vaterhaus auf, umgab sie mit glanzvoller Helle und festlichem Schmuck. Die Vorstellung trat in einen starken Gegensatz zu diesem Raum, den die beiden rothglasenden Kerzendochte sich wieder mehr verdüstern ließen. Nur vor dem Fenster glühte es vom Brandschein stärker empor, man hörte Rufe und Gelärm, es war aufregend für Auge und Ohr.

Im letzteren klangen der jungen Frau noch ein paar Worte ihres Mannes nach. Welches Geständniß hatte er ihr zu machen im Begriff gestanden?

Ihr Denken trieb ab, oder vielmehr es drängte sich ihm etwas auf. Sie war noch immer überrascht, hier zu stehen, doch die alte Dienerin war es nicht gewesen, sondern hatte in der tiefen Nacht die Ankommenden erwartet. Ebenso der Wagen am Bahn-

hof, jetzt knüpfte sich Silvana auch dieser Gedanke daran.

Sie blickte suchend vor sich hin. Es war unabweislich, ihr Mann mußte nicht die Wahrheit gesprochen haben, als er gesagt, daß er sich unterwegs zum Aufgeben der Weiterreise entschlossen. Er hatte dies zweifellos von vornherein beabsichtigt, sie ohne ihr Vorwissen hierher bringen gewollt.

Warum?

Die Frage besaß etwas von dem Summen eines Insectes, das nun hier, nun dort schwirrt, als habe es sich vervielfältigt.

Warum hatte er gemeint, es sei hier vielleicht anders, als sie es sich gedacht?

Silvanas umschauende Augen antworteten, das sei es allerdings. Aber das war ja nebensächlich, berührte die Liebe, das Glück einer Frau nicht. Das Warum kam nicht aus der unerwarteten Wirklichkeit selbst, sondern aus der Frage, weshalb sie davon überrascht worden. Er hatte ihr freilich nie eine Schilderung seines Besitzthums gemacht, doch aus seinen Worten sprach, er habe vermuthet, daß sie es sich anders vorgestellt. So war sein Verschweigen ebenfalls eine Unwahrheit gewesen. Sie sollte auch das nicht vorher ahnen.

Warum nicht?

Warum hatte er ihr ein Geständniß abzulegen?

Eine alte heisere Uhr schlug irgendwo in einem Raum des Hauses; Silvana zählte mechanisch, es

waren vier Schläge. Unwillkürlich verband sich damit in ihrem Kopf eine Rechnung. Die Wagenfahrt hierher hatte für sie etwas völlig Zeitloses gehabt, der Uhrschlag sagte, daß dieselbe kaum über eine halbe Stunde gedauert haben könne.

Was wollte sie? Ihr Mann hatte ihr angerathen, sie solle sich ruhig zu Bett begeben. Es war ja erst vier Uhr.

Sie drehte langsam den Kopf seitwärts nach dem braunen Schnitzwerk unter den rothen Vorhängen hinüber —

Da summte das Insect wieder: „Warum?“

Warum hatte ihr Mann mit einer merkbaren scheuen Erregung im Blick und in der Stimme gefragt, von wem das hier eingetroffene Hochzeitsgeschenk gekommen sei? Warum hatte er es ihr rasch aus der Hand genommen und in's Dunkel gelegt? Warum hatte er beim Fortgang eine zuckende Bewegung des Armes gemacht, als ob es ihn gedrängt, das kleine Packet mit sich wegzunehmen?

Es war viel Unerklärbares in seinem Wesen und Thun, von Anfang an gewesen.

Silvanas Fuß setzte sich halb unbewußt vor, und sie streckte die Hand nach dem Päckchen. Es gehörte ihr, die Aufschrift lautete: „An Frau von der Heide.“ Siegel mit einem Wappenabdruck verschlossen den Umschlag.

Ihr Mann hatte gerathen, sie möge das Packet

erst morgen öffnen, er schien es gewünscht zu haben? Warum?

Plötzlich kam ihr ein heftiger Trieb, zu ihm in die Nacht hinunterzueilen, ihre Arme um ihn zu schlingen, um ihn sicher zu halten. Ihm konnte bei dem Brand eine Gefahr drohen, vor der sie ihn zu schützen vermochte. Warum mußte das Feuer grade jetzt, grade in dem Augenblick ausbrechen, wie er —

Ein ziemlich naher Donner krachte und antwortete drauf. Dies Warum war allein kein Räthsel, der Blitz erläuterte es.

Grade in dem Augenblick, wie er ihr ein Geständniß ablegen gewollt —

Was für ein Geständniß?

Die Hand Silvanas hatte die Wappensiegel aufgebrochen — dann wollte sie zu ihrem Manne hinunter. Unter dem Umschlag kam ein Kästchen hervor, das einen Schmuck zu enthalten schien. Wie nichtig! Sie ließ es gleichgültig auf den Tisch fallen; das hatte allerdings bis morgen Zeit. Doch bei dem Fall sprang der Deckel auf und zeigte als Einlage statt des Geschmeides einen kleinen Schlüssel.

Was sollte der? Warum?

Ein zusammengefaltetes Blättchen, mit feinen weiblichen Schriftzügen bedeckt, lag drunter, offenbar um Auskunft zu geben. Silvana schlug es fast gedankenlos auseinander und las:

„Wer Du bist, die dies bekommt, ich hoffe für Dich, wenn Du es liest, bist Du noch nicht seine Frau. Ein Betrüger hat Dich in sein Netz gelockt, die Dokumente über den Werth seines Besitzthums sind gefälscht. Zweifellos stammst Du aus einem reichen Hause, sonst würde er nicht gesucht haben, sich Deiner zu bemächtigen. Sein Gut ist ein armseliger, verwahrloster Haidehof; Dein Vermögen soll ihm aufhelfen, ihm ein vornehmes Leben ermöglichen. Und Du bist nicht die erste Betrogene, es gibt schon eine andre, die vor dem Traualtar seinen Namen empfangen hat, wie Du heut'. Sie ward umgarnt, wie Du, ist geflohen, um sich vor ihm zu retten, als sie die Wirklichkeit erkannt. Er gab sich nicht Mühe, sie ausfindig zu machen, in seine Gewalt zurückzubringen, denn er war ihrer überdrüssig geworden, wie er es Deiner in Kurzem sein wird. Willst Du dieselben falschen Schwüre lesen, die er Dir geschrieben oder gesprochen, so verrücke das Ahnenbild im Schlafgemach zur Rechten des Bettes und öffne mit diesem Schlüssel einen kleinen Behälter in der Wand. Er ist von der Tapete überklebt, Du mußt suchen. Vielleicht ist es noch Zeit."

Das Blatt fiel aus Silvanas Hand; es war kein wirklicher Blitz des Gewitters draußen ins Zimmer gefahren, aber sie griff schwankend, als ob sie ein solcher getroffen, nach dem Tisch. Alles drehte sich um sie, sie war keines Denkens fähig, nur ein einziges Gefühl rang sich aus ihren Gliedern, ihren Sinnen

und ihrer Seele hervor: „Es ist nicht wahr — die Verleumdung, die Lüge einer Eifersüchtigen!“

„Ein armseliger, verwahrloster Haidehof“ — ja, das sprachen auch das Haus, die Dinge um sie her —

Warum hatte er sie abhalten wollen, das Papier zu öffnen? War ihm das Siegel bekannt erschienen?

„Nein, Lüge — Nichts als Lüge!“

Aber auch er hatte gelogen —

Ihre Augen gingen verworren umher, blieben auf dem Ahnenbild haften.

Was sollte der Schlüssel? Er mußte ja die Lüge herausstellen. Ihr Fuß hob sich vor —

Nein, sie glaubte an ihn!

„Augen können Betrüger sein“ —

Wer hatte das gesagt? Es klang ihr im Ohr — von der Eisenbahnfahrt.

Welches Geständniß?

Sie trat auf das Bild zu, doch Alles vor ihrem Blick hatte einen erschreckenden, gespenstischen Ausdruck. Es war, als ob das alte, gemalte Gesicht lebe, die Züge leise vor und zurück rege, mit wirklichen Augen abwehrend auf sie herunterschaue. Zitternd hob sie den Arm danach —

Nein — in ihrer Verworrenheit griff sie fehl. Das war ja nicht das richtige Bild; es ließ sich auch nicht bewegen, als würde es von unsichtbarer Hand festgehalten. Drüben — zur Rechten des Betts —

Dort verschob das Portrait sich leicht, die platte Tapete kam drunter hervor, nichts sonst. Der Finger Silvanas tastete drüber —

„Nichts — leere Lüge!“

Doch da, eine leicht fühlbare Unebenheit, wie von den Rändern einer kleinen Oeffnung. Mechanisch drückte die Suchende mit dem Schlüssel dagegen, das dünne Papier gab nach, zerriß, ließ ihn eindringen und sich umdrehen. Das Ohr hörte, er öffnete ein Schloß, es war eine Thür dort vorhanden. Diese ließ sich indeß nicht aufthun, die rings übergeklebte Tapete leistete einen Widerstand den Silvana vielleicht zu keiner andern Stunde überwunden hätte. Doch in diesem Augenblick wollte sie etwas — zum ersten Mal in ihrem Leben — mit aller Kraft, die sie aufbieten konnte. Sie umklammerte den Schlüssel, die weichen Muskeln ihres Armes spannten sich krampfhaft an, und die papierne Ueberlage riß, wich, zersprang. Die kleine Thür flog auf, eine schrankartige Höhlung im Gemäuer offenlegend; etwas Weißes schimmerte draus vom Boden.

Da stand sie wieder am Tisch, eine Anzahl anderer Blätter, Briefe haltend. Sie zeigten die Handschrift ihres Mannes, engbeschrieben, ihr Blick starrte darauf nieder. Doch die beiden Unschlittlichter brannten so trübe, die Buchstaben liefen so, als ob sie lebendig würden, durcheinander, nur da und dort konnte sie einen Satz auffassen, begreifen. Es waren Liebesworte

des Schreibers an eine Empfängerin der Briefe — doch an wen? Da sprach's eine Zeile — an seine Braut —

Der Donner rollte, daß die Wände des Hauses zitterten, und der Sturm ließ die Fenster klirren. Er mußte durch eine Mauerlücke des schadhaften Gebäudes einen Zugang finden, denn sichtbar bog er jetzt bauschend die Gesichtsleinwand des alten Ahnenbildes vor, nach dem Silvana sich zuerst gewandt, das ihr wie mit lebendigen Augen entgegengesehn. Sie empfand es aus dem Winkel des Gesichts, doch ihre Finger rissen hastig andere Seiten herum. Und jetzt redete eine von ihnen keine Braut an, sondern eine Frau — seine Frau —

Ein Schwindel faßte sie, und sie sah nichts mehr. Sie war siebzehn Jahre alt, bis zu dieser Stunde ein Kind gewesen.

Aber trotz Allem verließ das Denken sie noch nicht ganz. Durch das Ungeheure drängten sich ihr aufschließende Fragen. Warum hatte ihr Mann diese Briefe aufbewahrt? Woher wußte die Schreiberin, wo jene seien, und wie kam sie zu dem Schlüssel?

Vielleicht gab das erste Blatt darauf Antwort, und Silvana griff danach. Doch nichts.

Ihr Gesicht, ihre hoch gehende Brust redeten von einem furchtbaren Kampf in ihr. Aber seltsam, er verminderte seine Heftigkeit, eine der ringenden Gewalten schien die Oberhand gewinnen zu wollen, und der Blick der Augen ließ erkennen, welche es sei. Was

die Spenderin des unheimlichen Hochzeitsgeschenkes mit diesem bezweckt haben mochte, sie hatte sich verrechnet — die Liebe war stärker. Sie wandte alle Kraft des Herzens gegen die Beweise der Vernunft auf, den Sieg an sich zu reißen, die Augen Silvanas sprachen, sie werde die Rückkunft ihres Mannes hier erwarten.

Mit fiebernden Sinnen sah sie auf das Blatt, las es noch einmal vom ersten Wort an: „Wer Du bist, die dies bekommt, ich hoffe für Dich, wenn Du es liesest, bis Du noch nicht seine Frau —“

Was sollte das? Sie war ja seine Frau, anders konnte sie ja nicht hier sein. Das hatte die Schreiberin doch auch wissen müssen. Darin lag Sinnlosigkeit, und trotzdem, diese wiederholte sich noch einmal am Schluß. Die letzten Worte: „Vielleicht ist es noch Zeit,“ besagten offenbar das Nämliche. Mit ihren kreisend umirrenden Gedanken drehte die Nachsinnende zugleich den Kopf.

Plötzlich durchfuhr ein tödtlicher Schauder Silvana vom Scheitel bis zur Sohle. Bis morgen, hatte er gesagt, solle sie warten, das Packet zu öffnen — was wäre morgen anders gewesen? Ihre weitgeöffneten Augen hafteten zwei Herzschläge lang geisterhaft unbewegt auf dem gleichfalls im Windzug sich wie leise rothe Wellen regenden Vorhang. Leib und Seele erschienen ihr nach dem durchrüttelnden Stoß wie jäh gelähmt. Doch nur secundenkurz; nun griff sie in besinnungsloser Hast nach ihrem Hut, ihrem Shawl, und

im nächsten Augenblick war das Zimmer leer. Aus diesem dröhnte ein Poltern hinter ihr, das eine Bild hatte sich gelöst, fiel zu Boden, und an der Stelle, wo sich das Gesicht befunden, ward eine breite Lücke in der Wand sichtbar. Doch die Forteilende hörte, sah nichts, geräuschlosen Fußtritts huschte sie die Treppe hinunter, durch die Hausthür in's Freie. Hier lief sie gradaus vorwärts, sie fühlte einen Weg, zu unterscheiden war er kaum. Der Regen hatte fast aufgehört, doch Alles lag noch in Nacht; das Feuer schien gelöscht, kein Schein strahlte mehr auf.

Wohin wollte sie? Sie dachte nicht daran — nur fort! Seit einer Minute war sie kein Kind mehr, wußte sie, daß sie nur den Namen einer Frau trug. Nur fort in's Dunkel, wo Niemand sie fand, sie zurückbrachte!

Der Wind fuhr kalt um sie hin, sie fror, wickelte sich im Laufen in ihren Shawl; doch schnell darauf ward es ihr erstickend heiß und sie riß ihn wieder von sich. Das Gewitter hatte sich ausgetobt, ein letzter blauer Flackerschein überhellte nur noch einmal die Gegend. In seiner Blitzeskürze tauchte aus einiger Ferne über dunklem Laubwerk etwas Hohes, weiß Schimmerndes gespenstisch auf und losch aus; vor den Augen der Phantasie war es wie der Hohn einer Vision gewesen, einem bethürmten, hellen, gastlich winkenden Schloßbilde ähnlich, das sie sich vielleicht einmal vorgestellt gehabt. Nun lag rundum wieder todte Finsterniß, doch um etwas

später kam ein ganz leiser Lebensanhauch hinein. Zur Rechten und Linken der athemlos Davoneilenden mußten schwarze Waldeswände abgesunken sein, vor ihr, wohl über weit offenem Land, unterschied sich von diesem ein Horizontstrich mit einem ersten mattgrauen, übernebelten Morgenschimmer. Es kehrte ihr in's Gedächtniß, daß der Wagen sie durch windrauschenden, tropfenden Wald nach dem „Haidehof" gebracht — war sie auf demselben Wege? Ein dumpfes Rollen, doch anders als das des vergrollenden Donners, erschütterte, ihr entgegenkommend, die Luft; sie hielt einen Moment horchend an, es ließ keinen Zweifel, ein Eisenbahnzug war's, sie befand sich auf der Straße zum Bahnhof. Und wieder nach Minuten hob sich vor ihr von ebner Fläche gegen den grauen Schein am Himmelsrand als ein dunkler Würfel das Stationsgebäude ab.

Da hatte sie dies erreicht, eben erkennbar hielt eine lange Wagenreihe auf dem Geleis. Das Haus lag verschlafen, nur an einer Stelle brannte ein Licht, und ein Mensch mit einer Laterne in der Hand ging über den Perron. Silvana lief auf ihn zu: „Ich will mitfahren —". Der Angeredete brummte: „Das ist ein Güterzug, er kreuzt hier, der Postzug kommt erst." Aus der Ferne tönte ein Pfeifen, sie sammelte zum ersten Male ihre Gedanken. Fahren — sie mußte ein Billet haben, sich kaufen, doch wofür? Plötzlich schoß ihr eine Erinnerung durch den Kopf, ihr Vater hatte ihr beim Abschied etwas gegeben, angstvoll griff

sie nach ihrer Tasche. Besaß sie das kleine Portefeuille noch? Es war ihr völlig bedeutungslos gewesen, sie hatte nicht mehr dran gedacht, jetzt dünkte sie, hänge ihr Leben davon ab. Da fühlte sie's, tiefaufathmend; man hörte den Zug kommen, mechanisch eilte sie dem vom Billetschalter herfallenden Lichtschein entgegen. Bei der Helligkeit desselben ließ sich der Inhalt des Geldtäschchens unterscheiden, für Johannes Schmid hätte er ein Vermögen bedeutet, Jahre lang davon zu leben, nur Christian Rodwald hatte es ein ,kleines Nadelgeld' benennen können. Mehrere zusammengefaltete hohe Bankscheine; doch kaufmännisch vorbedachtsam lagen für den Kleingebrauch auch einige geringwerthigere beigefügt. Hastig forderte Silvana: „Ein Billet!" Der Schalterbeamte fragte mit schlafsüchtiger Miene: „Wohin?" Sie nannte den Namen ihrer Vaterstadt.

„Dieser Zug kommt von dort, der andere geht erst in zwei Stunden."

In zwei Stunden — dann war es heller Tag — man suchte nach ihr, fand sie hier, hielt sie gewaltsam zurück. Sie sah es vor sich, als geschehe es bereits ihr Mund fragte ohne Besinnen: „Wohin geht dieser Zug?" — „Nach Cöln". — „So geben Sie mir ein Billet nach Cöln."

Es war seltsam, daß es einem jungen Weibe in der Nacht gleichgültig fiel, nach der entgegengesetzten Richtung der eben zuvor von ihr beabsichtigten zu reisen. Doch es kam manches Wunderliche an der Eisenbahn

vor, den Beamten ging es nicht an und außerdem dachte er nichts, als sich wieder in seinen Ohrlehnstuhl an der Wand zurückstrecken zu können. Gähnend stempelte er das verlangte Billet ab, zog den hingelegten Schein ein und gab einige kleine Münzen darauf heraus. Dann indeß machte er widerwillig doch eine Mundanstrengung und rief: „Sie — Frau — Fräulein — Sie vergessen Ihr Geld!"

Aber Silvana hörte nicht darauf, der Zug war gekommen, sie lief achtlos weiter, auf den ersten Wagen zu. Ein Schaffner fragte: „Zweiter Klasse?" Ihre Hand hielt das Billet hin. — „Dritter hier einsteigen!"

Der Billeteur hatte sie, ohne zu fragen, darauf geschätzt, sie mit seinen verschlafenen Augen nicht angesehn, doch es war ihr vollkommen gleichgültig. Sie fühlte selbständiges Leben in sich, das sich vor nichts in der Welt mehr fürchtete — als vor einem Einzigen. Dem mußte sie entrinnen; wohin, galt gleich, nur von hier fort! In dem Coupé dritter Klasse befand sich Niemand außer ihr; wenn sie unbewußt einen Wunsch gehegt, ward er dadurch erfüllt. So konnte sie ungestört denken; der Schaffner schlug die Wagenthür zu, die Lokomotive zog an. Ihre Brust athmete zum ersten Mal von namenloser Angst befreit, sie war in Sicherheit. Ihr Blick fiel noch einmal aus dem abrollenden Zug hinaus, nun auf das erhellte Zifferblatt am Bahnhofsgebäude. Der Zeiger wies auf fünf Uhr

— vor zwei Stunden war sie mit ihrem Manne hier ausgestiegen.

Mit ihrem Manne? Ja, sie hieß Silvana von der Heide, doch sie war nicht seine Frau, ward es nie. Hatte ihre Brust zu tief Athem geholt, sie fühlte plötzlich einen Stich, einen Schmerz drin, und unwillkürlich drückte ihre Hand sich gegen die Stelle des Herzens. Ihr Kopf legte sich gegen die harte Holzwand, so fuhr sie in den nebeldämmernden Tag hinein.

Es gab frühzeitig gewöhnte Menschen, die um diese Stunde bereits aus dem Bett aufstanden. Johannes Schmid oder vielmehr Silvester Fabronius gehörte dazu, er saß schon bei einem Talglicht an einer „pressirenden" Arbeit. Doch das bestellte Taufschmausgedicht wollte nicht recht vorwärts kommen, der Verfertiger sah oft vor sich in die Luft. Da schwebte ihm ein Phantasiebild vor dem Blick, ein grüner Kranz über braunem Gelock, und eine Hand streckte sich nach ihm und nahm ihn herab. Es war eine Vision, aber die Augen des Betrachters derselben glänzten geheimnißvoll auf, in immer tieferem Geleucht. Dann griff Johannes Schmid plötzlich nach einem anderen Blatt und schrieb eilig Verse darauf nieder.

Auch Christian Rodwald stand, obwohl seine Gäste bis Mitternacht geblieben, doch gewohnheitsmäßig um fünf Uhr auf, um sich in sein Comptoir zu begeben. Er zündete seine Lampe an und öffnete ein verschlossenes Schubfach. Eine gestrige Unterlassung kaufmännischer

Pflicht hatte ihm doch die Nachtruhe ein wenig beeinträchtigt, besonders auch, daß er die große Geschäftseinlage seines Schwiegersohns in der einfachen hölzernen Lade belassen. Nun öffnete er das Packet, um gleichfalls die verabsäumte Ueberzählung einzuholen. Sie forderte nicht viel Zeit, der Inhalt bestand aus Banknoten im Werth von tausend Thalern, sechzig an der Zahl, Alles war in voller Richtigkeit. Ein daneben liegender Schein stellte ein Dokument aus, daß dies Capital Frau Silvana von der Heide angehöre. Es war eine sichere Bürgschaft, daß der Vater das Lebensglück seiner Tochter richtig calculirt habe, und beruhigt hinsichtlich eines möglich gewesenen Rechenfehlers, verschloß Rodwald die Summe in seinen Geldschrank.

Detlev Hellingborg schlief zu dieser Stunde noch, oder that dies vielmehr erst seit Kurzem nach schlaflos zugebrachter Nacht. Er warf sich im Halbtraum unruhig hin und her, von seinem Munde kamen ab und zu einige Worte; zweimal wiederholte er in einem sonderbar fragenden Ton: „Dolores?" Anna Lundmark dagegen wachte grad' einmal aus ruhigem Schlaf auf; sie sah den Tag matt an den Scheiben grauen, hörte draußen eine Kirchthurmglocke fünf Uhr schlagen und sagte, zu halbem Bewußtsein kommend, vor sich hin: „Nun ist Silvana bald am Rhein." Dann dachte sie, wieder einträumend, an ihren Vater, wo dieser jetzt sei, und im Gemach nebenan that ihre Mutter das Gleiche.

Der, zu dem ihre Gedanken gemeinsam hinübergingen, trieb zu dieser Stunde auf hoher See. Die beruhigende Versicherung Johannnes Schmids hatte nichts Unrichtiges ausgesagt, über dem Schiff sich kein Gewitter entladen. Nur fern hinüber am Horizont des versinkenden Landes sahen die Augen des Capitains die blauen Wetterflammen zucken wie ein buntes Spiel; die Freya zog unter strahlendem Sternenhimmel durch die Nacht, nun vergoldeten von rückwärts her sich die Spitzen ihrer Masten im Glanzgeleucht der aufsteigenden Sonne. Carl Lundmark hätte auf dem stillen Meer sein Fahrzeug ruhig der Achtsamkeit des erprobten Steuermannes überlassen können, doch er hatte die Nacht hindurch nicht geschlafen, aus offenen Lidern unverwandt im Dunkel nach der verlassenen Heimat zurückgeblickt. Jetzt warf der Morgen sein Licht über endlose See, zeigte den letzten blauen Uferstreifen versunken, und den Kopf drehend, wandte der Capitän seine Augen westwärts in die Weite hinaus.



# Sechstes Capitel.

Regen und Nebel hatten aufgehört, als Silvana gegen Mittag am Rhein eintraf. Sie sah blaß und überwacht aus, in ihre Augen war kein Schlaf gekommen. Hinter den geschlossenen Lidern hatten ihre Gedanken während der ganzen Fahrt rastlos fortgearbeitet. Undeutlich stand noch Alles in Bezug auf ihr Verbleiben heut' und weiterhin vor ihr, aber sie war zu dem Ergebniß gelangt, zu wissen, was sie nicht wollte. Sie wollte, wenigstens zunächst, nicht in ihre Heimathstadt und ihr Vaterhaus zurück. Die Vorstellung, dort befragt zu werden, sprechen, berichten, Gründe erläutern, ihr Handeln rechtfertigen zu müssen, überlief sie mit einem Schauer. Außerdem mußte sie sich irgendwo verbergen, wo man sie nicht suchte; eine dunkle Kunde bestehender Rechtsverhältnisse sagte ihr, der Mann, dessen Namen sie angenommen, habe gesetzlich die Macht, falls er sie auffinde, sie zur Rückkehr zu ihm zu nöthigen. Vielleicht konnte sie sich weigern,

ebenfalls Rechtsbeistand dagegen anrufen, eine Scheidung verlangen, doch das Alles war mit voraufgehendem Entsetzlichem verknüpft. Und am Unmöglichsten fiel ihr der Gedanke, in ihr Zimmer hineinzukommen, wieder in denselben Räumen zu leben, wo sie sich eine so andere, sonnenhelle Zukunft des Glückes und der Liebe aufgebaut. Gegen diese Gesammtheit dessen, was ihr zu Hause drohte, war es immer noch leicht, ohne Rath und Beihülfe mitten in einer fremden Welt dazustehen. Was dieser Zustand ihr früher, gestern noch an Furcht eingeflößt hätte, fiel beinahe wesenlos gegen das Erlebte von ihr ab; sie fühlte sich in wenigen Nachtstunden wie um ein Jahrzehnt älter geworden, die Nothwendigkeit und den Muth, selbstständigen Lebensentschluß zu fassen. Das „Nadelgeld“ ihres Vaters enthob sie lang hinaus materieller Besorgniß; durch ihren Kopf schweiften allgemeine Vorstellungen, sich als Hausverwalterin oder als Gouvernante künftig ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Der Unterricht, den sie noch bis vor einem Jahr gehabt, befähigte sie jedenfalls, die Erziehung kleinerer Mädchen zu übernehmen. Doch das bildete eine Frage für später, that vor der Hand nicht noth.

Der Zug hielt jetzt, indeß nicht, wie Silvana erwartet hatte, in Köln, sondern diesseits des Flusses, über den keine Eisenbahnbrücke weg führte, in Deutz, und alle Reisenden stiegen aus. Drüben jenseits des

Rheines lag die weitgedehnte Stadt, von dem hohen Baugerüst des Domes überragt.

Nach einem Moment der Enttäuschung fiel es der Hinüberblickenden so lieber; sie ward nicht plötzlich mitten in das fremde Straßengetümmel hineinversetzt. Gedachte sie denn überhaupt in Köln zu bleiben? Ein kleinerer, stillerer Ort würde für's Erste das ruhige Ueberlegen, das Fassen eines Planes leichter machen.

Der Kutscher eines Miethfuhrwerks rief sie an: „Hinüberfahren, Fräulein?“ Sie schüttelte mechanisch den Kopf; von der anderen Seite her trat ein Commissionär mit der fragenden Mahnung auf sie zu: „Wenn das Fräulein mit dem Dampfschiff will, ist's Zeit.“

Wie manchmal im Nu sich ein lang abgerissener Faden im Gehirn anzuknüpfen scheint, regte das Wort etwas Vergessenes im Kopf Silvanas. Sie hatte einmal gehört, daß ihr Urältervater aus der Rhön gekommen, sein Name von einer dortigen kleinen Ortschaft herstamme, und ihre geographischen Kenntnisse sagten ihr zugleich, der Rhein führe stromauf annähernd in jene Gegend ihrer Väterherkunft, die ein menschenleer-einsames, für ihre Absicht, sich zu verbergen, muthmaßlich äußerst geeignetes Bergland sei. Das verband sich gleichzeitig in ihrer Besinnung zu einem raschen Entschluß; die Nacht hatte sie indeß bereits so weit in Reiseerfahrung unterrichtet, daß sie sich erst durch eine eilige Frage vergewisserte, ob das Schiff stromauf

oder stromab gehe. Als es hieß „nach Coblenz,“ genügte dies wieder ihrem Wissen, und sie befand sich nur eine Minute später an Bord des Dampfbootes, das bald darauf die Taue löste und von der Brücke abdrehte. Es hatte, von Köln herübergekommen, für den Eisenbahnzug hier angelegt, ging nun langsam stromauf.

Silvana empfand, daß halb unbewußt noch etwas Anderes zu ihrem schnellen Thun mitgewirkt habe. Wohin hätte sie drüben in der großen Stadt denn gesollt? Hier gewann sie in der Stille noch weitere Stunden zum Denken. Es war Samstag und das Schiff wesentlich ein Wochenmarktsfahrzeug, der zweite Platz dicht von Frauen mit geleerten Verkaufskörben eingenommen. Auf dem ersten Platz dagegen befand sich Niemand außer ihr; sie stieg ein paar Treppenstufen am Rückende des Schiffes hinunter und setzte sich in die dortige kleine Ausrundung. Hier war sie so einsam, um ihren Gedanken nachzuhängen, als sei sie allein auf der Welt.

Alles sprach sie ‚Fräulein‘ an, wie es ja eigentlich auch richtig war. Aber wie sollte sie sich selbst denn benennen? Sie mußte doch einen Namen haben und vor Allem den ihr aufgetrogenen von sich werfen. Gestern um diese Zeit hatte sie ihn noch nicht getragen, ihn noch nie mit eigenem Munde ausgesprochen. Wenn man sie befragt hätte, würde sie wahrscheinlich noch

unwillkürlich geantwortet haben, sie heiße Silvana Rodwald.

Doch ein Zufall konnte sein Spiel treiben, den Namen durfte sie auch nicht führen.

Nein, das Eine unbedingt nicht, nicht nach Haus zurück! Weder zu ihrem Vater, noch zu ihrer Schwester stand sie in einem Verhältniß, um ein Fortleben mit ihnen zu ertragen, als liege nichts dazwischen. Sie würden beide nach den ersten Tagen der — obendrein unmöglichen — Auseinandersetzungen die Sachlage verständnißlos auffassen und behandeln.

Was war denn inzwischen geschehen?

Der Herbst mußte in den Oberlanden der Rheinwasser seit Langem keine Regenstürze gebracht haben, ungewöhnlich grün und durchsichtig glitten die Wellen dahin, bogen und schmiegten sich weich unter der Schiffswandung vorüber. Die Bewegung des Fahrzeugs und dies fließende Vorbeischwinden waren völlig anderer Art als in dem klappernden Zug mit den hartdröhnenden und stoßenden Holzwänden, die das erwägende Nachdenken widerspruchsvoll gleichsam durch ein Betäuben unterstützt hatten. Hier ging es nicht mehr, der Kopf, oder was sonst, konnte, wollte nicht.

Was war denn inzwischen geschehen, wovon ihr Vater und ihre Schwester nichts empfunden hätten?

Sie hatte selbst bis hierher nicht Zeit gehabt, es zu fühlen, in ihrem Innern zu Wort kommen zu lassen. Die ungeheure Erregung der Nacht, die fliegenden

Sinne und zitternden Nerven waren zu übermächtig gewesen, etwas Anderem in ihr Leben zu verstatten, als der einzigen Frage, was sie thun, wie und wohin sie sich vor einer dämmernd ungewissen Schrecknitz, von der sie durchgraust worden, retten solle. Doch jetzt saß sie hier in Sicherheit davor, und plötzlich nun —

Ja, auf einmal, jäh wie ein Blitz kam es nun ihr zum ersten Male, zugleich ihre Glieder, ihr Herz und ihre Seele durchfahrend — die Antwort auf jene Frage —

Ihr Kopf lag haltlos auf das Geländer des Sitzes hingesunken, und aus den Augen stürzten ihr unhemmbare Thränen in die grün vorüber schießenden Wellen nieder.

Es war nichts weiter geschehen, als daß eine Stunde ihr das Herz, das Innerste, Schönste, Höchste darin getödtet hatte, daß ihr Leben zerbrochen vor ihr lag, kalt, leer und zwecklos. Wie ein furchtbarer Stoß in die Brust, der ihr anfangs nur die Sinne geraubt, war es gewesen; nun fühlte sie erst den tödtlichen Schmerz, den Verlust dessen, was sie vor dieser Nacht in sich besessen. Und mit einem so ungeheuren plötzlichen Aufsturm überkam es sie, daß nur ein einziger Gedanke ihr die Seele und den Leib überwältigend durchzuckte: Da drunten im Wasser sei diese siedende Qual in einer Minute kühl ausgelöscht und vorüber. Besinnungslos hob sie ihre Knie zur Bank auf, bog mit hastiger Bewegung ihren Oberkörper über die Brü-

stung vor. Um ein Weniges noch, dann glitt sie unbemerkt leise hinunter. Da legte sich ihr eine Hand haltend auf die Schulter, und eine Stimme sagte hinter ihr: „Das ist gefährlich, Sie dürfen sich nicht so weit überbücken."

Es hatte sich doch noch ein Passagier mehr, allerdings nicht wahrnehmbar, auf dem ersten Platz des Dampfschiffes befunden. Eine Dame war aus der Saloncajüte heraufgekommen und im letzten Augenblick raschen Fußes die Stufen zu dem kleinen Hinterplatz hinuntergetreten. Ihr Mund fügte der ersten Warnung nach: „Sie scheinen noch unerfahren, wie leicht ein Unglück geschieht."

Silvanas Kopf fuhr jetzt herum und sah die Sprecherin wortlos verdutzt an. Es war eine vornehmgewinnende Erscheinung in Haltung und Gestalt mit edelgebildeten, nur zu farblosen Gesichtszügen; ein schwermüthig überschleierter Augenausdruck ließ im Verein mit ihrer dunklen Kleidung eine junge Wittwe in ihr vermuthen. Der Ton ihrer Stimme besaß einen freundlichen, doch gelassen-gleichmüthigen Klang. Ihr Blick richtete sich jetzt kurz prüfend in die blaß-verstörte Miene des stummbleibenden Mädchens, dann fragte sie: „Warum weinen Sie denn, Kind? In Ihrem Alter braucht man das doch noch nicht."

Der Abstand der Jahre zwischen Beiden konnte kein übermäßiger sein, jedenfalls kaum ein Jahrzehnt betragen. Unfraglich war die Fremde selbst noch eine

junge Frau, aber in ihrem ganzen Wesen lag etwas über dies Lebenszeitmaß Hinausgehendes, das ihr Berechtigung lieh, die vor ihr Sitzende als ein Kind zu betrachten und mit dem Wort anzureden. Silvana wußte nichts zu antworten, ihre Augen wichen befangen an denen der Fragenden vorbei. Es war ihr erwünscht, daß eine Dazwischenkunft sie der Nöthigung zum Erwiedern enthob; der Capitän kam mit dem Billetkasten und fragte, wohin sie fahre. Doch nun hatte ihr Denken und geographisches Wissen sie verlassen, sie wiederholte stotternd: „Wohin? Nach — nach — ich will in die Rhön,“ fügte sie unsicher hinterdrein. Der Capitän zuckte die Achsel: „Da werden Sie vielleicht bis nach Mainz fahren wollen, Fräulein.“ — „Ja — nach Mainz,“ stimmte sie jetzt schnell zu. Er reichte ihr ein Billet, in ihrer Erregung zog sie mit zitternder Hand ihr Portefeuille hervor und gab ihm von einem Päckchen gleichartiger Banknoten einen Hundertthalerschein. Verwundert sah er auf den hohen Geldbetrag in ihrer Hand; er war nicht nächtlich verschlafen, wie es der Schalterbeamte an der Eisenbahnstation gewesen, und ein junges Mädchen, das nicht wußte, wohin es fahren wolle, und einen Hundertthalerschein von zahlreichen anderen zum Lösen eines Billets darbot, flößte ihm sichtlich eine verdächtige Meinung ein. Er sagte kurz, daß er die Banknote erst zum Wechseln mitnehmen müsse, und wandte sich salutirend zur andern Seite um: „Die gnädige Frau werden nach Ihrem Wohnort

wollen?“ Wie er die Stufen wieder hinangestiegen, fühlte Silvana, daß sein noch einmal von oben her zurückgewendeter Blick mißtrauisch auf ihr verweilte. Er ging, doch er kehrte nicht mit dem gewechselten Gelde wieder.

Der offenbar von ihm gefaßte Argwohn beunruhigte Silvana stark. Sie empfand, daß sie sich etwas Unbekanntem gegenüber, der Welt, wie diese bestand, vermessen, auf ihren eignen Muth zu bauen. Ein begleitungslos, unverkennbar in der Fremde ohne Reisegepäck umherfahrendes junges Mädchen mußte überall einen Verdacht wachrufen, daß es nicht auf rechten Wegen gehe. Zweifellos ward sie in jedem Gasthof bei der Einkehr noch eigenthümlicher angesehn; es konnte leicht eintreten, daß ein Polizeibeamter einen Ausweis über ihre Persönlichkeit und den Besitz des Geldes von ihr verlangte. Was sollte sie dann erwiedern?

Aber noch mehr in eine seltsame Beklommenheit versetzte sie die Gegenwart der fremden Dame, die ihr, ohne es zu ahnen, das Leben erhalten hatte. Wäre dieselbe nicht zugegen gewesen, so triebe sie jetzt todt den Rhein hinunter, würde vielleicht grade irgendwo von den Wellen an's Land geworfen. Sie empfand es mit einem eisigen Durchschaudern. Der Gedanke des Selbstmordes war so jäh aus einem ersten Aufschrei ihres Herzens über sie gekommen, daß sie sich nicht gegen ihn wehren gekonnt. Allein jetzt hatte der Lebensdrang der Natur doch wieder die Oberhand in

ihr gewonnen, und ihr plötzliches Wollen vorhin erfüllte sie zugleich mit Grauen und mit Scham. Mit der letzteren bei der Vorstellung, wenn ihre unbekannte, ahnungslose Retterin wüßte, was sie verhindert habe.

Diese hatte sich mit auf die Bank in der kleinen Ausrundung niedergelassen und sah schweigsam auf die unter ihr vorüberziehenden Wellen hinab. Ab und zu schien es indeß, als ob sie dabei trotzdem aus dem Winkel des Auges die Bewegungen der ihr gegenüber Sitzenden in ihren Blick gefaßt halte. Die letztere hatte nie ein anziehenderes, körperlich und geistig edler ausgeprägtes weibliches Antlitz wahrgenommen; nur an ein schönes Bild einer an einem Aschenkruge trauernden Frauengestalt, das sie früher gesehen, erinnerte es.

Dann erschrak Silvana einmal heftig. Ihre Fahrtgenossin stand auf, legte ihr die Hand wieder auf die Schulter und fragte:

„Warum wollten Sie sich vorhin in's Wasser stürzen?“

Es war in einem liebreichen Ton gesprochen, doch auch mit so ernster Gewißheit, daß es jeden Versuch einer Abläugnung ausschloß. Aus den kurzen Worten redete, die still beobachtenden Augen der Fremden hatten in die Seele des Mädchens hineingesehen, sich ein allgemeines Urtheil über den Gemüthszustand, wie über die äußere Lage desselben gebildet. Und es zeugte von feiner Empfindung und psychologischem Verständniß, daß sie keine Antwort erwartete, sondern fast sogleich fortfuhr:

„Ich habe kein Recht, danach zu fragen und Vertrauen von Ihnen zu verlangen. Das wäre eine Forderung, die schlimme Frucht tragen kann. Aber als die Aeltere habe ich das Recht einer Pflicht, einem Mädchen Ihres Alters, das ich kenne, in dem auch ich einmal gestanden, zu sagen: Du bist allein hier in der Fremde, Kind, und weißt nicht, wohin Du willst. Wenn Du eine Heimath hast, so ist sie Dir verschlossen, Du kannst oder willst nicht zu ihr zurück. Du befindest Dich nicht in äußerer Hülflosigkeit, wie sie Menschen zu einer Verzweiflungsthat treibt, und dennoch wolltest Du Dein junges Leben fortwerfen, den Thränen Deiner Augen, vermuthlich Deines Herzens, nach, dort in die Tiefe hinunter. Der Zufall führte mich hierher, Dich davon abzuhalten; ohne mich wäre Dein Kummer jetzt vorüber. Das legt mir die Pflicht auf, ihn, der dadurch mein Werk geworden, nicht gleichgültig fortdauern zu lassen, giebt mir ein Recht, Dich zu fragen, ob ich Dir helfen kann. Menschen sollen sich Beistand leisten und wir Frauen vor Allem, denn die Natur hat uns schwächer geschaffen und schlimmeren Gefahren ausgesetzt als die Männer. Ich will kein Vertrauen von Dir, aber ich habe es zu Dir gefaßt und weiß, der Verdacht, mit dem der Capitän Dich angeblickt, ist grundlos. So gieb mir nur auf diese Frage Antwort: Willst Du Hülfe von mir oder weisest Du sie ab?"

Es hatte noch niemals ein Menschenmund so sonder-

bar zu Silvana gesprochen. Nicht Worte waren es gewesen, sondern Schwingungen eines innersten Erkennens und Mitfühlens, die sich ihr unmittelbar an die Hülf- und Trostlosigkeit ihres Herzschlags angeknüpft. Ein Anhauch der verlorenen Lebenswärme kam daraus über sie zurück, zum ersten Mal etwas den wilden Aufruhr in ihr wie mit einer sanften Hand Beschwichtendes. Sie hatte, allmählich ihr Zagen überwindend, in unwillkürlicher Bewegung des neu erwachenden Lebensmuthes die beiden Hände der seltsamen Sprecherin ergriffen, sah ihr voll mit feuchtglänzendem, tief von Dank erfülltem Blick in die Augen. Ein stummes Zugeständniß alles dessen, was jene gesagt, lag darin, doch nicht minder ein sich an ihre Retterin anklammerndes inniges Vertrauen. Nur ihre Lippen erwiederten jetzt zitternd ungewiß:

„Wie könnten Sie mir helfen?“

„Das wollen wir nun als zwei verständige Menschen zusammen überlegen, oder vielmehr, Sie brauchen nur zu nicken, wenn Sie mir zustimmen,“ antwortete die Befragte in einem veränderten, leichter anklingenden Tone. „Wenn man sich selbst näher befragt, stellt sich zumeist Eigensucht als der wirklichste Antrieb unseres Thuns heraus, das heißt, wir sind nur deshalb bereit, Andern zu nützen, weil wir auch für uns selbst einen Gewinn darin empfinden.“

Das war sehr zart, Silvanas Gefühl ward im Innersten davon berührt. Die schöne Unbekannte fuhr fort:

„Sie suchen für kürzer oder länger eine Zuflucht, wie ein junges Mädchen Ihres Standes, das aus irgend einem Anlaß heimathlos geworden, sie in der Welt braucht. Ich weiß, was Thränen sprechen, denn ich habe auch viel geweint. Aber sie sind ein feuchter Quell, aus dem die Blume der Hoffnung aufwächst, um ihn langsam mit ihren Wurzeln aufzusaugen. Nur ist die Einsamkeit nicht gut dafür, die Gegenwart eines Zweiten hält die Wiederkehr der Thränen besser zurück, oder läßt sie doch weniger hoffnungslos brennen. Ich lebe einsam, schon seit Jahren, seitdem ich verwitwet bin — ich vergaß bisher Ihnen meinen Namen zu nennen: Osilie von Thalhof — und der Wunsch nach einer Theilhaberin und Antheilnehmerin meines häuslichen Lebens ist oft in mir wach geworden. Ja, ich kann sagen, er führte mich heut aus meiner Stille nach Köln, weil ich Jemanden für jenes Bedürfniß in mir gefunden zu haben glaubte. Doch ich hatte mich getäuscht —“

Frau von Thalhof hielt einen Augenblick, wie nachdenkend, an, eh' sie weitersprach:

„Oder vielmehr die Verhältnisse gestatteten es nicht. Ich lebe nicht in Umständen, die mir erlauben, eine Gesellschafterin völlig unentgeltlich in mein Haus aufzunehmen; mir wäre eine solche erwünscht, die nach dieser Richtung in gewisser Weise gemeinsam mit mir zu unseren Lebenserfordernissen beitragen könnte. Sie sehen, daß ich nicht ohne Anlaß vorhin von der geheimen

Eigennützigkeit menschlicher Beweggründe sprach, als mir der Gedanke kam, Ihrer augenblicklichen Rathlosigkeit beizustehen und Sie zu fragen, ob Sie mir einen Ersatz für die Hausgenossin bilden wollen, die ich in Köln zu finden hoffte. Wir könnten ja einen Versuch machen, ob wir zu einander passen, und wäre das nicht, so stände es Ihnen wie mir ja frei, uns wieder zu scheiden —"

Die Sprecherin fuhr bei dem letzten Wort leicht zusammen, ein knarrender Ton ging durch das Schiff, das an einer Landungsbrücke anlegte. Silvanas Blick sprach, daß sie das unverhoffte Anerbieten mit tiefer Dankbarkeit annehme; mechanisch drückte ihre Hand sich auf das kleine Portefeuille in ihrer Tasche, welches sie im Moment als eine Gabe des Himmels bedünkte, ihr ermöglichte, das Obdach im Hause Frau von Thalhofs zu finden. Beglückt, im Innersten beruhigt, fühlte sie, wenn sie so ihren Lebensunterhalt selbst bestreiten konnte, fiel alles Peinliche von einem derartigen Verhältniß ab. Sonst hätte sie dem Antrag der fremden Dame nicht nachzukommen vermocht, sie durfte nicht völlig von einer Wohlthat abhängig sein, mußte sich eine Selbständigkeit bewahren können. Es gab nichts auf der Welt, das im Stande gewesen wäre, ihrer gegenwärtigen Lage, ihrem Wunsch, ihrem Gefühl vollendeter entgegen zu kommen. Doch sah sie im nächsten Augenblick noch einmal etwas verwirrt auf, denn Ofilie von Thalhof sagte: „Ich habe noch nicht nach Ihrem Namen gefragt."

„Silvana —“

Die Antwortende stockte. Welchen Zunamen sollte sie denn beifügen? Den, welchen sie gestern Abend erhalten, hatte sie von sich gethan, er war nicht der ihrige. Aber ihr früherer gehörte ihr ebenfalls nicht mehr, und es konnte obendrein bedrohlich für sie werden, wenn sie sich mit ihm benannte. So hielt sie rathlos inne, blickte die neben ihr Sitzende stumm-fragend an. Und mit einem leise lächelnden, unsagbar freundlich-hülfreichen Zug um die Lippen ergänzte die letztere: „Sie haben in Ihrer heutigen Gemüthserregung vergessen, wie Sie weiter heißen; das ist wohl zu begreifen. Vielleicht besinnen Sie sich später einmal darauf, wenn Sie mehr zur Ruhe gekommen sein werden. ‚Silvana‘ ist sehr schön und genügt für mich ja durchaus, nur können leicht Fälle eintreten, in denen Sie vor der Welt noch eines weiteren Namens bedürfen. Bis der Ihrige Ihnen in's Gedächtniß gerathen, wäre deshalb ein Ersatz wünschenswerth. Was würde sich zu Silvana eignen?“

Das Schiff hielt dicht unter den Bergkuppen des Siebengebirgs, und die Augen der Sprecherin gingen grad vor sich zu den schroffen Abstürzen des Drachenfels hinauf. Nun setzte sie hinzu: „Silvana Rheinfels klänge gut zusammen.“

Der Capitän hatte das Anlegen des Fahrzeugs benutzt, mit einem am Ufer befindlichen Gensdarm einige Worte zu tauschen, kam jetzt heran und äußerte

gegen Silvana: „Ich muß Sie ersuchen, mit mir zu kommen, und sich über Ihre Persönlichkeit auszuweisen.“ Doch ehe er zu Ende gesprochen, fiel Frau von Thalhof verwunderten Tones ein: „Was bedeutet das, Capitän? Wollen Sie uns etwa festnehmen lassen? Oder gilt es nur Fräulein Rheinfels allein und erlauben Sie mir, weiter zu fahren?“

Der Angeredete machte ein ziemlich verdutztes Gesicht. „Sie kennen diese junge Dame, gnädige Frau?“

„Sehr genau, da sie die Mitbewohnerin und Gesellschafterin in meinem Hause ist, mit der ich in Deutz zusammengetroffen bin.“

„Da bedaure ich meinen Irrthum, gnädige Frau — ich bitte sehr um Entschuldigung, Fräulein.“

Der Capitän begab sich mit verlegener Miene rasch fort, und das Schiff nahm gleich danach seine Fahrt wieder auf. Schreckhaft klopfenden Herzens empfand Silvana, daß sie ohne die Hülfe ihrer neuen Beschützerin schon hier nicht weiter gelangt, einem polizeilichen Verhör unterzogen worden wäre. Sie ergriff dankbar die Hand der schönen Frau, diese sagte gelassen:

„So hat der Name gleich eine Prüfung bestanden, und da er sich gut dabei bewährt, denke ich, behalten wir ihn, Silvana Rheinfels. Er ist ja nur ein Kleid; ob der Mensch das eine ab- und das andre anlegt, bleibt er in jedem doch der nämliche. Freilich der Ihrige, soweit Sie ihn mir genannt, ist, als sei er Ihnen angepaßt; ich wüßte keinen, der Sie besser be-

zeichnen könnte. Er erinnert an eine Dryade in stillem, abgelegenem Hain; hätte ich länger Zeit zum Wählen gehabt, würde ich ihm doch einen entsprechenderen beigefügt haben. Der Wald, von dem er herstammt, dünkt mich, gehört eigentlich nicht in Verbindung mit einer Felslandschaft, sondern mit einer weiten Ebene, im Wind wogenden Kornfeldern oder mit der Haide. Was erschreckt Sie, Silvana?"

Das Mädchen war bei dem letzten Wort zusammengefahren, und ihr Blick wich etwas scheu vor den auf sie gerichteten Augen ihrer künftigen Hausgenossin aus. Doch auch Osilie von Thalhof that um ein Wimperzucken später das Nämliche, drehte den Kopf seitwärts und fuhr, als ob sie rasch von etwas ablenken wolle, mit der Hand deutend, fort:

„Sehen Sie die Berge dort, sie sind auch schön und werden an Ihnen gleichfalls ihre sanfte Kraft bewähren, die Augen zu trocknen. Kommen Sie ihnen zuvor, damit die Mägde im Hause sich nicht unnöthig fragen, weshalb Silvana geweint hat. Drüben sehen Sie unsere Heimath schon winken, das vereinzelte Dach nah unter dem Bergabhang. Jetzt ist es Herbst und die Blätter seiner Bäume schimmern bräunlich, aber wenn Sie den Frühling erwarten, blühen Veilchen drauf und Lerchen singen darüber. In Ihrem Alter löscht das noch Thränen, auf Nichtwiederkehr fort."

Gütig, trostbeflissen, wie Alles zuvor, kam es von den Lippen der Sprecherin, nur ein schwermüthiger

Aufklang bebte leis unter dem Letzten durch. Der Capitän kehrte jetzt zurück, um das gewechselte Geld zu überbringen; unter nochmaliger Entschuldigung äußerte er, daß er zuvor wohl mißverstanden habe, wohin das Fräulein zu fahren beabsichtige. Frau von Thalhof bestätigte dies kurz, bald hielt das Schiff an dem Landungsplatz einer kleinen Ortschaft.

Wie mit halb verwirrten, zum Denken unfähigen Sinnen folgte Silvana ihrer voraufgehenden Führerin an's Ufer, stieg auf die Anweisung derselben in einen bereit haltenden, eleganten kleinen Wagen ein. Erst wie dieser schnell mit ihnen fortrollte, brach ein Erinnerungsgedanke sich in ihrem Kopfe Bahn. So war es vor Kurzem schon einmal gewesen; sie blickte auf ihre Uhr, die Zeiger wiesen auf die dritte Stunde. Grade vor zwölf Stunden war sie so von der Eisenbahnstation mit ihrem Manne nach seinem „Gute“ gefahren. Deutlich standen ihr noch die Zeiger der Bahnhofsuhr vor den Augen.

Nein, nicht vor Kurzem — wie eine versunkene Welt lag es hinter ihr. Ueber ein sturmtobendes Meer war sie gefahren, von einem Schiffbruch in die Tiefe geschlungen, doch von erbarmenden Wellen wieder heraufgehoben und an einer fremden, rettenden Küste gelandet worden. Nicht Finsterniß und Regennacht lagen hier um sie, sondern lichte Schönheit und Sonnengold eines lieblichen Herbsttags. Nur darin ähnelte diese Fahrt jener andern, daß sie an der Seite eines

Menschen saß, in dessen Inneres sie nicht hineinsehen konnte. Aber furchtlos gab sie sich diesmal der Leitung von andrer Hand hin, nichts Unheimliches rührte sie daraus an. Ihr Herz fühlte sich ganz von zwei Empfindungen ausgefüllt, von schattenlosem Vertrauen und überströmendem Dank.

Die schnelle Fahrt am Rheinufer aufwärts dauerte kaum eine Viertelstunde, dann hielt der Wagen vor einem nicht großen, doch vornehm aussehenden, schloßartig mit Erkern und kleinen Thürmen ausgestatteten Gebäude. Eine Zofe eilte heraus, ihre heimkehrende Herrin zu empfangen; diese faßte die Hand Silvanas, zog sie mit sich in's Haus und durch mehrere reich und künstlerisch schön eingerichtete Wohngemächer in ein geräumiges, sonnenfreudiges Eckzimmer. Hier sprach sie: „Wenn dies Ihnen zusagt, so denke ich, machen Sie den Versuch, ob Sie sich wohl darin fühlen können."

Die Sinne Silvanas hatten nur einen oberflächlichen Eindruck von Allem um sie her aufgenommen, doch konnte dieser nicht umhin, halb unbewußt Verwunderung in ihr zu regen, daß die Besitzerin eines derartigen Hauses nicht in der Lage sei, sich eine Gesellschafterin ohne Rücksicht auf die äußeren Verhältnisse derselben zu wählen. Aber dieser Gedanke des Kopfes vermochte der Fülle des Herzens gegenüber kaum einen Augenblick zu beanspruchen; stotternd antwortete sie: „Soll ich wirklich hier —?" und wie sie es schon einmal auf dem Schiff gethan, ergriff sie beide

Hände ihrer Beschützerin und fügte abbrechend hinzu: „Dann habe ich eine Bitte —“

„Welche, Silvana?“

„Daß Sie mich so nennen, wie Sie es zuerst thaten.“

„Wenn es Dir lieber ist, warum nicht, Silvana Rheinfels.“ Odilie Thalhof schwieg kurz danach, dann fuhr sie, ihre Augen in die der Angeredeten hineintauchend, fort:

„Ich habe dem Capitän erwiedert, daß ich Dich sehr genau kenne. Es war eine Lüge, denn ich weiß nichts von Dir, nicht einmal Deinen Namen, und — ich bitte Dich darum — ich will ihn auch nicht erfahren. Kluge Leute würden vielleicht sagen, ich sei eine unbedachte Thörin, aber der Mensch thut das Richtige, das Beste nicht immer aus besonnener Ueberlegung, sondern manchmal aus einem Antrieb, den er nicht kennt, dessen Wille es von ihm fordert. Ich weiß nicht, warum ich Dich hierher geführt habe, Silvana — es ist kein Verdienst von mir, fasse es nicht so auf — ich mußte es thun.“

Sie hielt nachsinnend einen Augenblick an. Nun sprach sie weiter:

„Doch, mein Innerstes weiß, warum. Auch Dir gegenüber gebrauchte ich auf dem Schiff eine Lüge — das Leben fordert sie zuweilen unabweisbar von uns. Es war eine Vorgabe, Dir das Mitkommen zu mir zu erleichtern, daß ich von einer gemeinsamen Be-

streitung unseres Unterhaltes redete. Dein Auge läßt sich hier nicht täuschen; Du siehst, ich bedarf keines äußeren Beistandes. Aber ich sprach trotzdem Wahrheit, daß die Eigensucht mich treibe. Du warst unglücklich, Silvana, wolltest Dich tödten — und Du bist zu jung noch, um verstehen zu können, daß es Selbstsucht eines Lebens sein kann, ein anderes zu erhalten und aus seiner Verzweiflung aufzurichten. Selbstsucht, die sich daran klammert, das zu vollbringen, um vielleicht etwas dadurch auszutilgen, sich ein Recht wieder zu erwerben auf ein eignes Glück, eine Hoffnung, was immer es sei. Laß es mich erreichen, Silvana, daß Deine Aufnahme bei mir Dir die Hülfe bringt, deren Du bedurfst, Dich zum Glück führt, und ich will Dir danken als meiner Wohlthäterin. Du bist gut und trägst ein warmes Menschenherz in Dir, es spricht aus Deinen Augen. Versuche, ob es mich lieben kann, denn ich brauche Liebe, ich bin so arm in meinem kalten Glanz."

Odilie Thalhof schloß kurz die Arme fest, wie um einen gefundenen Lebenshalt, um Silvana, küßte sie auf die Stirn und verließ rasch das Zimmer. Die allein Zurückgebliebene stand und sah vor sich hin. Ihr Blick nahm die in die Fenster hereinnickenden Bilder auf; vor dem einen stieg ein naher Berg, von alten Burgtrümmern gekrönt, empor; vor dem andern rollte breit der Rhein seine grünen Wasser. Doch die Gedanken Silvanas waren nicht bei dem fremdartig neuen

Anblick. Eine Fluruhr des Hauses schlug viermal; den gleichen Stundenschlag hatte sie gestern Nachmittag gehört, als sie in ihr Zimmer gegangen, um ihr Brautkleid anzulegen. Dann hatte sie ihre Hochzeitsreise an den Rhein angetreten, ihn erreicht — dort rauschten seine Wellen unter ihr vorüber. Ihre Hand streckte sich nach einer Stütze, sie mußte sich setzen. Seitdem der Sonnenball zuletzt so schräg am Himmel gestanden wie jetzt, lag das Leben um sie wie ein wirrer, irrer, unglaublicher Traum.



# Siebentes Capitel.

Es war um einige Tage später, als Herr Christian Rodwald bei der Heimkunft von der Börse in seinem Comptoir unter vielen Geschäftsschreiben zwei gleichzeitig eingelaufene Privatbriefe vorfand, von denen einer die Handschrift seines Schwiegersohnes, der andere die seiner Tochter trug. Der Empfänger betrachtete nach seiner kaufmännischen Gepflogenheit vor dem Oeffnen die Umschläge, und bei beiden setzte der Poststempel ihn in Verwunderung. Der erste zeigte als Aufgabeort Amsterdam, der zweite, das nämliche Tagesdatum tragend, Coblenz. Dies Letztere entsprach der Absicht des jungen Paares, auf der Hochzeitsreise den Rhein zu besuchen; dort mußten sie den Plan gefaßt haben, statt weiter stromauf zu gehen, sich abwärts nach Holland zu begeben. Und allerdings vermittelst der neuen Bahnanlagen fiel es jetzt wohl möglich, an einem Tage von Coblenz bis nach Amsterdam zu gelangen.

Rodwald öffnete zuerst den Brief seines Eidams. Er bestand nur aus zehn Zeilen; Ortlof von der Heide schrieb:

„Ich theile Ihnen mit, daß Ihre Tochter mich verlassen hat und ich jedes andere Band zwischen ihr und mir für gelöst betrachte, als daß sie gesetzlich meinen Namen trägt und ich verpflichtet bin, ihr dementsprechend eine standesgemäße Lebensführung zu sichern. Dies habe ich bereits am Morgen unseres Hochzeitstages gethan. Da ich im Begriff stehe, eine Reise anzutreten, und Sie schon von dem Näheren unterrichtet vermuthen darf, beschränke ich mich auf diese kurze Erklärung."

Der Lesende sah auf die Schrift, als ob dieselbe eine Geschäftsnachricht enthalte, für die ihm trotz halbhundertjähriger Erfahrung jede Verständnißmöglichkeit gebreche. Mechanisch, wie wenn er eine erläuternde Factur zu Rathe ziehe, ergriff er den andern Brief. Auch dieser enthielt nur Weniges, besagte ohne eingehende Begründung, Silvana habe sich gezwungen gesehen, ihren Mann zu verlassen, weil sie in den Voraussetzungen getäuscht worden, die sie bewogen gehabt, ihn zu heirathen. Ihr Vater werde begreifen, daß sie unter solchen Umständen den Wunsch hege, wenigstens vor der Hand nicht in ihre Geburtsstadt zurückzukehren; sie fühle sich selbständig, über ihre Zukunft zu entscheiden, und bitte, jede Nachforschung nach ihrem derzeitigen Aufenthaltsort zu unterlassen. Ein Versuch, denselben ausfindig zu machen, werde auch nutzlos sein,

da sie Sorge getragen, daß der Poststempel des Briefes nichts von ihm kundgebe. Doch ihr Vater und ihre Schwester möchten sich nicht über sie beunruhigen: sie befinde sich in der besten Obhut, die irgendwo für sie zu erlangen gewesen, und wie das Schicksal es mit ihrem Leben gewollt, könne sie ihm noch dankbar sein, daß es sie rechtzeitig vor Schlimmerem bewahrt habe, ihr für den Trug erhofften und geglaubten Liebesglückes den Trost der Freundschaft verheiße.

Christian Rodwalds sonst so sicher und rasch jede Rechnung überschlagender Kopf vermochte zum ersten Mal in seinem Leben aus den Schriftvorlagen auf seinem Comptoirpult keine Bilanz zu ziehen. Er hatte einen Calcül gemacht, der auf etwas Unvorhergesehenes gestoßen; ob derselbe dadurch zu einem erschreckenden Fehlschlag geworden oder den ins Auge gefaßten Gewinn im Wesentlichen trotzdem unverändert belasse, das gleich zu überblicken, fiel dem von der üblen Nachricht Betroffenen nicht möglich. Seiner Finger hatte sich eine ihnen unbekannte Nervenerregung bemächtigt, die das Blatt in seiner Hand leicht zittern ließ. Es mußte sich irgendwo doch ein falscher Zahlenfactor in dem Ansatz befinden; der Instinct ließ ihn zunächst aufstehen und aus dem Geldschrank die von seinem Schwiegersohn auf den Namen seiner Tochter gemachte Geschäftseinlage hervornehmen. Rodwald gab nicht viel auf dichterische Erfindungen des Menschengeistes, aber gegenwärtig drängte sich ihm unabweisbar die

Erinnerung an ein altes Kindermärchen auf, in welchem sich vermeintliche Goldstücke bei näherer Besichtigung in gelbe Blätter verwandelten. Das mußte hier der Fall sein, oder, in's Reale übertragen, die Tausend-Thaler-Banknoten mußten sich als gefälschte herausstellen. Gewaltsam beherrschte er jetzt die Zitterregung seiner Finger, um mit einer Loupe die Kennzeichen der Fälschung ausfindig zu machen. Doch der erste hohe Geldschein erwies sich zweifellos als ächt, und alle bis zum letzten hin thaten dies in gleicher Weise. Die Untersuchung hatte eine halbe Stunde gedauert, nun athmete Christian Rodwald zum ersten Mal tief auf. Er war noch nicht zu einem Verständniß gelangt, aber er fühlte sich beruhigt, seine Hand zitterte nicht mehr. Es lag kein das Facit von Grund aus umgestaltender Rechnungsfehler vor, die Bilanz ergab nach wie vor ein sicheres Guthaben für seine Tochter. Durch ein Mißverständniß zwischen den beiden Contrahenten schien momentan allerdings eine Störung ihrer Verbindung verursacht; er nahm den Brief Silvanas nochmals und las die Schlußzeile. „Erhofftes und geglaubtes Liebesglück," wiederholte er vor sich hin, „das excentrische Wesen der Jugend, die noch Nichts vom Leben kennt. Sie hat es als Erbtheil ihrer Mutter, von der ich auch solche Reden gehört. Der Mann hat ihr auf der Reise einen Wunsch abgeschlagen, und die Liebesthorheit läßt sie einen kinderhaften dummen Streich machen. Ihn hätte ich freilich für vernünftiger

gehalten, als daß er solchen Unverstand ernst nehmen könnte. Nun, das da ist eine Bürgschaft ihres Lebensglückes und dafür, daß sie bald wieder zusammenkommen. Für eine derartige Excentricität ist der Vorgang vielleicht nur von Nutzen.“

Der Kaufherr verschloß die ächt befundene „Bürgschaft“ wieder in den Geldschrank, nahm die beiden Briefe und begab sich mit ihnen zu seiner Tochter Martha in's obere Stockwerk. Er stieg um Einiges schneller als gewöhnlich die Treppe hinan, es war allerdings etwas durchaus Unerwartetes und immerhin recht Unliebsames geschehen, doch er hatte seine ruhige Fassung völlig zurückgewonnen. Solche Divergenzen fielen im Gange der Geschäfte und des Lebens vor, man mußte sie richtig beurtheilen, ihnen keine ihr Maß überschreitende Bedeutung beilegen. Wenn der Hauptabschluß davon nicht berührt ward, glich das Andere sich von selbst wieder aus. Man that am klügsten, sich nicht in die wechselseitigen Forderungen zweier derartig in Differenz Gerathener einzumischen; obendrein wäre dies wegen des unbekannten Aufenthaltsortes Beider augenblicklich ja auch nicht möglich gefallen.

Das bildete wesentlich den Commentar, welchen Rodwald seiner Tochter gegenüber den Briefen hinzufügte, um sich nach einigen Minuten wieder in sein Comptoir hinunterzubegeben. Martha Rodwalds Auffassung ähnelte in der Hauptsache der seinigen, nur

ward sie durch ihre weibliche Natur und ihre jüngeren Jahre immerhin doch trotz dem Vorhandensein der „Bürgschaft“ in etwas lebhaftere Erregung versetzt. Sie stellte sich nach dem Fortgang des Vaters höchst peinlich das Gerede der Bekannten vor, sobald diese von dem Vorfall hören würden, daß sie sich sogleich sagte, es sei das Nöthigste, vollständiges Schweigen darüber zu beobachten. Allein sie war innerlich so ungehalten über das unglaublich kindische Benehmen ihrer Schwester, an der sie die Stelle einer mütterlichen Erzieherin vertreten, daß sie im nächsten Augenblick grade das Gegentheil ihrer gefaßten Absicht that. Anna Lundmark kam, um sich bei ihr zu erkundigen, ob sie schon eine Nachricht von Silvana erhalten habe, und Martha konnte ihren heftigen Unwillen nicht bezwingen, er mußte sich wenigstens einmal Luft machen. Sie theilte dem Mädchen mit, was die eben eingetroffenen Briefe enthielten, fügte empört hinzu, jeder, der davon vernehme, werde sie dafür verantwortlich halten, als ob sie Silvana nach so unweiblichen und vernunftlosen Grundsätzen erzogen habe. Dann erst besann Martha sich auf ihren Vorsatz und fuhr schleunig fort: „Ich habe das selbstverständlich nur Dir allein gesagt, Anna, weil Du von Klein auf ja fast mit zu unserm Hause gehört hast, und Du mußt mir in die Hand geloben, Niemandem sonst, auch Deiner Mutter nicht, davon zu sprechen, damit eben nicht solches Geschwätz der Leute entsteht.“ Anna Lundmark hatte wortlos, mit immer

größer und staunender dreinsehenden Augen zugehört, sie blieb auch nach der letzten Aeußerung Martha Rodwald's stumm, ihre Hand gab nur mit einer schweigsamen Feierlichkeit das verlangte Versprechen und sie ging wieder.

Die Straßen lagen draußen anders um sie, als wie sie gekommen. Ihr ganzes Sein füllte nur die eine Frage aus: Was war denn geschehen und warum hatte Silvana ihren Mann verlassen?

Ihr Kopf dachte darüber, und das Herz that ihr dabei weh. Es war gar nicht möglich, daran zu glauben, aber die beiden Briefe sagten es dennoch.

Die Brust des Mädchens athmete, als sei ihr selbst ein ungeheures Unglück widerfahren. Alles Thun und Treiben der Leute um sie her erschien ihr so sinnlos und armselig, nur als ein Scheinleben. Aber was sie eben erfahren — das war das Leben, von dem das Gedicht Johannes Schmids sprach. Sie hatte es bisher nicht verstanden, jetzt fühlte sie es plötzlich in sich. Das war das Leben, durch das ein Riß im Innern ging.

Wie mußte Silvana, eh' sie es gethan, gekämpft, gelitten haben, wie etwa das Leben gegen den Tod sich wehrte. Davon hatte Martha Rodwald kein Wort gesagt, nur was die Leute drüber reden würden.

Die Leute? Anna sah sich auf der Straße um. Was gingen denn die Leute, die ganze Welt ein Herz an, das einen furchtbaren Schmerz in sich trug? Sie

hörte es wieder im Ohr, daß Silvana auf ihre Frage, ob sie ihren Mann sehr lieb habe, antwortete: „Ja, unsagbar, Anna." Und ob diese auch nicht wußte, was Liebe sei, so fühlte sie doch augenblicklich in ihrem eignen Herzen, das Silvanas müsse zerrissen sein, eh' sie ihren Mann verlassen habe.

Nein, die Liebe ging gewiß nichts an, als sie selbst. Die ganze Welt war ohne sie ein kaltes Nichts.

Anna Lundmark fror es, alle Menschen und Dinge umher faßten sie plötzlich winterhaft frostig an, sie hatte noch nie so empfunden, daß die Wärme von innen heraus kommen müsse. Es schien ein Widerspruch, aber der Schreck über Silvanas Liebesunglück weckte ein Sehnen, fast ein Bangen nach Liebe in ihr auf. Sie zählte die Wenigen zusammen, bei denen ihr Herz warm wurde, wenn sie derselben gedachte: ihr Vater, ihre Mutter, Silvana selbst. Dann noch — ja, so kurz sie ihn erst näher kannte — auch Johannes Schmid; er gehörte mit zu ihrem Leben, und ebenfalls noch der Onkel Detlev. Aber von allen Denen konnte sie doch keinen heirathen, und ein sonderbares Verlangen war seit der Mittheilung Martha Rodwalds in ihr wach geworden, Jemanden so lieb zu haben, um seine Frau zu werden. Nein, die des Onkel Detlev würde sie doch auch nicht sein wollen; sie hatte es einmal geglaubt, indeß man mußte offenbar viel vorsichtiger bei solcher Entscheidung zu Werk gehen, um sich nicht schlimm zu täuschen. Silvana hatte ja auch

gemeint, daß sie in Ortlof von der Heide den Wunsch ihres Herzens gefunden, und dennoch war sie gleich nach der Hochzeit von ihm fortgegangen.

Niemand von allen den Leuten umher, in der ganzen Stadt wußte das, als sie allein. Sie begriff nicht ganz, warum sie es eigentlich erfahren habe, wenn es sonst Allen verschwiegen bleiben sollte. Aber sie war stolz darauf, daß Martha solches Vertrauen in sie gesetzt hatte. Sie empfand einen Drang, vor sich selbst zu zeigen, daß sie es verdiene, das Geheimniß zu bewahren wisse. Niemand sollte ihr etwas davon ansehen und anhören, daß sie nur von dem einen Gedanken erfüllt sei. Begegnete ihr nur Jemand, den sie kenne, um es beweisen zu können!

Dieser Wunsch gab ihr ein, an einer Straßenecke von ihrem Heimweg abzubiegen. Sie war nicht weit von der Wohnung des Onkels Detlev und konnte sich bei ihm am besten der Prüfung, die sie mit sich anstellen wollte, unterziehen. Doch wie sie in den Vorgarten Detlev Hellingborgs kam, sah ihr das Haus mit geschlossenen Läden oder herabgelassenen Jalousien hinter den Fenstern fremdartig leblos entgegen, wie eine bildliche Zurschaustellung winterlich frostiger Welt. Das Gebäude hatte etwas Unheimliches von einem Todtengesicht mit niedergesunkenen Lidern; wo das Glas einer Scheibe matt spiegelte, vermehrte es noch diesen Eindruck, wie wenn ein regungslos gewordenes Auge draus anstarre. Es überlief Anna Lundmark kurz bei dem

unerwarteten Anblick; ein Mann arbeitete im Garten, antwortete auf eine Frage von ihr, Herr Hellingborg sei gestern verreist, wie er glaube wohl für den ganzen Winter. Ueberrascht fragte sie noch: „Wohin denn?“ Davon wußte der Arbeiter nichts, und sie ging zurück.

Ein Weilchen überdrängte das eben Gesehene und Gehörte ihr den Gedanken an Silvana. Detlev Hellingborg war seit dem Tag der Abfahrt ihres Vaters nicht mehr zu ihnen in's Haus gekommen. So blieb er freilich öfter fort, und er machte mehrfach weite Reisen; er besaß den Reichthum dazu, sie glaubte sogar ein eigenes Schiff, mit dem er schon tollkühn nicht nur über die Nordsee, sondern selbst auf den Ocean hinausgefahren sei. Aber daß er sich auf eine weite Reise begeben, ohne ein Wort zu sagen und Abschied zu nehmen, ließ sich eigentlich dennoch nicht begreifen. Er hing doch sehr an ihrer Mama und war gegen sie selbst immer sehr gut gewesen. Allerdings etwas Wunderliches hatte der Onkel Detlev oft gehabt, dessen erinnerte sie sich schon von Kindheit auf; auch das Gefühl war ihr ab und zu gekommen, als seien er und ihr Vater im Grunde nicht so befreundet, wie es äußerlich den Anschein besaß. Nein, ihn zu heirathen, hätte sie sich doch gefürchtet und, wenn sie es gethan, ihn wahrscheinlich bald ebenso wieder verlassen, wie Silvana ihren Mann.

Da waren ihre Gedanken wieder bei der Letzteren, und sie suchte sich eine Vorstellung davon zu machen,

wo dieselbe nun wohl sein könne, was sie zu thun beabsichtige und ob sie wieder hierher komme. Das hoffte Anna, denn sie fühlte eine so große Sehnsucht nach Jemandem, der nicht doppelt und dreimal so alt sei als sie selbst, sondern ungefähr wenigstens auf einer Stufe mit ihr stehe. So recht zwar, wie es eigentlich sein sollte, war das mit Silvana auch nicht der Fall; sie hatte an dem Abend bei dem Ausziehen ihres Brautkleides so mancherlei Unverständliches gesagt und gethan. Und merkwürdig, daß sie sich damals schon so vor der Reise gefürchtet, als ob sie eine Ahnung gehabt. Sie mußte doch nicht die richtige Liebe zu Ortlof von der Heide in sich getragen haben.

Anna suchte die Sonnenseite der Straßen auf, die Welt war so kühl anschauernd, so unverständlich-wunderlich wie Detlev Hellingborg und Silvana. Nur aus der Sonne kam das schöne Wärmegefühl, nach dem das Leben Sehnsucht in sich barg, darum hielt die Heimwandernde sich möglichst in den nachmittägig da und dort noch schräg hereinfallenden Strahlen. Am Hafen entlang mußten diese völlig freien Zugang gewinnen, und unwillkürlich schlug das Mädchen den nur geringfügigen Umweg dorthin ein. Verhältnißmäßig ging es an den langen Uferbollwerken gegenwärtig sehr still zu, es ward wohl mannigfach gelandet und gelöscht, doch ohne Getümmel; müßige Zuschauer waren nicht vorhanden, oder nur da und dort stand einmal ein einzelner umher. Doch einen von diesen erkannten

Anna Lundmarks gute Augen schon von Weitem als Johannes Schmid, der aufmerksam ein erst eben eingelaufenes Segelschiff betrachtete, und sie wußte auch gleich, welchen Zweck er damit verfolgte. Er hatte den Auftrag bekommen, für eine neuerbaute Schoonerbrigg einen Taufspruch mit möglichst schönen classisch-mythologischen Anspielungen auf alte Meeresgötter zu verfassen, und nahm sich deshalb augenblicklich die Zeit, allerhand ihm dazu nöthige nautische Studien anzustellen. Anna winkte ihm aus der Ferne mit ihrem Sonnenschirm entgegen, doch er gewahrte es nicht, denn gleichzeitig kam von dem Schiff her, das er in Augenschein nahm, Jemand auf ihn zu und sprach ihn an; ein junger Matrose, dessen Blicke suchend umhergegangen waren, offenbar nach einem Menschen, bei dem er eine Erkundigung einziehen könne. So konnte er auf dem leeren Platz nur an Johannes Schmid gerathen, der indeß, wie Anna sah, zu einer an ihn gestellten Frage den Kopf schüttelte. Sie war nah genug herangekommen, um zu unterscheiden, daß der junge Seemann ein Ausländer sein müsse; seine südlich in bräunlichen Ton fallende Gesichtsfarbe und das dunkle Haar ließen nicht Zweifel drüber. Auch seine Schiffertracht zeigte etwas andren Zuschnitt, als die an deutschen Küsten übliche, stand ihm jedoch, in losem Fall den schlanken Hals und ein sonnverbranntes Stückchen der Brust freilassend, vortrefflich. In der Gesammtheit seiner Gestalt und seines Behabens lag etwas Fremd-

artiges, doch anmuthig Gewinnendes, eine heiter-kecke Sorglosigkeit, die indeß anderen Ausdruck als den der gewöhnlichen Matrosenzuversichtlichkeit trug. Sie war augenscheinlich nicht erst vom Seemannshandwerk geschaffen, sondern eine angeborene Eigenschaft, die Forterhaltung einer schon mit ihr begabt gewesenen Kindernatur. Und von einem großen Knaben besaß der Fremdling trotz seinen etwa achtzehn Jahren überhaupt noch viel. Er mochte körperlich von mannhaft kräftiger und gewandter Art sein, aber über seine Züge, sein Mienenspiel und seine Bewegungen lag dennoch etwas Weiches hingegossen, das nur aus dem ungetrübt gebliebenen Cristallquell eines volljugendlichen Gemüthes fließt. Anna Lundmark gelangte jetzt so dicht herzu, daß sie ebenfalls an seiner Sprache den Ausländer erkannte. Er suchte zwar deutsch zu reden, und in sehr gebrochener Weise gelang es ihm auch, sich verständlich zu machen. Doch eben um diesen Gegenstand drehten sich seine Fragen; er wollte gern besseren Unterricht in der deutschen Sprache haben und erkundigte sich bei Johannes Schmid, ob derselbe ihm nicht den Weg zu einem solchen Lehrer für ihn zeigen könne. Auch hierin, in diesem Angehen des ersten Besten mit derartigem Begehren, that sich eine kindlich weltfremde Unbefangenheit kund, wie nicht minder in seinem zuversichtlichen Beifügen: „Ich will bezahlen das Lehre.“ Es klang drollig-hübsch von seinen frischen Lippen, jedoch Johannes Schmid schüttelte immer wieder den Kopf mit der Ant-

wort, daß er Niemanden dafür kenne. Nun indeß drehte er sich überrascht um, denn hinter ihm klang die Stimme Anna Lundmarks und sagte etwas, das ihr sofort durch ihren für ihn bedachten Sinn gegangen: „Möchten Sie denn nicht selbst den gewünschten Unterricht geben? Sie könnten es sicherlich doch so gut wie ein Andrer."

Der unvermuthet von rückwärts Angeredete entgegnete freudig erstaunt: O, Fräulein Anna — Sie sind es — und ich sollte — Sie glauben, ich könnte? Daran hätte ich gar nicht gedacht — Sie sind immer wie ein — ein hülfreicher Genius —"

„Die Hülfe brauchten Sie nicht, wenn Sie nicht immer viel zu bescheiden von sich dächten," erwiederte sie. Allein sie ward unterbrochen, denn der junge Seemann hatte die Augen groß auf sie gerichtet und sagte in seinem unbeholfenen Deutsch mit komischer Aussprache:

„Ja, das Alemania — ich in Deutschland. So hab' gedacht eine deutsche doncella. Bist Du eine deutsche Mädchen?"

In seinen Augen glänzte eine jugendliche Freudigkeit, Anna nahm überrascht dabei gewahr, daß dieselben nicht, wie das Haar es vermuthen ließ, schwarz oder braun, sondern von einem tief dunklen Blau waren; Johannes Schmid aber, der sich die Frage überdacht hatte und zu der Erkenntniß gekommen war, daß er im Begriff gestanden, etwas für seine Lebensnothdurft

Einträgliches unbedachtsam von sich abzuweisen, fiel, seine neue Lehrmeisterthätigkeit damit beginnend, ein:

„Sie müssen nicht sagen: ‚Bist Du‘, sondern: ‚Sind Sie‘. ‚Du‘ spricht man nur zu den Kindern im Deutschen.“

„Oh, ich gedacht, zur niña sagte man Du —“

Was das sei, verstanden die beiden Zuhörer nicht, nur hatte ein lächelnd einnehmender Zug um die Lippen des Antwortenden besagt, es könne nichts Häßliches bedeuten oder ein Ausdruck von Geringschätzigkeit sein. Johannes Schmid äußerte nun seine Bereitwilligkeit, den Sprachunterricht zu übernehmen: „Wenn Fräulein Anna meint, daß ich dazu im Stande bin, und — ja — ich meine — wenn Sie wirklich Nutzen davon gehabt haben, dann könnten Sie ja nachher wegen einer kleinen Entschädigung für meine Zeit — ich habe nicht so sehr viele übrig, Herr — ich weiß nicht, wie ich Sie anreden darf —“

Die Anrede „Herr“ paßte allerdings eigentlich durchaus nicht für den jungen Ankömmling; nicht um seiner Matrosenkleidung oder seiner Jugendlichkeit willen, aber der Begriff deckte sich so in nichts mit seiner Erscheinung und seinem Wesen, daß Anna Lundmark das Wort aus dem Munde Johannes Schmids geradezu komisch klang. ‚Herr‘ benannte man die jungen feingeschniegelten, wichtig oder galant redenden Kaufleute der Stadt, und es fiel in Allem kein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen ihnen und dem hier

vor ihr Stehenden. Dieser erwiederte jetzt: „Ich heiße da Selva, Manuel da Selva,“ und sein neuer Lehrmeister, der sich dennoch der Ansprache „Herr da Selva“ nicht enthalten konnte, fragte, ob es ihm genehm sei, daß er ihm seine unweit entfernt belegene Wohnung zeige. So gingen sie, die Zeit einer täglichen Stunde verabredend, am Hafen entlang, und naturgemäß wanderte das Mädchen neben ihnen mit fort. Manuel da Selva war sichtlich sehr vergnügt, das Ziel seines Wunsches so schnell gefunden zu haben; mit lebendiger Aufmerksamkeit sah er umher, betrachtete alles ihm unverkennbar Fremde, zum ersten Mal von ihm Gewahrte. Dann sagte er einmal, halb lachend und mit der Hand vor sich hindeutend: O, pequeñite — klein, klein!“ Sie waren an die wallartige Bodenerhöhung gelangt, auf der die Behausung Annas und Johannes Schmids stand, vor der ein Rest alter Anlagen erhalten geblieben, und in dieser hatten sich einige Spätlinge der sommerlichen Schmetterlingswelt eingefunden, um sich noch in den September-Sonnenstrahlen zu tummeln. Wie ein Goldblatt flatterte ein Citronenfalter und ein wenig blasser ein zweiter seiner Art mit ihm; sie spielten umeinander und tanzten fröhlich zusammen in dem warmen Lichtglanz umher. Dann kam es wie ein schwebender Schatten daher und gesellte sich zu ihnen, auch der letzten Herbstlinge einer, ein Trauermantel mit tiefdunklen Sammetschwingen. Darauf wies die Hand Manuels da Selva: „Klein

— klein!“ und es besagte offenbar, daß er an den Anblick größerer Schmetterlinge gewöhnt sei. Doch er fügte gleich nach, er freue sich so, daß er nun in Deutschland hier gehe, wie er sich's von Kindheit auf vorgestellt und oftmals im Traume gesehn. Die Freudigkeit seines Gesichtes trug zum Verständniß seiner untermischten deutschen und fremden Worte bei; die letzteren mußten spanische oder portugiesische sein. Johannes Schmid hielt nun an, indem er auf den Hauseingang zeigte und noch die Treppenzahl bis zu seiner Stube hinauf angab; Anna Lundmark blieb ebenfalls, die Hand auf den Thürdrücker legend, stehn. Der junge Seemann blickte sie bei ihrer Armbewegung an und fragte: „Wohnst Du auch — oh con perdon, ich sprechen schlecht — wohnt Sie auch mit in das Hause?“ Das machte sich so drollig, daß Anna lachen mußte, während sie, mit dem Kopf nickend, „Ja“ antwortete, und darauf lachte und nickte er ebenso. Dann stand sie noch eine Minute lang auf dem Flur mit ihrem Hausgenossen, der zurückschauend meinte, ihm komme der Fremdling wie ein verflogener Vogel vor, welcher sich in seinem Nest nicht heimisch gefühlt und von dem Trieb gefaßt worden, in die Welt hinauszuflattern, um sich umzusehen, ob es ihm nicht irgendwo besser gefalle. Aber ein gar harmlos frohsinniger, lieber Vogel scheine er in seinem anmuthigen ausländischen Gefieder, und „ich bin Ihnen so sehr dankbar, Fräulein Anna, daß Sie mich darauf gebracht haben — mir wäre

es nicht eingefallen — doch es wird mir viel Freude machen, wenn ich wirklich die Fähigkeit dazu habe, ihn besser deutsch sprechen zu lehren. Ich will gleich über eine Unterrichtsmethode nachdenken, vor einiger Zeit habe ich zufällig bei einem Trödler ein kleines spanisches Taschenwörterbuch gesehen, das er wohl billig hergiebt — haben Sie vielleicht schon einen Brief von Frau von der Heide erhalten, Fräulein Anna?"

Die Befragte verneinte mit einem Kopfschütteln und ging in ihr Zimmer. Ihr war noch eben rechtzeitig die Besinnung gekommen, nicht mit Ja zu antworten, denn sie hatte in den letzten zehn Minuten nicht mehr an die ihr auferlegte Geheimhaltungspflicht, überhaupt nicht an Silvana gedacht. Nun kam es ihr zurück, doch sie begriff eigentlich nicht recht, warum es sie vorher so erschreckt und traurig gemacht, die Welt ihr danach so frostig vorgekommen war. Martha Rodwald sah die Sache wahrscheinlich viel vernünftiger und richtiger an; man mußte sie nicht gleich als ein großes Unglück betrachten, und vor Allem nutzte es gar nichts, darüber zu denken; das that Silvana ja natürlich selbst und konnte allein mit sich darüber berathen. Nein, es war durchaus nicht kalt, im Gegentheil, die Nachmittagssonne schien so warm und köstlich herein, als gehe nicht der Herbst zu Ende, sondern der Frühling fange an. Anna öffnete ihr Fenster und legte sich in die stille, linde Luft hinaus. Wie eine kleine friedliche Insel lag es im Getümmel der großen

Stadt um das Haus; man hörte wohl das Gelärm der Straßen und der Hafenarbeit, doch nur von fern gleich einem dumpfen Wassergerohr, es that dem Ohr nicht weh, störte die schöne Ruhe nicht. Da kamen auch die beiden Goldfalter wieder daher, schienen sich zu necken und zu haschen, zu lassen und sich wieder zu fassen, und genossen sorglos die Sonne über dem bischen verbliebenen Grün. Sie waren auch lenzfreudig ahnungslos, daß sie nicht in den Sommer, sondern in den Winter flogen; die Vorstellung that Anna leid. Aber sie mußte plötzlich lachen — „Klein — klein," hatte Manuel da Selva von ihnen gesagt — der fremd-zungig komisch-hübsche Ton klang ihr im Ohr auf. Warum kam der wohl hierher und wollte besser deutsch lernen? Er besaß eigentlich, von seiner Tracht abgesehen, nichts von einem Matrosen; die waren nie so feiner Art, weder an Gesicht, noch an Wesen. Johannes Schmid hatte das auch gemeint. Und einen wirklich ganz fremdländischen Eindruck machte er im Grunde ebenfalls nicht, wohl auf den ersten Anblick durch sein Haar und die Gesichtsfarbe, aber dann auch wieder doch nicht, es ließ sich nicht recht sagen, worin es lag. Vermuthlich besonders in den blauen Augen, und andererseits that die Sprache viel. Wenn er richtig deutsch redete, fiele Einem vielleicht kaum etwas auf, so daß man ihn für einen Deutschen halten könnte. Ob er ein Spanier oder Portugiese sein mochte? Für einen nicht genau Kundigen ließ sich das schwer unter-

scheiden, denn Anna Lundmark erinnerte sich, von ihrem Vater einmal gehört zu haben, die Sprachen der beiden nah verwandten Volksstämme seien sich fast gleich, nur das Portugiesische weicher. Und es hatte merkwürdig weichen Klang gehabt, wie er einmal „Ninja“ gesprochen. Was mochte das Wort heißen?

Das Mädchen sah auf die beiden spielenden Schmetterlinge hinunter, dann suchten ihre Augen einmal vergeblich nach ihnen. Sie flogen nicht mehr, hatten sich irgendwo zur Nachtruhe zusammengekauert, denn zu ihrer Verwunderung nahm Anna wahr, daß die Sonne untergegangen sei; sogar sichtlich schon seit einiger Zeit, das Roth am Horizont verblaßte gleichfalls bereits. Aber die Luft war trotzdem noch ebenso warm und köstlich zu athmen.

Wie Anna sich zu ihrer Mutter in's Wohnzimmer hinüberbegab, fiel es ihr nicht schwer, das Geheimniß in Bezug auf Silvana zu behüten. Es dauerte sogar geraume Zeit, eh' ihr in's Gedächtniß kam, zu erzählen, daß sie am Nachmittag den Onkel Detlev besuchen gewollt, daß sein Haus jedoch zugeschlossen und er, wie gesagt worden, für den ganzen Winter verreist sei. Sie wunderte sich ein wenig, daß ihre Mama kein Erstaunen darüber an den Tag legte, sondern nur erwiederte: „Den ganzen Winter? Das ist ja gut, Kind.“ Und als das Mädchen frug: „Der Onkel Detlev ist manchmal so wunderlich, meinst Du deshalb?“ entgegnete Hedwig Lundmark kurz: „Ja, Du

weißt, mir ist am liebsten, wenn wir den Winter hindurch ruhig für uns leben können, ohne von außen Besuch zu erhalten.“

Diesem Wunsch lebte die Sprecherin, nur im Denken an ihren abwesenden Gatten und im Harren auf die Rückkunft desselben, ganz nach, und die Tage gingen in der That äußerst still-gleichmäßig durch das Haus. Dem Begehren der Frau Hedwig mochte das am besten entsprechen, doch für einen jungen Mädchensinn war es recht einförmig. Anna war kein Kind mehr, um in ihrem Zimmer zu spielen, sie besaß keine Freundinnen, mit denen sie gern verkehrt hätte, und den ganzen Tag lang zu lesen, fiel doch auch nicht möglich. Am inhaltreichsten verliefen ihr die Stunden, die sie droben in der nautischen Kammer ihres Vaters mit Johannes Schmid verbrachte; er klopfte stets bald an die Thür, wenn er ihren leichten Schritt vorüberkommen gehört, und trug zumeist etwas eben Geschriebenes in der Hand, doch nicht von seinen auf Bestellung gelieferten Geschäftswaaren, sondern von der anderen Art, in der keine alten Götter und classische Helden auf breittönigen Versfüßen einherstolzirten. Nur wie von einer jungen Halbgöttin sprachen die meisten der kleinen Gedichte, von einer Fee, die der Dichter überall sah und hörte, in der Morgensonne und in den goldumränderten Abendwolken, im Windsummen und im hellklingenden Waldquell. Ihr Bild und ihre Stimme sprachen zu ihm aus dem Unschulds-

frieden der Natur, aus der Schönheit des Lebens; als das Seele-Verleihende barg sie sich ihm hinter jeder freudigen Blüthe, jedem lieblichen Ton, allem Glanz und Duft, den die Welt besaß. Innig und zart klang es, und Anna Lundmark hörte gern von ihr, doch es kam ihr nicht zu einem Verständniß, wer es eigentlich sei, die so Allem erst schönes Leben für ihn einhauche, und sie fragte Johannes Schmid einmal, woran er dabei denke, wie er sich dies holdselige Wesen benenne. Im ersten Augenblick antwortete er ein wenig stotternd: „Danach — Fräulein Anna — muß man nicht fragen — es ist eine gütige Fee — die haben keinen Namen. Aber wo sie sich zeigt, wird es Licht vom Himmel her, und alle Erdentrübsal schwindet auseinander. Und sie kommt zu mir, sie ist immer um mich; was ich Gutes und Schönes denke und fühle, stammt von ihr. Ich verdiene solches Himmelsglück nicht, aber jeder Herzschlag in mir ist Dank dafür. Nein, einen Namen hat sie nicht — Sie würden sie auch nicht kennen, Fräulein Anna, denn sie kennt sich selbst nicht. Wenn ich es Ihnen erklären soll — sie ist kein wirkliches Wesen — das heißt, nicht für mich — sondern die göttliche Allgegenwartsempfindung der Griechen, die Alles, was an sich kein Leben hatte, beseelte —“

Johannes Schmid fuhr mit einer Auseinandersetzung der pantheistischen Anschauung des Alterthums fort; wer die lächerliche Geschäftsanpreisung drunten an seiner Thür las, kam sicherlich nicht auf die Ver-

muthung, daß sich so viel Wissensreichthum, mit so viel innerlichstem, dichterischem Erfassen gepaart, hinter dem Angebot zur „schnellen, pünktlichen und billigen Verfertigung von Dichtungen jeder Art" barg. Er hätte vielleicht neue Wege des Geistes zu bahnen vermocht, aber die Menschen um ihn her verlangten nicht danach und nöthigten ihn, sich an den Weg zu setzen, der ihnen genügte, und Steine zu klopfen. Es war das Leben, das einen Riß in sich trug. Anna Lundmark gelangte traurig zu der Erkenntniß, was sein Gedicht damit gemeint, denn sie fühlte zugleich, was sie dem täglichen Zusammensein mit ihm verdanke. Er entwickelte Keime in ihr, die schlafend gelegen, von deren Vorhandensein sie selbst nicht gewußt; unvermerkt war er zu einem Bildner ihres Geistes und noch mehr ihres Gemüthes geworden. Wie hatte sie sein Aussehen früher häßlich und lächerlich finden können! So mochte er dem Blick Anderer erscheinen, aber wenn er sich bei ihr auf der einsamen Kammer befand, waren seine Augen wie zwei Demanten, Alles um sich vergessen machend, so daß sie nichts als den Leuchtglanz derselben sah, in der alles Gemeine, Niedrige, Unschöne der Erdendinge keinen Zugang fand, keinen Schatten hineinwerfen konnte. Und nur manchmal — wenn er zwischen kurzen Sätzen häufig „Fräulein Anna" wiederholte — sprach er ein wenig unsicher stotternd; sonst kamen ihm die Worte so ruhig, klar und voll seine Gedanken und sein Empfinden zum Ausdruck bringend,

vom Munde, wie das Mädchen es nie von anderen Menschenlippen gehört hatte. So konnte nur er allein auf die Seele eines Andern einwirken, ein Lehrer seiner Art erschien ihr nicht zum zweiten Male denkbar.

Dies Gefühl ließ sie eines Tags daran gedenken, zu fragen, ob der junge ausländische Matrose bei ihm in seinem Sprachunterricht Fortschritte mache. Die Witterung war regnerisch umgeschlagen und Johannes Schmid hatte ein kleines Gedicht mit sich gebracht, welches darüber klagte, daß der Winter nun anbreche, der lieben Fee die Sonne und den Himmel mit Wolken verdecke und sie lange eintönige Tage hierdurch freudlos in trübem Licht und einsamer Stille sitzen lasse. Nichts komme mehr zu ihr, als der Herbst, ein fahlgesichtiger, alter, unschöner Gast, für den wohl ihr Anblick gleich dem Sonnenlicht sei, aber er traure um sie, die nach Freudigkeit des Frühlings und gleichen Blüthengenossen ihrer Art Verlangen tragen müsse. Anna nickte dazu und sagte: „Sie wissen gut, wie es Ihrer Fee um's Herz sein mag, denn etwas ist es mir auch so bei dem Gedanken an den langen Winter, in dem man kaum mehr vor die Thür hinauskommt und der Tag so dämmergrau und unterschiedslos ist.“ Nun antwortete Johannes Schmid: „Ihnen ist es auch so, Fräulein Anna? — Oh, das hätte ich nicht gedacht — — das thut mir leid — Sie fragten vorhin, wie es mir mit meinem Unterricht gehe — ich danke, Fräulein Anna, der junge Herr da Selva kommt getreulich

jeden Tag, es geht sehr gut, obgleich es recht schwierig ist, da wir kein gutes portugiesisches Wörterbuch haben; ich glaube, Sie würden sich wundern, wenn Sie ihn hörten, wie viel geläufiger er sich schon ausdrücken kann. Die Begabung zum Deutschlernen muß in ihm sein, ich thue eigentlich nichts dazu. Er ist ein lieber Mensch, ich habe noch niemals vorher einen solchen jungen Mann gesehen; er hat fast etwas — ja wahrhaftig, er kann an die liebe Fee erinnern, wie ich sie mir vorstelle — wenn die eine Jünglingsgestalt hätte, könnte sie so sein. Nur in Einem geht es doch nicht besonders mit der Lehrstunde, es ist immer ein bischen viel Gelärm drunten nebenan, und in meinen Lattenverschlag kann ich den jungen Herrn doch auch nicht gut heraufführen. Da habe ich gedacht — diese Kammer wird ja von Niemandem benutzt, als von Ihnen, Fräulein Anna, — ob Sie vielleicht erlauben würden, daß ich den Unterricht hier gäbe? Und falls Sie nichts dawider hätten, wollte ich noch bitten, da meine Bibliothek sehr klein ist, wenn Sie uns etwa ein geeignetes Buch zum Lesen leihen möchten, denn das bringt am besten in einer Sprache vorwärts."

Es war überraschend, wie ohne Stocken und gewissermaßen zuversichtlich Johannes Schmid das vorgebracht hatte, obgleich es zwei Ansuchen zu seinem eignen Nutzen und Vortheil enthielt, etwas, das sich völlig fremdartig und unglaubhaft in seinem Munde ausnahm. Doch Anna willigte selbstverständlich gern

in eides Bein; es bekümmerte sich ja in der That den Winter hindurch Niemand um den Raum hier oben, und sie besaß freie Vollmacht, zu einem nützlichen Zweck über ihn zu verfügen. Höchstens erwuchs ihr selbst eine Beschränkung daraus, doch fiel es ihr ja nicht schwer, während der Lehrstunde auf die Kammer zu verzichten, und die Frage, welches Buch sich zu dem Behuf eignen würde, bildete das Wesentlichste zum Bedenken. Damit beschäftigte sie sich am Nachmittag vor ihren Büchern; sie trug durch ihre Wahl in gewisser Weise doch zu der Weiterförderung des jungen Fremden im Erlernen des Deutschen bei und hatte deshalb eine Pflicht, reiflich vorher zu überlegen, was denn wohl das Passendste dafür sei. Jedenfalls mußte es ein Buch sein, welches sein Interesse erweckte, aber das konnte sie ja auch wieder nicht beurtheilen, da sie ihn nicht kannte, und so manchen Band sie in die Hand nahm und darin blätterte, kam sie zu keiner Entscheidung. Auch am nächsten Tag war sie nicht dazu gelangt, als ihr plötzlich einfiel, daß die Unterrichtsstunde schon begonnen haben müsse, ohne daß sie ihrer Zusage nachgekommen. So ergriff sie eilig ein Büchlein, das sie erst vor Kurzem zum Geschenk erhalten und in dem sie selbst erst Weniges gelesen, doch hatte dies ihr mit seinem eignen Ton besonders zum Herzen gesprochen. Es war „Die Bibliothek meines Oheims“ von Rudolf Töpffer, mit Randzeichnungen von der Hand des Malers und Dichters versehen; damit stieg

sie rasch die Treppen hinauf. Sie war nicht gewöhnt, droben an der Kammerthür anzuklopfen, dachte deshalb auch jetzt nicht daran und stand ein wenig befangen, als sie beim schnellen Oeffnen Johannes Schmid und seinen Schüler drinnen bereits vor sich sah. Der Letztere sprang von seinem Stuhl auf, reichte ihr freudig wie einer alten Bekannten die Hand entgegen und rief dazu: „Oh, das hübsch ist, daß Niña auch kommt hier.“ Es klang wirklich schon mehr in deutschem Tonfall, als am ersten Tag, und dem Mädchen das fremde Wort dazwischen, als ob es ihren Namen bedeuten solle. „Heißt Anna in Ihrer Sprache Ninja?“ fragte sie unwillkürlich. Er wiederholte: „Anna? Das ist Ana.“ — „Was heißt denn Ninja?“ — „Niña?“ Er schüttelte den Kopf — „Ich weiß nicht auf Deutsch.“ Das kleine Wörterbuch gab darüber auch keine Auskunft, übertrug das Wort nur mit „Mädchen“; aber ein sonnenhaftes Lachen in Manuels Augen und um die weichen Knabenlippen sagte wieder, es bedeute nichts, was sie kränken würde, wenn sie es verstände. Nun reichte sie das Buch an Johannes Schmid und machte eine Bewegung, die Kammer wieder zu verlassen, doch er fragte schnell in einem nicht stotternden, sondern unruhigen, halb bekümmerten Ton: „Wollen Sie schon fortgehen, Fräulein Anna? Ich hatte gedacht, Sie hörten ein wenig zu, ob Herr da Selva wirklich Nutzen von meinem Unterricht gehabt hat und haben kann. Das würde mich sehr beruhigen, wenn

Sie es mir sagen könnten. Ich verstehe mich noch so wenig darauf, und aus Ihrem Munde klingt unsere Sprache natürlich viel hübscher — ich hätte Sie gern gebeten, mir ein bischen zu helfen, selbst einmal aus dem Buche laut zu lesen. Sie haben ja drunten doch nicht den ganzen Tag lang Nothwendiges zu thun, und hier wäre ein Armsessel, in dem Sie den Vorsitz in der Schule führen und uns Beiden Zeugnisse austheilen könnten.“ Der Sprecher rückte hurtig den bezeichneten Sessel heran; es war Anna Lundmark zugleich komisch und anlockend wie ein unterhaltendes Spiel. Vor einem Jahr hatte sie selbst noch in der Schule gesessen, und nun sollte sie eine Lehrmeisterin vorstellen. Aber drunten lag ihr ja in der That nichts zu thun ob, und wenn sie wirklich im Stande war, hier einmal mit etwas zu nützen, so konnte sie ein Stückchen ihrer vielen überflüssigen Zeit und des einförmig langen Tags nicht besser anwenden. Sie setzte sich und suchte die würdevolle Miene einer Schulvorsteherin anzunehmen, doch gelang ihr dies nur ein paar Augenblicke lang, dann mußte sie lachen. Und Manuel da Selva lachte ebenfalls: „Ich fürcht' sehr und werd' lernen gut, wenn Niña ist Lehrerin.“

Die beiden goldnen Falter freuten sich nicht mehr draußen der Sonne; Sturm und Regen brausten gleichmäßig Tag um Tag, und wenn sie ihre zarten Blüthenschwingen noch hindurchgerettet hatten, so saßen sie irgendwo mit zusammengekauerten Flügeln in trübem,

kaltem Winkel, langsamem Erstarren ihres Lebens entgegenharrend. Auch an die Fenster der Kammer, in der von jetzt an Johannes Schmid unterrichtete, heulte und klatschte der Herbst, doch es war — wenigstens eine Stunde lang täglich — als falle durch das grau jagende Gewölk dort hinein ein köstlicher Sonnenstrahl, in dessen Frühlingslicht und Wärme sich ein paar Falter auf sorglos fröhlichen Fittigen tummelten und wiegten. Nur waren sie nicht stumm, sondern füllten den Raum um sich her mit hellem, heitrem, lebensvollem Stimmenklang. Sie warfen sich neckende Worte zu, spielten damit, trieben lachenden Spaß. Dann freilich schlugen sie die Flügel zusammen und saßen eine Weile ernsthaft nebeneinander. Aber der Trieb, der Uebermuth der Lenzfreudigkeit duldete nicht lange die ehrbar aufgezwungnen Mienen, ein Lächeln zuckte wieder zwischen ihnen auf, ging, sich begegnend, von einer zur andern, ward zu scherzendem, schelmischem Laut, der auf's Neue daher und zurück flog.

Anna Lundmark begab sich seit dem ersten Mal an jedem Tag mit zu der Lehrstunde hinauf; es war selbstverständlich, man wartete droben auf sie, begann nicht, ehe sie kam. Unverkennbar hatte Johannes Schmid recht gehabt, ihre Anwesenheit förderte überraschend den Lerneifer und die Fortschritte des jungen Schülers. Wenn sie vorlas, sah er auf ihre Lippen und sprach dann das von diesen gekommene Wort in ihrem Tone richtig nach. Sie lobte und tadelte; mit zerknirschter

Miene hörte er das Letztere an, brachte absichtlich — ein leiser schalkhafter Zug um den Mund deutete es an — nochmals Falsches vor, und sie schalt wieder. Dagegen suchte er sich zu rechtfertigen; so wechselten sie hin und her und lachten plötzlich, ohne zu wissen, worüber. Kinderart war's und darum die ihrige, denn Beide waren gleiche, nach Spiel und Fröhlichkeit trachtende große Kinder. Sie erkannten sich als solche und jedes fühlte in sich am andern, daß er keine Würde zu behaupten strebe und zu bewahren habe. Die Anrede ‚Herr' zu gebrauchen, fiel Anna nicht möglich, und sie hatte einmal gefragt, wie jenes in seiner Sprache heiße. — „Señor." — Nun nannte sie ihn ‚Señor Manuel', doch er schüttelte den Kopf: „Man sagt nicht Señora Niña," und sie sprach ihn seitdem „Manuel" an, wie es eigentlich von vornherein natürlich gewesen wäre, denn er war ja kein Herr, und Johannes Schmid hieß ihn jetzt auch so.

Wer er aber sei, kam nunmehr ebenfalls allmählich ihm vom Munde. Er hatte im Anfang ausweichend auf die Fragen geantwortet, erst eines sicher gefaßten Vertrauens bedurft, um seine Zurückhaltung abzulegen; nicht ohne Grund, denn er fürchtete sich vor einer Vereitelung seiner Absichten. Ohne Wissen seiner Eltern, denen er nur schriftlichen Abschiedsgruß hinterlassen, war er mit einem Segelschiff als Deckjunge in See gegangen; sein Vater befand sich zu der Zeit vom Hause fort, kehrte jedoch bald zurück, und er mußte

die Abwesenheit desselben benutzen, um seinen lange gehegten Plan ausführen zu können. Sehr schwer war es ihm geworden, so heimlich von seiner Mutter fortzugehen, aber er konnte nicht anders. Sie lebte auf einer stillen Hacienda in Brasilien, eine Tagereise weit von der Küste und von der Stadt, in der er bis vor Kurzem auf der Schule gewesen, so daß er nur in den Ferien zum Besuch zu ihr gekommen. Aber ein Advocat zu werden, wie sein Vater es wollte, fiel ihm nicht möglich; von frühester Kindheit auf hatte eine doppelte Sehnsucht in ihm gelegen, nach dem Meer und nach Deutschland, daß er seit zehn Jahren jeden Peso, den er erhalten, zusammengespart, um einmal die Reise über den Ocean hierher machen zu können. Doch er durfte nie davon reden, denn wie er es einmal gethan, war ihm von seinem Vater verboten worden, je wieder an solche Thorheit zu denken. Trotzdem hatte er es nun nicht länger ausgehalten, was er an kleinen Werthsachen von Gold und Silber besessen, verkauft und so viel zusammengebracht, daß er sich getrauen konnte, eine Zeitlang in Deutschland davon zu leben. Auf dem Schiff, das ihn hergeführt, war ein alter deutscher Matrose gewesen, von dem er unterwegs sein wenig Deutsch gelernt, denn er hatte vorher nie ein Wort davon vernommen. Aber die Sprache gefiel ihm gleich so sehr, daß sein Hauptwunsch geworden, sie besser sprechen zu lernen; das wollte er hier und danach auf einem deutschen Schiff Dienst nehmen, um

Seemann zu werden. Der alte Matrose hatte immer nur ‚Du' gesagt, daher war's gekommen, daß er bei der ersten Begegnung am Hafen Niña auch so angesprochen.

Das konnte Manuel da Selva jetzt schon soweit auf Deutsch erzählen, um es seinen Zuhörern im Großen und Ganzen verständlich zu machen. Anna nahm begreiflicher Weise ein lebhaftes Interesse an seiner Mittheilung, daß er aus Brasilien stamme, und fragte, ob er nicht Bahia kenne und dort von dem Capitän Lundmark gehört habe. Doch er hatte den Namen nie vernommen, und Bahia sei eine große, weite Stadt, in der Niemand von dem Andern wisse. Außerdem war er niemals vorher, als am Tage seiner Abfahrt mit dem Schiff, dort gewesen, obwohl die Stadt gleichfalls von der Hacienda seiner Mutter nicht sehr entfernt lag. Er sagte, seiner Mutter, denn sein Vater kam eigentlich auch nie für lange, fast nur zum Besuch dorthin. Manuel hatte ihn nur wenig mehr in seinem Leben, seitdem er die Schule besuchte, gesehen und wußte kaum recht von ihm, was für ein Geschäft er betreibe, nur daß auch er alljährlich eine weite Seereise antreten müsse. Aus frühester Kindheit erinnerte der junge Seemann sich dunkel, daß seine Eltern noch bei Bahia gewohnt, allein dann hatte sein Vater für die mamilla das schöne kleine Landgut am Gebirgsrand gekauft. Es klang sehr weich und knabenhaft stolz zugleich, wenn er von seiner Mutter sprach;

nach seinem Alter mußte sie zum Mindesten die Mitte der Dreißiger Jahre überschritten haben, aber sie war trotzdem immer noch die schönste Frau, die er irgendwo gesehn, jung und von lebhaft erregbarem Wesen, mit dunkler Lockenpracht um die Stirn und strahlenden Augen como una reina. Sein Vater liebte sie deshalb auch sehr, doch sie ihn nicht weniger, und es war stets ein heftiger Schmerz, wenn sie sich für länger von einander trennen sollten. Denn die Frauen drüben im heißen Land seien nicht still und sanft wie Niña, sondern leidenschaftlich in der Freude wie im Leid.

Die Ueberwindung der sprachlichen Schwierigkeiten bei derartigen Mittheilungen bildete vortreffliche Uebung für Manuel, Anna aber fragte sich ein wenig betroffen, ob sie denn das Lob verdiene, still und sanft genannt zu werden. Sie kam sich selbst gar nicht so vor, wenigstens nicht in letzter Zeit, sondern eher laut, ausgelassen und übermüthig, wie sie es als Kind gewesen. Doch sie konnte nicht anders sein, das Leben bedünkte sie so fröhlich, wie auch nie zuvor, als sei es ganz in köstliche Frühlingssonne gebadet. In Wirklichkeit war freilich das Gegentheil der Fall. Regen umklirrte fast unausgesetzt die Fenster, und in der nicht heizbaren Kammer schwand die Luftwärme von Tag zu Tag mehr herab. Allein Johannes Schmid war im Frieren wie im Hungern geübt, und das frische Blut der Jugend empfand nichts von Kühle. Oder wenn es Manuel da Selvas an tropische Hitze gewöhnte

Glieder beim Stillsitzen einmal frostig überlief, so sprang er auf und tanzte sich ein paar Minuten lang warm. Das war völlig anders, als das in Deutschland übliche Tanzen; in anmuthigen Bewegungen drehte und neigte er sich nach dem Tact, den er mit zwei Holzscheibchen zwischen den Fingern dazu schlug. Auch für Anna Lundmark verfertigte er ein paar solche „Castagnetten“, lehrte sie den Gebrauch derselben und dazu in einem portugiesisch-brasilianischen Nationaltanz seine Partnerin zu bilden. Dann brach doch eine südliche Lebendigkeit seiner Natur hervor, sein dunkles Haar flog und seine Augen leuchteten, wenn er die Hand des weniger behenden Mädchens ergriff, um sie zu unterweisen und zu leiten. Träumerischen Blicks schaute Johannes Schmid stumm diesem Zwischenspiel der Unterrichtsstunde zu, von dem die Beiden an den Tisch zurückkehrten, um wieder die liebliche, süßtraurige Geschichte des Julius „in der Bibliothek seines Oheims“ zu lesen. Abwechselnd; Anna las einen Satz laut vor, dann wiederholte Manuel denselben und fragte nach dem, was er nicht darin verstand. Doch seine beiden Lehrmeister brauchten immer weniger zu erläutern, und immer mehr wurden Alle, auch Johannes Schmid von dem Inhalt des schalkhaft-tiefsinnigen, wehmüthig ergreifenden Buches angezogen, so daß ihnen das Weitergelangen darin eigentlich zum Hauptsächlichen der täglichen Stunde ward.

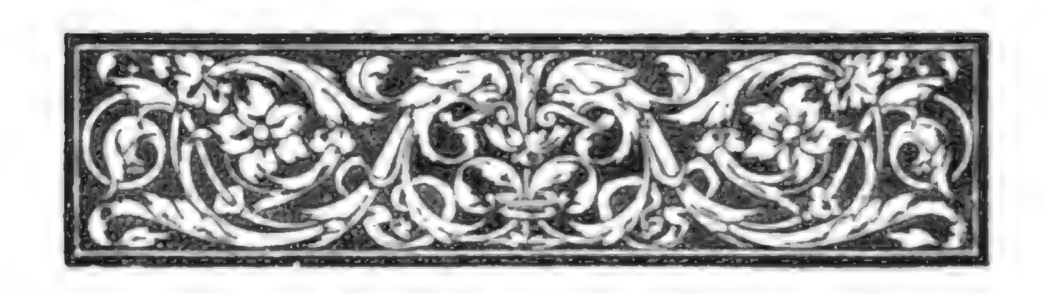
Manuel da Selva hatte sich ein Stübchen am

Hafen gemiethet; seit seiner Vertrauenskundgabe über sein Verlassen der Heimath wußte Anna Lundmark indeß, daß er nicht allzureichlich mit Geldmitteln ausgerüstet sei, und wenn er diese aufgebraucht habe, mit einem Schiff fortgehen müsse. Das gab ihr einen Gedanken ein, den auszusprechen sie anfänglich nicht recht den Muth besaß, aber dann erzählte sie ihrer Mutter einmal von dem jungen Brasilianer, der bei Johannes Schmid Deutsch lerne, und daß ihm gewiß sehr damit geholfen sein würde, wenn er während des Winters droben in der unbenutzten Kammer wohnen dürfte. Und über Erwarten leicht sah Anna ihren Wunsch erfüllt. Es nahm Hedwig Lundmark gleich für den jungen Fremden ein, daß er aus Brasilien stammte — ihr Mann hätte sicherlich eingewilligt, demselben in einer Bedrängniß hülfreiche Hand zu reichen — und wie sie Manuel da Selva zum ersten Male selbst gewahrte, sprach ihr aus seinem Gesicht ein so sonnenhaft klares, vertrauenweckendes Knabenherz entgegen, daß es ihr selbst zu einer Freude ward, ihm mit etwas beistehen zu können. Die Magd schaffte noch am selben Tag ein Bett in die Kammer hinauf, und glücklich und dankbar nahm er die ihm angebotene neue Unterkunft an. Als Anna an dem Morgen kam, sagte er freudig: „Deine Mamilla ist auch keine Spanierin, ist auch Niña.“ Sie redeten sich nicht mehr wie in der ersten Zeit an, sondern nannten sich ‚Du‘, wie es zwischen Kindern natürlich war; seit

wann sie dies zuerst gethan, wußten sie selber nicht mehr.

Eines Tages ging Johannes Schmid während der Lehrstunde für ein paar Minuten fort, um Etwas von unten aus seiner Wohnung zu holen. Die beiden Zurückgebliebenen lasen in „der Bibliothek meines Oheims“ nebeneinandersitzend fort, dann deutete der Finger Manuels plötzlich auf ein Wort der aufgeschlagenen Seite. „Was meinst Du?“ fragte Anna. Um seinen Mund ging ein freudiges Lächeln: „Das ist Niña — ‚Liebling‘ das heißt Niña auf deutsch — Liebling.“ Er wiederholte das Wort zwei Mal, froh, endlich die Uebersetzung dafür gefunden zu haben, und unwillkürlich hob sich sein Arm dabei empor und legte sich vertraulich um den Nacken des Mädchens. So lasen sie weiter, betrachteten im Buch die drollig-rührende, bildliche Darstellung des großen Knaben, wie er in seiner jungen unverstandenen Sehnsucht zum Fenster hinausblickte. Der vorgebeugte Kopf Annas ruhte mit einer Wange leicht an der Schläfe Manuels; Johannes Schmid kam zurück und öffnete die Thür, doch sie hörten es nicht. Lautlos blieb er ein paar Secunden lang vor der Schwelle stehen und blickte mit großen, traumhaft-seligen Augen auf das Bild am Tische; dann schloß er, ohne einzutreten, leise die Thür wieder zu und ging auf den Zehen in seinen engen, armseligen Lattenverschlag hinüber.

---



# Achtes Capitel.

Ueber die „Linie", die den glutgewirkten Gürtel der Erde bildet, zog ein stattliches Handelsdampfschiff, nach den neuesten Fortschritten der Zeit gebaut, doch mit einer gewissen behäbigen Breitspurigkeit seinen Ursprung von einer holländischen Schiffswerft kundgebend. Es war nach Valparaiso bestimmt, hatte Lissabon unterwegs nach Brauch der Ostindien- und Südamerikafahrer angelaufen und lange die Nebel und Herbststürme Europas hinter sich gelassen. Unter immer unumwölkter Sonne bei Tage und fremden Sternbildern in der Nacht ging es über den uferlosen Ocean dahin, von weiter Stille umgeben, fast von einer todten Ruhe, die nur das Aufschnellen fliegender Fische unterbrach. Die Meeresfarbe wechselte zwischen blauem und grünem Rückglanz des Wassers; wenn das Dunkel eintrat, peitschten die Schaufelräder ein leuchtendes Gestiebe wie von Millionen winziger Funken der Tiefe auf. Der einzige Passagier, der sich an Bord befand, stand

dann stundenlang am Bugsprit und sah den scharfen Kielrand immer gleich in das glimmernde Gewoge hineinschneiden; andere Unterschiede bot die Fahrt ihm bei Tag und Nacht nicht dar.

Es war Ortlof von der Heide, der sich in Amsterdam auf das grade auslaufende Kauffahrteischiff begeben; das Fehlen weiterer Passagiere entsprach seinem Wunsch. Er wollte eine Reise machen, fort aus der gewohnten Welt, in eine fremde hinaus; wohin, galt ihm gleich. Schon das Weltmeer verhieß ihm das, wonach er ein Verlangen in sich trug, doch er sah dies enttäuscht. Er hatte Sturm und weißzischende Wellenberge erwartet, sich nach wildem Aufruhr der Naturgewalten, verzweiflungsvollem Ringen der Menschen gegen ihre Uebermacht gesehnt, und der ungeheure Ocean breitete sich Tag um Tag, fast einem Spiegel gleich, wechsellos um ihn her. Ein Bild tiefen Friedens, schien er jenen Drang, eine Unrast in der Brust des vergeblich Harrenden zu höhnen. In diesem klopfte ein heftiger Trieb des Blutes, nie von einem Menschenfuß erreichte Bergspitzen zu erklimmen, nie betretenen Urwald zu durchbrechen, mit steter Lebensgefahr, mit höchster Erschöpfung aller Kraft seines Körpers, seiner Gedanken, um dann inmitten einer Wildniß in tiefen Schlaf hinzufallen, nur nach Befriedigung der übermatteten Glieder suchend und sie in schwerer Betäubung findend. Aber nichts von derartiger gewaltiger Anspannung des Leibes und der Seele ward ihm hier

ermöglicht, einzig den Tag hindurch das stetige Einerlei des Durchmessens der Schiffslänge vom Bugspriet bis zum Steuerrohr, und Nachts das lange Betrachten des sprühenden Meerleuchtens unter ihm. Denn der ersehnte Schlaf floh ihn drunten in der Cajüte, manche Stunde über Mitternacht hinaus hörte er wie gluckend-tickenden Pendel einer Wasseruhr den gleichmäßig eintönigen Wellenanschlag an die Planke, und nur der Morgen brachte ihm verworrene, erquickungslose Halbträume. Diese todte Ruhe ward ihm unertragbar; er hätte vorgezogen, sich mit etwas Proviant in einer der Schiffsschaluppen in's Meer niederzulassen, um zu versuchen, ob er im Stande sei, sich mit der Kraft seiner Arme irgendwo an eine Küste hinanzurudern, und wenn er nicht zu einer gelangte, wäre es auch kein Unglück gewesen. Doch auf das Ansinnen, ihm für solchen Zweck ein Boot käuflich zu überlassen, würde der holländische Capitän muthmaßlich nur phlegmatisch gefragt haben, ob er unter der Hitze leide und Eisumschläge auf den Kopf verlange, und ihm blieb nichts übrig, als einem schwingenlahmen Vogel gleich ungeduldig über die trostlose feuchte Wüste nach Westen vorauf-zuschauen. Denn zum Glück ging das Schiff nicht direct nach der Ostküste Südamerikas, sondern enthielt einen Ladungstheil, um dessen willen es zuvor Rio de Janeiro anlaufen mußte. Und endlich tauchten wie achatenes Gewölk die hohen Gipfelzacken der Sierra da Estrella und des seltsamen Orgelgebirgs am Horizont

empor; der „Zuckerhut“ hob sich phantastisch in die Luft, palmenbedeckte Inseln schaukelten sich in der schillernden Meereswiege, und die zauberreichste Bai des Erdballs rollte ihr tausendfaltig fesselndes und entzückendes Bild auf. Mit einem Rausch umfing es auch die Augen Ortlofs von der Heide, es war die Schönheit anderer Natur und Menschenwelt, die sinnbestrickende Fremde, nach der er begehrte, keinen Zweifel in ihm lassend, daß er hier sein gesuchtes Ziel erreicht habe.

Von der Unerträglichkeit der langen, einförmig schleichenden Tage erlöst, trat er an's Land, ließ das Dampfschiff seine Weiterfahrt nach Valparaiso allein fortsetzen und stürzte sich in das bunte, lebensvolle Straßengetümmel der brasilianischen Hauptstadt. Ein Durst, Neues zu sehen und zu hören, verzehrte ihn, und überall kam das weite Gassengewirr auf Hügeln und im Thalgrund der Befriedigung desselben entgegen. Das Getriebe und die Rufe der gelben und braunen, kupferfarbigen und schwarzen Gesichter um ihn, ihre heißblütige Lebhaftigkeit, das Amphitheater der mächtigen Berge um die Stadt, die fremde Thierwelt der Vögel in den Bäumen, der Insecten auf unbekannten Blumen, Farbenglanz und Sonnenglut des südlichen Sommers, Alles regte ihm die Sinne und die Seele auf, daß der deutsche Herbst wie ein wesenlos grau abgesunkener Nebel hinter ihm lag. Er suchte nicht nur mit den körperlichen Augen aufzunehmen, sondern

ebenso mit denen des Geistes in das Wesen der Dinge, die er sah, einzudringen, sich über alles Wissenswürdige zu unterrichten. Mit einem fliegenden Eifer warf er sich auf das Verständniß der Sprache, bemühte sich, wenn er vom Umherschweifen ermüdet worden, unabläſſig, den Inhalt von Zeitungsblättern zu ergründen, unterstützt durch ein von ihm angekauftes portugiesisches Wörterbuch mit angefügter Grammatik. Es war das umgewendet-gleichartige Bestreben, dem zur selben Zeit fern drüben am trüben deutschen Flußufer Manuel da Selva sich hingab, nur besaß dieser einen Lehrer und eine Lehrerin dabei. Das mochte doch in dem Erfolg einen Unterschied bedingen, den die glänzende Sonne Brasiliens nicht auszugleichen im Stande war. Denn fraglos erhielt der Eifer des jungen Portugiesen sich lebendiger, schritt er in seinem Lernen besser vor, als der einsame, nur auf sich selbst angewiesene Deutsche.

Von der Heide fühlte nach Ablauf von acht Tagen selbst, es ging so nicht, er konnte das Interesse an dem mit drängender Hast ergriffenen Sprachstudium nicht fortbehaupten. Die Bücher zur Seite werfend, eilte er hinaus, um nicht zu lesen, sondern zu sehen und zu hören. Aber er fand nichts Neues, Ueberraschendes mehr, Alles war ihm schon bekannt; er begriff nicht, was seine Aufmerksamkeit daraus gefesselt hatte; es erschien ihm eintönig, langweilig, wie eine Oede, wie die Fahrt über den regungslosen Ocean. Die Stadt, die Menschen, die Natur, Nichts erregte mehr seine Theilnahme

und was am seltsamsten war, es fror ihn. Die Bewohner Rios beschwerten sich über eine für die Jahreszeit ungewöhnliche Hitze, allein er fand die Luft frostig.

Wie das Meer hatte auch Rio de Janeiro ihn enttäuscht, enthielt nicht dasjenige, was seine Reise aufzusuchen bezweckte. Es lag an der Grenze des Wendekreises, war noch nicht rechte, eigentliche Tropenwelt, daher rührte der Mangel an fesselnder Eigenart und Wärme. Um Beides zu finden, mußte er dem Aequator näher kommen; ein Fahrzeug, das Küstenschifffahrt vermittelte, ging nordwärts ab, und er begab sich an Bord desselben.

Da betrieb die See wieder ihren gleichförmigen Wechsel von Tag und Nacht um ihn, aber doch anders als zuvor, das Land blieb stets zur Linken in Sicht, und das Schiff lief zahlreiche kleine und größere Hafenorte an. In irgendeinem solchen, der ihn besonders anziehen würde, wollte er aussteigen, von dort in's Innere vordringen. So brachte der Tag ihm Beschäftigung, mit seinem Fernrohr jeden Anlandungsplatz und die Umgebung drumher genau zu mustern, allein nichts entsprach der von ihm gehegten Absicht. Und je weiter die Fahrt nach Norden ging, desto weniger; das Küstengebirge trat mehr in's Land zurück, die Ufer wurden flach, sumpfig, mit unterschiedslosen Waldmassen bedeckt. Der Anblick lud nicht zum Verweilen ein, es war auch eine Wüste ohne Erhabenheit und Reiz.

Dann jedoch stieg eine herrliche Oase draus auf, eine strahlende, weitgedehnte, sich vom Strand empor über sich selbst auflagernde Stadt. Aus der Ferne schienen weiße Häusermassen sich von hoher Felswand wie in Schaum aufgelöste Cascaden auf ein ruhig tief drunten ausgebreitetes Meer flacher Dächer herabzu- stürzen; eine machtvolle Marmorkathedrale hob sich, einer Krone auf dem Scheitel einer blendenden, stolzen Schönheit gleich, über dem Ganzen in die goldgleißende Luft. Alles flimmerte, blitzte, warf Funken um sich in der mittägigen Sonne. Ortlof von der Heide frug den Capitän, was das sei; zugleich weichen und stolz- gehobenen Klanges tönte die Antwort: „San Salvador da Bahia de todos os Santos, señor.“ Und der Erwiedernde fügte lachend nach: „Dort wird es Ihnen warm werden, Señor, die Sonne sorgt in Bahia dafür und die schönsten Frauen der Erde.“

San Salvador, der Heiland, der Retter! Ja, Bahia nahm sich als eine Erretterin von dem befriedigungs- losen Umhertreiben in der Wüste aus. Der Reisende beschloß hier zu bleiben, er wollte sein gesuchtes Ziel erreicht haben. Hier flammte Aequatorsonne auf ihn nieder, konnte ihn nicht frieren lassen. Alles sprach von glühendem Pulsschlag des Lebens, und doch lag eine fremdartig eigenthümliche Stille drüber. Die Luft füllte nicht das dumpf-verworrene Getöse europäischer Großstädte, kein Radgedröhn und Gerassel; die Straßen Bahias waren nicht für Wagen benutzbar, in der

„Praya“, der Unterstadt, verbot es ihre Engniß, und zur Oberstadt vermochte nur das beladene Maulthier mühsam hinanzuklimmen oder die lässig unter ihrem „Quitasol“ hingestreckte Señora, die sich statt der eigenen Füße derjenigen keuchender schwarzer Palankinträger bediente. Ihre Augenlider nickten schläfrig halb herab, doch wenn sie sich einen Moment nach dem weißfarbigen Gesicht des ihr begegnenden jungen Europäers aufhoben, schoß zwischen den langen weichen Wimperfäden ein dunkler Gluthstrahl hervor. Ja, hier war nichts an Deutschland Gemahnendes, Fremde für den Blick und tiefinnerste für die Empfindung. Die scheitelrecht brennende Sonne spann ein lähmendes Strahlennetz über das Tagesleben, hielt dies darunter gebändigt, wie ein still zu Boden gekauertes, buntfarbig geringeltes Wild hinter den Gitterstäben eines Käfigs. Aber man fühlte, während dieses schwülen, müden Tagestraums kochte sie an dem Blut in den Adern fort, und wenn der Abend, die Nacht kam, brach die lässige Gliederlösung, zu heißer Leidenschaftlichkeit verwandelt, aus ihrem Gefängniß hervor, ein schönes, kraftgeschwelltes Raubthier, seine Natur offenbarend und ihre Befriedigung fordernd. So glomm es aus den Augen, wetterleuchtete es für die Kühle, das Dunkel aus den Gesichtern vorauf. Aus diesem Boden gedieh keine deutsche „Gedankenblässe“ zur Herrschaft, kein ungewisses Schwanken, Besinnen und zaghaftes Anhalten, sondern ein ungestüm stürmisches Sichhingeben an die einge-

bornen Drangtriebe, an Liebe und Haß, auflodernde Lust und Begehrlichkeit nach dem Vollgenuß des Augenblicks; Alles, den Tag hindurch von der Tropensonne gebändigt, doch für die Nacht von ihr mit strotzenden Säften gereift. Hier konnte man sich in ein immer gleiches, heiß umfangendes und durchströmendes Bad stürzen, die frostigen Schauer eines deutschen Nebelherbstes vom Gefühl, von der Erinnerung abzubannen.

Ortlof stieg, von einem Führer begleitet, die steilen Stufenwege zur Oberstadt hinan, miethete sich dort sogleich eine Wohnung mit herrlichem Niederblick auf die Praya unter ihm, die inseldurchsäete Bai da todos Santos und die schrankenlos leuchtende Weite des Oceans drüber hinaus. Seine Hauswirthin war eine junge Creolin mit feurig blinkenden Augensternen im dunklen Teint, schlank und schmiegsamen Wuchses an den weichen Gliederbau einer Guaguara, der schönen Löwenkatze ihrer Heimath, gemahnend. Auch die Doppelnatur derselben schien ihr innezuwohnen, heißblütige Begier in Verbindung mit einer zärtlichen Neigung, sich zähmen zu lassen und unterwürfig anzuschmiegen, und Ortlof von der Heide nahm sich vor, ihr den Hof zu machen, ein Liebesverhältniß mit ihr anzuknüpfen. Sicherlich trachtete und schmachtete irgend ein junger „caballero" nach ihrer Gunst; es reizte ihn, sie diesem abzuringen, der Gefahr eines Kampfes mit dem eifersüchtigen Nebenbuhler, vielleicht eines Dolchstoßes aus dem Hinterhalt Trotz zu bieten.

Er faßte den festen Entschluß, dies Abenteuer sofort zu beginnen, und schon der nächste Tag brachte ihm auch die günstigste Gelegenheit dazu, im Allein-Zusammentreffen mit der schönen Creolin, deren Blicke ihr Wohlgefallen an dem „forastero blanco", dem hohen Ziel der Wünsche des Mischlingsblutes in weiblichen Adern, nicht verbargen. Aber wie er seinen Vorsatz auszuführen suchte, gebrach es ihm sowohl an der Sprachkenntniß, wie an dem gedämpften Gluthklang der Stimme, um ihr eine schmeichelnde und gewinnende Huldigung ihrer Schönheit entgegenzubringen; die wenigen Worte, über die er verfügte, klangen ihm gleichgültig und kalt vom Munde. Es hätten ihrer vielleicht nicht mehrere bedurft, wenn sie von einer Beredsamkeit seiner Augen unterstützt worden wären, doch auch diese waren glanzleer, gleichgültig und kalt, als ob er über irgendeine Wohnungsangelegenheit zu sprechen beabsichtige, und die reizvolle Guaguara entfernte sich wieder, über den „Aleman friolento" die graziöse Achsel zuckend, den Unmuth einer enttäuschten Erwartung unter lässig über die funkelnden Augensterne halb herabnickenden Lidern hehlend. Der Zurückbleibende war verdrossen über seine Ungeschicklichkeit, er schalt sich von schwerfällig deutscher Art, vor sich selbst lächerlich, wenn er einen derartigen Versuch wiederholen wolle, nicht in dies leichtblütige Leben gehörig. Was sollte er überhaupt in Bahia? Wenn man die Stadt zwei Tage lang durchstreift hatte, war

sie nicht anders als Rio, nur heißer, unerträglich drückend, blendend und leer an jeder geistigen Anregung. Alles Verlangen in ihm ging nach Schatten, Kühle, Einsamkeit, nicht im Gewirr des gedankenarmen Straßengewühls, sondern in dem einer fremden überwältigenden Natur. Um diese zu finden, war er ja auch hierhergekommen, fast menschenleere Wildniß, Gebirg und tropischer Urwald lagen unweit vor ihm.

Am andern Morgen miethete Ortlof sich nach Brauch und Erforderniß zu einer Reise in's Landesinnere eine Garitea, ein größeres, mit einem Schutzdach aus Palmblättern versehenes Boot, vier Bogas zum Rudern und einen Puntero, den flußkundigen Führer des Fahrzeugs. So begab er sich den bei Bahia in's Meer ausmündenden San Francisco-Fluß stromauf, um dem erkannten eigentlichen Zweck seiner Anwesenheit in der Tropenwelt Südamerikas zu genügen. Von Kindheit auf hatte ihn ein lebhaftes, wissenschaftlich genährtes Interesse für die Flora und Fauna seines Heimathlandes beseelt; jetzt empfand er's, das war in ihm aufgewacht, der Sporn gewesen, der ihn in diese fremde Natur herübergetrieben. Er wollte vergleichen, seine Kenntnisse bereichern, sammeln, und rasch thaten sich auch seinem Auge die erharrten Wunder auf. Cedern und Palmen, gewaltige Euphorbiaceen stiegen an den Ufern empor, der weit überhängende Sapucayabaum warf seine reife Brasilnuß in das Boot herunter. Affenrudel jagten sich in den Wipfeln, Papa-

geien kreischten, und winzige Colibris blitzten zwischen riesigen Faltern um betäubend süßduftende Lianenblüthen. Das Fahrzeug war bald in einen schmaleren Nebenarm des breiten Flusses abgebogen, Ortlof verlangte danach, den Rändern näher zu sein. Am Abend des ersten Tages überfiel sie ein heftiger Gewitterausbruch, mächtig wirkend in seiner elementaren Gewalt, die Luft unablässig in ein Feuermeer verwandelnd. Sie mußten landen, um eine Zuflucht für die Nacht zu suchen, und wären dem tropischen Regensturz preisgegeben gewesen, wenn der ortskundige Puntero sie nicht trotz der einbrechenden Dunkelheit noch rechtzeitig unter das schützende Dach einer einsam belegenen Hacienda gebracht hätte. In dieser befand sich zur Zeit nur die Frau des Besitzers derselben mit ihrer verhältnißmäßig, nach brasilianischem Brauch und Bedürfniß zahlreichen Dienerschaft. Doch ward Ortlof gastliche Aufnahme zu Theil, seine Wirthin leistete ihm bei der Abendmahlzeit Gesellschaft, und es that ihm leid, daß seine mangelhafte portugiesische Sprachkenntniß ihm keine Führung einer Unterhaltung mit ihr ermöglichte. Sie war nicht jung mehr, doch die hurtige Zerstörungskraft der heißen Zone, welche die meisten Frauen schon mit dreißig Jahren verwelken läßt, hatte über sie nicht Macht besessen. Ihre Schönheit stand noch in höchster Blüthenpracht, konnte von der ersten Entfaltung derselben nicht übertroffen worden sein. Vielleicht neigte sie, nach allgemeiner Art des reiferen

weiblichen Alters in Brasilien, zu einer vorschreitenden Fülle des Nackens, der Schultern und der Arme, doch bis jetzt bot das Sichtbare, wie das unter der leichten Gewandung von der Ahnung Empfundene nur die Formen wundervollster plastischer Vollendung einer noch vor der Grenze zu starker Ausbildung anhaltenden Frauengestalt. Der denkbarste Gegensatz zu einer Vertreterin germanischer Weibesnatur trat aus ihr hervor; gleich der Sprache gab Alles an ihr sich als Erbtheil des alten romanischen Stammes kund, der nach seinen Töchtern die olympischen Göttinnen geschaffen und in Marmor gebildet. Aus Großgriechenland, von den Orangegestaden Siciliens mochte einst diese Blutwelle gekommen sein, die sich durch zwei Jahrtausende hierher fortgepflanzt hatte, fraglos auch sie der Beschaffenheit germanischen Blutes im Innersten entgegengesetzt. Die schöne Portugiesin erfüllte gegen ihren Gast die Aufgaben der Wirthin mit gemessener Höflichkeit; vielleicht fiel auch die Unmöglichkeit einer Unterhaltung mit ihr nicht so sehr zu bedauern, sie regte nicht den Eindruck, daß sich besonders reiche und tiefgehende Gedankenwelt in ihr verschließe. Aber unzweifelhaft täuschte die spanische Grandezza ihres Wesens, der kühle Ton ihres Mundes. In der Tiefe ihrer dunklen Augen barg sich hinter dem ruhigen Strahlenvorhang des Blickes heiße Leidenschaft; Flammen mußten aus ihnen aufschlagen können. Wenn der rasche Herzschlag diese Lippen erregte, mußte, was sie sprachen, ob es ohne hohen Geistes-

werth war, glühend über sie herauffließen, wie Lava-strom aus einer nie erlöschenden Feuerwerkstatt der aphroditischen Brust, welche die Florhülle über sich manchmal mit einem unruhig tiefen Athemzug hob, daß der leichte Schleier der Kraft desselben nicht Widerstand zu leisten vermocht, wenn er den aufschwellenden Drang zu fesseln gesucht hätte. Ein herrliches Bildniß war's, das Ortlof von der Heide mit den bewundernden Augen eines Künstlers aufnahm, doch ihm gegenüber nur eine odembelebte Marmorgestalt, und wie eine solche übte sie auch nur auf ihn Wirkung. Er fühlte, es sei sinn-widrige Thorheit gewesen, daß er sich in diesem Lande zu verlieben gedacht habe; wenn dieser höchste Glanz weib-licher Gestaltungsschönheit ihn regungslos und wunsch-los beließ, so besaß Brasilien keine „Hermosura“, die im Stande war, jene von ihm gefaßte Absicht zu ver-wirklichen. Der Grund lag auch nicht darin, daß seine augenblickliche Wirthin ihn an Jahren übertraf; im Gegentheil, er hätte jünger sein müssen, um von Lei-denschaft für sie ergriffen werden zu können. So ver-weilte er, ab und zu ein unbehülfliches Wort zur Unterbrechung der Stille suchend und findend, nur kurz noch nach der Beendigung der Nachtmahlzeit, und be-gab sich dann, so gut oder so schlecht es ihm möglich fiel, seinen Dank aussprechend, zur Ruhe. Die Art, wie die Señora seine Verabschiedung erwiederte, be-kundete, daß er ihr keinerlei Interesse erweckt habe; es war selbstverständliche brasilianische Gastfreundschaft auf

einer Hacienda, die sie in Abwesenheit ihres Gatten geübt hatte. Der am andern Morgen schon vor Tagesanbruch das Landhaus Verlassende sah sie nicht mehr, entnahm nur so viel aus einer Aeußerung seines Punteros, daß sie als reiche und vornehme Frau sich erst spät von ihrer **hamaca**, ihrem Hängemattenlager, erheben werde. Der redselige Bootsführer nannte sie, in überschwänglichen Worten ihre immer gleichbleibende Schönheit verherrlichend, den Sonnendiamanten, die Wunderlilie, das auf die Erde gerathene Kreuz-Sternbild des Reconcavo, der Landschaft um Bahia. Er kannte sie schon seit Jahrzehnten und erzählte von ihrer Jugend, doch Ortlof ward nur Wenig davon begreiflich. Er glaubte halb zu verstehen, daß sie sich in ihrer ersten Blüthe, von heißer Leidenschaft fortgerissen, einem „**amador**“ ergeben habe, ohne den Segensspruch der heiligen Kirche zu empfangen. Doch sei ihr Geliebter gleichfalls von „**pasion**“ für sie verzehrt und ein redlicher Mann gewesen, der sie nachher auf ihr Flehen, als sie ihm einen Knaben geschenkt und an ihrem und ihres Kindes Seelenheil verzweifelt, nach Vorschrift der Religion und des Gesetzes zu seiner Frau gemacht. Der Puntero erinnerte sich wohl, daß sie damals am Rande der Oberstadt gewohnt, aber ihr esposo sei vermuthlich eifersüchtig auf die wundersame Schönheit seines Weibes geworden und habe sie später eines Tages in die ferne, schönbelegene Hacienda gebracht, wie man die kostbare Perle in ein Goldgeschmeide faßt

und dies in Sicherheit birgt. „Und er hatte recht, Señor, sie an einen Platz zu bringen, wo kein Blick sie gewahrt, als der seinige, und Niemand mehr von ihrem Liebreiz vernimmt, denn die Sonne kocht heißes Blut in unserm Lande, Señor, und wer solche „joya de muger" sein Eigenthum benennt, thut klug dran, sie nicht im Munde der Leute zu Bahia zu belassen, sondern sie in der Einsamkeit zu verbergen und vergessen zu machen."

Sie erreichten die Einbuchtung des Flußarmes, in deren Schutz sie die Garitea für die Nacht belassen, und setzten, sich wieder einschiffend, ihre Fahrt stromauf fort. Das Gewitter hatte den üppigen Pflanzenwuchs mit Millionen wundersam in der aufsteigenden Morgensonne funkelnder Thaudiamanten überstreut, mit jeder Stunde entfaltete sich jetzt voller, mächtiger und farbenprächtiger tropischer Lebensreichthum und Zauber. Was traumbildartig vor der Knabenphantasie Ortlofs von der Heide gestanden, verwirklichte sich ihm, umgab ihn; vom Glück begünstigt, sah er treibende schwarze Baumstumpfen, plötzlich mit weißem Zahngebiß aufschnappend, sich in geschuppte Alligatorköpfe verwandeln, Schildkröten sonnten sich vor ihm am Ufergestein, wie Guirlanden hingen lichtgrüne Schlangen vom Gezweig. Eine Viudita, das von den Landesbewohnern „die kleine Witwe" benannte zierliche Aeffchen, kam durstig an den Flußrand, scheulos beim Trinken nach dem nahenden Boot hinüberblickend. Dann jedoch stieß sie ein tödt-

liches Gezeter aus, vom Dickicht her schnellte sich jählings etwas, wie in gelbrothen Flammen lodernd, auf sie zu, ein Jaguar, der ihrer harmlosen Wanderspur gefolgt war. Mechanisch riß Ortlof hastig sein Gewehr empor, und ein Schuß krachte durch die Wildniß, im nächsten Moment ein unermeßliches Stimmengetöse wachrufend, tausendfältiges Vogel- und Affengekreisch, von dem wunderlich pfeifenden Schrei eines Pumas durchschrillt. Die getroffene, leicht verwundete Unze stutzte, schleuderte, einen markdurchdringenden Wuthton durch die gefletschten Zähne stoßend, ihre Augen gleich zwei rothglühenden Kohlen nach dem unerwarteten Gegner und warf sich mit einem Tigersprung in das deckende Ast- und Rankengewirr zurück. An allen Gliedern zitternd, hatte die Viudita den überschwankenden Uferzweig einer Kautschuksiphonie gefaßt und kletterte blitzgeschwind, laut jammernd bis in den höchsten Wipfel des Riesenbaumes hinauf. Dann lag Alles still, seltsam lautlos nach dem kurzen lärmenden Aufruhr. Nur der Puntero sagte jetzt lachend: „Una viudita, Señor, der Sie das Leben gerettet; ihr Mann wird sie verlassen haben, und sie ist noch unerfahren. Da schleicht die Jaguarette hinter ihr drein und schlägt die Krallen nach ihr. Aber Señor war edelmüthig und läßt keine kleine Witwe in Todesnoth."

So führte die Wasserstraße im Urwald immer wechselnde, fremdartig-reiche Bilder an den Augen Ortlofs von der Heide vorüber. Einige Tage lang sah

er mit fieberhaft erregten Augen darauf hin; das farbensprühende Leben im Sonnenlicht und die phantastische Nachtrast, von den nahen und fernen Thierstimmen umtönt, hielten sich seiner Sinne wie eine Traumvision bemächtigt. Allein dann war's ihm einmal plötzlich, als ob er aufwache und Alles sei anders, als es ihm täuschend erschienen, nur ein buntes Gaukelspiel, arm und inhaltlos, wenn der innere Blick sich suchend darauf richte. Dies ungeheure Leben bedünkte ihn todt gegen die unscheinbare Thier- und Pflanzenwelt, die Natur seines Heimathlandes, die eine Seele in sich trug, in seiner Sprache zu ihm redete; ihn erfaßte eine Sehnsucht nach deutschem Wald, deutscher Haide, deutschem Vogellaut. Auch das nur halb verstandene Portugiesisch klang ihm unerträglich im Ohr, er dürstete nach einem Wort aus deutschem Munde, und jäh hieß er den erstaunten Puntero die Garitea umlenken, um nach Bahia zurückzukehren. Hier drückte ihn die Enge der Wildniß, fand er das Gesuchte nicht; vielleicht — es schwebte ihm winkend vor dem Blick — auf dem Hochland Mexicos mit seiner alten versunkenen Cultur, seinen pyramidenhaft zum Himmel aufsteigenden Felsgipfeln. Dorthin wollte er, sie erklettern, die endlosen Prärien durchreiten; rasch trieb das Boot stromab zur Stadt, am andern Tage schon traf er wieder in Bahia ein, belohnte den Puntero und die Bogas reichlich und erkundigte sich sogleich nach einer Fahrtgelegenheit gen Norden. Das Ergeb-

niß entsprach seinem Wunsch, denn am nächsten Morgen ging ein Dampfschiff nach Cuba ab, und doch genügte ihm diese günstige Fügung auch wieder nicht, die Zeit bis dahin war ihm noch zu lang für seine Unrast, er wußte nicht, wie er den Abend, die Nacht noch in Bahia verbringen und ertragen solle. Die schäumende Lust der Menge, das Mandolinengeklimper, die anblitzenden Augen der Frauen und Mädchen erregten ihm Widerwillen, und er besaß keine Wohnung mehr, sich einsam in einen Winkel zurückzuziehen. So begab er sich zur Unterstadt hinab, sich nah dem Hafen für die Nacht in einer „posada" ein Zimmer zu suchen, fand bald auch eine solche mit der überraschenden Bezeichnung: „Gasthaus" neben der portugiesischen Aufschrift über dem Eingang. Er war in eine Gegend der Praya gekommen, wo er zuvor noch nicht gewesen, in ein von manchen hier angesiedelten Deutschen bewohntes Viertel, das auch eine von den deutschen Seeleuten mit Vorliebe aufgesuchte, nach heimischer Art für dieselben eingerichtete Wirthschaft enthielt. Vermuthlich konnte er hier durch den Inhaber sein Verlangen, ein deutsches Wort zu hören, erfüllen lassen; um sich zu Bett zu legen, war es noch zu früh und zu heiß; er fühlte, daß er auch nicht zu schlafen vermocht hätte, und trat in die geräumige, doch nur höchst kärglich von Licht erhellte Gaststube. Ein paar Matrosen befanden sich darin, sonst Niemand; die am Schenktisch sitzende „tabernera" enttäuschte ihn, denn sie fragte auf Portu-

giesisch nach seinem Wunsch. Ihr Gesicht zeigte indeß Befriedigung, da er eine Flasche ihres besten und feurigsten Weines bestellte; ihm kam der Gedanke, sich einen Schlaftrunk damit zu verschaffen. So setzte er sich in eine Ecke und hörte der Unterhaltung der Matrosen zu. Sie waren wohl Deutsche, aber redeten ein Gemisch aus allen möglichen fremden Wortbrocken; einer von ihnen faßte schließlich die Weisheit ihres Gespräches in den Ausspruch zusammen: „Mit die **muchachas** muß man, wie mit das Frauengezimmer anderswo umgehn, als ihre **matter** is“. Bald danach standen sie auf, um an der Lustigkeit draußen in den Straßen theilzunehmen, und Ortlof saß allein.

Allein mit seinen Gedanken, mit solchen, die sich ihm aufdrängten und die er nicht wollte. Um sie zu scheuchen, leerte er rasch sein Glas, und wieder, allein sie ließen sich nicht vertreiben. Wie beharrlich zurückkehrende Fliegen schwirrten sie um ihn und in ihm.

Da bot sich ihm eine Beihülfe gegen ihr lästiges Gesumme, denn es trat noch ein Abendgast in die Posada; er forderte gleichfalls Wein in geläufigem Portugiesisch, man hörte indeß, daß dies nicht seine Heimathsprache sei. Sein Aeußeres wies ebenfalls nicht auf romanische Abkunft, obwohl seine Haarfarbe stark in's Dunkle ging, doch auch von germanischem Blut erschien er nicht. Er mochte zwischen vierzig und funfzig in der Mitte stehn, sein ziemlich mageres, bartloses Gesicht besaß einen scharfen, edlen Schnitt, ver-

setzte ihn durch seinen Ausdruck zweifellos unter die Träger höherer und feiner Bildung. Eine schnelle und achtsame Auffassung der Dinge um ihn redete aus seinen wassergrauen Augen, die im Vorüberkommen einen kurzen prüfenden Blick auf den einzigen in dem Raum anwesenden Gast warfen; dann nahm er unweit von demselben Platz. Doch nach einigen Minuten klang seine Stimme überraschend in deutscher und unverkennbar seiner Muttersprache zu Ortlof hinüber: „Darf ich fragen, ob Ihr Wein besser ist als der meinige?“

Es war sehr höflich gesprochen, offenbar zum Zweck einer Unterhaltungsanknüpfung. Die etwas nordisch-steife Gewöhnung des Befragten hätte schwerlich eine Anrede an den Unbekannten gerichtet, doch in seiner heutigen Stimmung kam dies zum Sprechen geneigte Verhalten des Letzteren eignem Wunsch in ihm entgegen. Unwillkürlich erwiederte er indeß zunächst: „Woher vermutheten Sie einen Deutschen in mir?“

Er war zu der Frage berechtigt, denn das tiefdunkle Braun seines Haares und kurzen Bartes ließ kaum mehr auf germanische Zugehörigkeit schließen als das Aeußere des Andern. Dieser entgegnete mit leichtem Anflug eines Lächelns um die Lippen: „Blaue Augen versetzen zunächst in die achtunddreißig Vaterländer des Bundestags, und allein bei einer Weinflasche pflegt auch nur ein Deutscher zu sitzen, um Gedanken und Empfindungen in sich zu verschönern oder zu verjagen, vielleicht auch, sie verstehen zu lernen. Dazu hielt der

Deutsche das Rebenblut von jeher geeignet, auch für einen ‚besonderen Saft‘, den Faust gleichfalls später an die Stelle des zu eilig trunken machenden zu setzen für gut befand.“

Eigenart und Bildung gaben sich in der Aeußerung des Sprechers kund, er hielt einen Augenblick inne, dann fügte er nach:

„Sie beherbergen das norddeutsche Wesen, wie es scheint, unvermischter in sich als ich, denn ich glaube, Sie würden mich nicht angesprochen haben, selbst wenn Sie den Wunsch gehegt hätten, sich zu unterhalten. Es ist wieder Faust: ‚Zwei Seelen wohnen, ach, in unsrer Brust.‘ Wir tragen Verlangen nach Etwas und sind zu stolz, es uns einzugestehen, unsere Natur zur Nachgiebigkeit zu nöthigen. Wir haben uns einmal etwas vorgesetzt und halten dran fest, auch wenn wir fühlen, daß wir im Unrecht sind, eine Thorheit begehen, uns selbst weh damit thun. Das ist deutscher Brauch, nach ihm verhalten wir uns auch im täglichen Verkehr gegen Leute in unsrer Heimath, mit denen uns nicht ein Dritter zuvor bekannt gemacht hat, sogar im Ausland, in der Fremde. Wir müssen vorher genau von einander wissen, das ist der und der, um zu bemessen, ob wir uns mit ihm in ein Gespräch einlassen wollen. Das ist etwas, das ich mit Ihrer Erlaubniß als thöricht bezeichnet habe. Man kann ja möglicherweise, ohne ein steckbrieflich Verfolgter zu sein, Gründe besitzen, die es Einem nicht wünschenswerth machen, sich

mit seinem Namen in eine Fremdenbuchliste einzutragen. Aber mich däucht, das schließt den naturgemäßen Antrieb und Versuch nicht aus, mit einem Heimathsgenossen in der Fremde vielleicht eine gute Stunde gemeinsam beim Wein zuzubringen."

Es trat nicht ganz klar aus dem Letzteren hervor, ob der an Jahren weiter vorgerückte Sprecher damit beabsichtigte, den Jüngeren von einer Verpflichtung zu entbinden, sich ihm mit Stand und Namen vorzustellen, oder ob er durch seine Bemerkung ein solches Ansinnen in Bezug auf sich selbst ablehnen wollte. Jedenfalls, wenn das Letzte in seiner Absicht gelegen, hatte Ortlof Nichts dagegen einzuwenden, nach beiden Richtungen war es ihm genehm, und er empfand eine volle Berechtigung in den Schlußworten des fremden Landsmannes, der unverkennbar geistige Bedeutung und eigne Gedanken mit gewinnendem Benehmen verband. Ihm fiel es höchst erwünscht, sich vermittelst eines deutschen Gespräches über die Zeit vor der Nachtruhe wegtäuschen zu können; als der Jüngere erhob er sich und trat mit der Erwiederung: „So erlauben Sie mir, neben Ihnen Platz zu nehmen, Herr Unbenannter," an den Tisch des Letzteren hinüber. Es bildete die Anrede, der Beide sich dann und wann im Verlauf ihrer Unterhaltung fortbedienten.

Diese hatte nicht in gewöhnlicher Art begonnen und nahm auch nicht die eines üblichen Wirthshausgespräches an. Beide fühlten bald, daß sie trotz dem

Unterschied der Jahre auf ziemlich gleicher Stufe der Lebensanschauungen standen, und in der eigenthümlichen Form ihres Zusammenseins lag ein gewisser ähnlicher Anreiz zu einem unverhohlenen Meinungsaussprechen, wie ihn die Anonymität leicht beim Schreiben mit sich bringt. Ihre Anknüpfung war vom „Faust“ ausgegangen; auch die Fortsetzung lenkte sich nach Kurzem auf ein demselben zuvor entnommenes Citat zurück. Die „tabernera“ saß sehr gelangweilt hinter ihrem Schenktisch, ihre deutsche Sprachkenntniß schien nur gering, aber auch bei reichhaltigerer hätte ihr das Zuhören schwerlich besonderen Genuß bereitet. Höchst muthmaßlich vernahm die Posada zum ersten Male seit ihrem Bestehen eine Wechselrede über die Bedeutung des Verses: ‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!‘“

Ortlof von der Heide legte eine nicht gewöhnliche literarische Kundigkeit an den Tag, indem er dazu bemerkte, daß dieser Ausspruch ursprünglich nicht aus dem Goetheschen Drama, sondern in kaum veränderter Form aus Wielands „Wahl des Herkules“ herstamme, die schon lange vor den ersten Scenen des Faust geschrieben worden. Es hatte, als er vor Jahren einmal diese Entdeckung gemacht, lebhaft sein Interesse erregt, daß Goethe sich den Gedanken wie den Wortausdruck bewußter oder unbewußter Weise angeeignet habe, und die betreffenden Wielandschen Verse waren ihm dadurch in’s Gedächtniß eingeprägt worden, so daß er sie

mit ihrem nächsten Weiterverlauf wiederzugeben vermochte:

„Zwei Seelen — ach, ich fühl' es zu gewiß —
Bekämpfen sich in meiner Brust
Mit gleicher Kraft; die bessre siegt, solange
Du redest; aber kaum ergreift
Mich diese Zauberin mit ihren Blicken wieder,
So fühl' ich eine andere
In jeder Ader glühn."

Der „Unbenannte" hörte die ihm nicht bekannt gewesenen Verse an und pflichtete kurz bei, daß danach wohl kein Zweifel über ein Kennen und eine Benutzung derselben von Seiten Goethes bestehen könne; nur das gänzliche Verschollensein der Dramen Wielands in allen sogenannten ästhetischen Kreisen verschulde wahrscheinlich, daß noch kein literarischer Forscher die Welt durch eine gelehrte Abhandlung über diese große Entdeckung in Bewunderung versetzt habe. Ein zum Sarkastischen neigender Zug im Wesen des Sprechers gab sich leicht durch die letzte Beifügung kund, dann jedoch fuhr er, auf das eben Vernommene zurückgreifend, fort:

„Die bess're Seele siegt, sagt der Wieland'sche Herkules? Warum benennt er sie so? Was ist die bessere? Wer entscheidet darüber? Wenn ein Mensch das in seiner Brust trägt, was die Dichtung zwei sich bekämpfende Seelen heißt, ist diejenige die bessere, welche eine sentimentale Kindheitserziehung, früh eingeimpfte Vorurtheile so benennen? Die sich in uns

brüstet, sie trage ein Recht auf den Vorrang, weil sie eigensuchtslos sei? Doch, muß die Selbstsucht stets aus niedriger Wurzel entspringen? Kann sie nicht die herzugerufene Bundesgenossin einer höchsten Pflichtforderung sein, deren Gebot unausgeführt zu lassen nicht Kraft, sondern Schwäche eines weichlich-verworrenen Gefühls wäre? Aber auch der Erfüllungsdrang eigner Lebenssehnsucht, ist er denn eines Frevels zu beschuldigen, wenn er nicht das in Wahrheit vorhandene Recht eines Anderen verletzt? Könnte das Leben überhaupt ohne eine solche Selbstsucht bestehen? Sie ist ihr Nahrungsquell, es ruht allein auf ihr. Ueber unseren ersten Athemzug in der Wiege bückt sich der Tod, unser großer, allen gemeinsamer Pathe, und blickt auf den letzten, den wir thun werden, voraus. Könnten wir ihn mit Augen sehen, wie würden wir den Hohn um seine Lippen über das gewahren, was wir mit der Spanne Zeit, die er uns zumißt, beginnen werden. Sie zu nutzen, in ihr zu erfassen und zu halten, was unser Dasein einzig mit einem Werth anzufüllen verheißt, hat die Natur dem todten Stoff in uns eine Seele eingehaucht. Aber, ach, zwei Seelen sind in unsrer Brust, denn eine zweite Pathin legt uns noch eine andere hinein, jene zu bekämpfen, zu überwältigen. Mit tausend wechselnden Hülfsmitteln rüstet sie ihr betrügerisches Angebinde aus, läßt dem Einen aus ihm die Zuversicht in's nachgiebige Gehirn prägen, diese flüchtige Erdenzeitspanne sei nicht sein Leben, nur

ein bedeutungsloser Augenblick, dem eine lohnende Freudenewigkeit in unbekannten Landen nachfolge. Und wo sie einen Kopf trifft, der stark genug ist, diesem Betrug Widerstand zu leisten, die gefälschte Anweisung auf eine jenseitige Abrechnung zu erkennen, da richtet sie mit veränderter Tactik ihren Angriff auf den anderen schwachgeschaffenen Punkt der Lebensbrustwehr. Mit schmeichelnder, sanfter Schlangenzunge flüstert sie dem Menschenherzen ein, Entsagung auf das ihm von der Natur als höchstes Glück Dargehaltene und Zugesprochene bilde den Gipfel der tiefstgreifenden, verfeinertsten Lebensselbstsucht, denn das Gefühl ruhvollster Beseligung fließe daraus für den Verzichtenden hervor. Sie meint, für den thörichten Narren, der sich seine Handvoll Athemzüge von ihr durch ein leeres Lächeln abhandeln läßt, als käme er noch oftmals wieder zurück und könne, wenn er sich übervortheilt gefunden, klüger geworden, ein besseres Geschäft abschließen. Doch der Tod lächelt nicht mit den sittigen, süßlispelnden Lippen, sondern seine hohlen Kiefer lachen laut und hohnvoll, und ich höre und sehe sein Grinsen. Sie sind noch jung, mein Herr Unbenannter, aber von der Frist, die er mir vielleicht noch gönnen will, habe ich nicht viel mehr nutzlos zu vergeuden. Wäre ich ein alter Grieche aus den Tagen Homers, könnte ich sagen, daß Jovis Vogel mir mahnend und ermuthigend zur Rechten geflogen; denn es heißt Va-banque spielen, mit einem Klippschooner über den Ocean zu laufen, und mein

lebendiges Hiersitzen sagt, daß gute Götter mir den Einsatz gönnen, nicht mich als Falschspieler zur Rechenschaft ziehen. Da haben wir unter der Tropensonne verwunderliche deutsche Philosophie betrieben, die Wielands Herkules verantworten mag. Doch ich danke Ihnen für seine Verse, sie sagen das Richtige von der zweiten Seele, wenn er sie auch nicht die bessere nennt. Gleich ihm „fühl' ich die andere in jeder Ader glühn". Sind Sie verheirathet, Señor?"

Es war in der That ein verwunderliches Gespräch zwischen zweien sich Wildfremden in einer niedrigen brasilianischen Schenkstube. Der von Beiden getrunkene feurige Wein mochte allerdings zu solcher rückhaltslosen Bloßlegung innersten Denkens und Fühlens beitragen, doch ein Drang zu einem Sichaussprechen hier und dort, die gewonnene Erkenntniß wechselseitigen Interesses an dem zur Rede Gekommenen wirkten jedenfalls am meisten auf die unbräuchliche Unterhaltungsart der vom Zufall unbekannt Zusammengesellten ein. Auch Ortlof von der Heide hatte zuvor mehrfach in längerer Andauer eigenen Lebensanschauungen Ausdruck gegeben und war mit unverkennbaren Zeichen reger Aufmerksamkeit der letzten, längeren, einer Selbstzergliederung ähnelnden Auseinandersetzung seines Tischgenossen gefolgt. Nun stutzte er bei der unerwartet daran angeknüpften Frage, die ihm den Eindruck weckte, als verbinde sie rücklaufend ihn selbst mit dem Voraufgesprochenen. Unwillkürlich gingen seine Augen

rasch auf einen Finger seiner Hand hinunter, um sich zu vergewissern, daß kein Ring mehr an demselben eine der von ihm beabsichtigten entgegenredende Antwort ertheile. Allein bevor er die letztere aussprach, äußerte der Fragsteller, der merklich den kurzen Niederblick aufgefaßt und eine eigenthümliche Bewandtniß in ihm erkannt haben mußte:

„Verzeihen Sie die mir entflohene Frage, die Persönliches betrifft, wie unsere Namen, und somit außerhalb unserer Unterhaltung liegt.“ Doch Ortlof versetzte jetzt schnell: „Warum sollten Sie nicht so fragen? Ich war verheirathet.“ Ebenso indeß fiel der Andre ein: „Es war auch sinnlos; wer, wie Sie, kein Geschäftsmann ist, würde nicht in Bahia sein, wenn er eine Frau in Deutschland besäße. Der Kopf könnte nicht hier und das Herz dort sein. Oder hielten Sie eine solche Zweitheilung für denkbar? Ich würde eher denken, es sei umgekehrt möglich, daß der Kopf drüben in der kühlen Heimat wäre und das Herz hier gefangen läge. Das ist wieder ein besonderes Problem, freilich kein so abstractes wie vorhin, aber wir tragen ja beide keine Ringfessel an der Hand, und die Sonne läßt hier wohl leichter als anderswo derartige Gedanken aufglühen. Die Diamanten, die man drüben in den Bergen gräbt, sollen aus Kohle entstanden sein; es klingt sehr glaublich, denn die Kohlenaugen der Frauen in diesem Lande funkeln wie Diamanten. Ist Ihr Herz so gut gesichert gewesen, Herr Unbe=

nannter, daß kein funkenwerfender Strahl der lebendigen schwarzen Edelsteine eine Bresche in seine Festungswälle hineinzuflammen vermocht hat?"

Die letzten Aeußerungen klangen in leicht scherzend verändertem Ton vorgebracht; es regte die Empfindung, als ob der Sprecher unbedachter Weise etwas berührt gehabt habe, wovon er wieder abzulenken gesucht. Für zwei unverheirathete Männer bildete zweifellos die Frauenschönheit Brasiliens auch einen höchst naturgemäßen und anziehenden Stoff weiterer Unterhaltung, die jetzt vorwiegend Ortlof von der Heide das Wort führen ließ. Doch verneinte er zunächst die an ihn gerichtete Frage mit einem eigenartigen Nachdruck, der, zumal nach der vorher kundgegebenen Lebensauffassung seines Abendgefährten, nicht aus einer Scheu vor einer moralisirenden Beurtheilung von Seiten desselben entspringen konnte. Vielmehr bot es den Anschein, seine Verneinung sei weniger für den Hörer bestimmt, als daß es ihm zu einer Genugthuung gereiche, vor sich selbst mit unbedingter Bestimmtheit solche Antwort auf die Frage geben zu können. Er verfuhr, dem angeschlagenen Ton des Gespräches entsprechend, ziemlich rücksichtslos gegen sich selbst, erzählte, wie wenn er sich damit eine verdiente Strafe zubemesse, von seinem gefaßten Vorhaben, sich zu verlieben, wie von dem halb lächerlich verunglückten Ausgang dieser Absicht. Aber keine Angehörige des weiblichen Geschlechtes in Brasilien hatte ihm ein Herzensinteresse einzuflößen oder auch nur eine

Leidenschaftswallung flüchtiger Art in ihm hervorzurufen vermocht. Sein Tischgenosse, der ihn nach dem Voraufgegangenen als verwitwet betrachten mußte, schaltete, ein feines Zartgefühl offenbarend, ein, daß sich darin die deutsche Treue kundgebe, die sich selbst am Gewesenen noch bewähre, wenn sie wirklich ihre auszeichnende Benennung verdiene; im Allgemeinen erachte er sie freilich nicht so hohen Sonderruhmes würdig, sondern glaube, daß sie oftmals auch am Gegenwärtigen zur Führung ihres Namens wenig berechtigt sei. Doch schüttelte Ortlof zu der ersteren, rücksichtsvoll nur leis hindeutenden Annahme kurz den Kopf; das war es nicht, was ihn vor den Strahlenpfeilen der schwarzen Diamantaugen gesichert erhalten hatte, sondern eine Gleichgültigkeit, ein nicht im Innern Berührtwerden von der höchsten Schönheitsvollendung romanischen Frauengepräges. Die Seele fehlte darin, wie in der farbenprächtigen Natur ihres Landes; junges Blut mochten sie vielleicht mit leidenschaftlicher Gewalt bezwingen und dann das einmal von ihnen Beherrschte in ihrem heißen Bann forterhalten, aber „gottlob,“ sagte Ortlof von der Heide, „das meinige ist zu alt, zu ruhig und zu kühl für ihre Zauberkunst.“

„So jung und schon so mit dreifachem Erz umgürtet,“ versetzte sein Zuhörer mit einem leicht skeptischen Lippenzug; „aber ich glaube, es liegt Wahrheit in der ersten Hälfte Ihres Ausspruches, auch für schon älter gewordenes Blut.“

„Ein Leben, das sich zweimal einem Irrthum hingegeben, zählt nicht nach gewöhnlichen Jahren," antwortete Ortlof, doch brach kurz ab und setzte seine Mittheilungen über das von ihm in Brasilien Gesehene und die dadurch bei ihm erregten Eindrücke fort. Die Unterhaltung hatte sich, im Gegensatz zu ihrem Beginn, in ein einfacheres Geleis erzählenden und fragenden Austausches übergelenkt; auch der Aeltere bezweckte, sich über Land und Leute durch Sehen und Hören zu unterrichten, und Ortlof schilderte ihm seine Fahrt in der Garitea den San Franziskofluß stromauf, von der er erst heut' Nachmittag hierher zurückgekehrt sei. Es verursachte ihm merkbar eine Befriedigung, nochmals seine Unempfänglichkeit gegen die weiblichen Reize dieses Landes mit redendem Beispiel zu belegen, denn von seinem Uebernachten in der einsamen Hacienda berichtend, veranschaulichte er die Besitzerin derselben durch malende Wiedergabe ihrer äußeren Erscheinung als das unbedingt classisch Vollendetste, was er irgendwo an körperlicher Formenschönheit gesehen. „Und doch schon in einem Alter, sagten Sie, das der Aequator des Lebens durchzieht," äußerte der Zuhörende; „kaum glaublich unter dieser hurtig auf- und abblühen lassenden Sonne. Wie benennt sich denn die neue unvergängliche Helena des Hinterwaldes von Bahia? Möge das Wunder ihrer Schönheit einen Homer finden und noch nach weiteren Jahrzehnten Graubärte in Flammen versetzen! Diesen gleichfalls classischen Wunsch will ich

nach deutschem Brauch den Göttern mit einem Trunk auf die Knie legen."

Es klang ein wenig müde, der Abend war unvermerkt ziemlich vorgeschritten, und der Sprecher hob das letzte Glas aus seiner Flasche an die Lippen. Ortlof wußte indeß den erfragten Namen nicht — oder doch — er besann sich — sein Puntero hatte ihm denselben am andern Morgen genannt. Es war etwas mit dem Wald Zusammenhängendes; nun fand er's auf: „Da Selva". Und auch der schönklingende, für die Erscheinung passende Vorname kam ihm: „Dolores — Señora Dolores da Selva."

Es bot indeß den Anschein, als ob der Mitgast Ortlofs in der Posada etwas Anderes erwartet habe. Mit unwillkürlicher Handbewegung setzte er sein gehobenes Glas auf den Tisch zurück und wiederholte:

„Dolores? Das erinnert nicht an die griechische Helena, sondern an die deutsche Genovefa. Schmerzensreich — bei uns nur ein Märchenname, doch hier im Lande wird er vermuthlich Manchen angehören. Dolores da Selva — Sie haben recht, der Klang steht gut zu einer so schönen Frau, wie Sie sie mir geschildert haben. Und Menelaus — oder nein, nach dem Märchen muß man ihn Siegfried da Selva heißen — war abwesend, noch auf einem Zug in's Morgenland? Sie sagten doch, daß Sie jetzt, vor wenigen Tagen erst —"

Der Sprecher ergriff, abbrechend, sein Glas wieder: „Nun, also auf Dolores da Selva, die waldverborgene

Frau des deutschen Märchens, wenn es uns nicht mit einer Erfindung zum Narren hat!" Er trank das Glas in einem Zuge leer; Ortlof von der Heide versetzte: „Wünschen wir, daß kein Golo sich die Einsamkeit Genovefas zu Nutze macht!"

„Wie meinen Sie?" Der Fragende hatte einen Augenblick ungewiß gestutzt, dann fügte er nach: „Ein Mann soll seine Frau nicht verlassen; wer es thut, dem geschieht Recht."

Auch in den Mienen Ortlofs machte sich bei dieser Erwiederung ein leichtes Stutzen bemerkbar. Er antwortete rasch: „In dem Märchen ist es die Frau, denke ich, die vor ihrem Manne in die Ardennen flüchtet, weil sie kein Vertrauen in ihn setzt —"

„Was man ihr nach der Marter, der er sie vorher ausgesetzt, wohl nicht grade verübeln kann," fiel der Andere ein. „Es ist eine poetische Gerechtigkeit des Märchens, daß er nachher lange vergebens umirren muß, um sie wiederzufinden, denn ich bin überzeugt, sein erwachtes Schuldbewußtsein in ihm, die Erkenntniß eines an ihr geübten Frevels ist's, was ihn ruhlos in den Wald treibt. Da sind wir wieder in die deutsche Literatur gerathen, und sie spricht auch: Das Schlimmste thut der Mensch dem Menschen an, der aus Aechtem und Falschem, Scharfsinn und Blindheit seltsam gemischt ist, ein sorglicher Baumeister und zugleich ein thörichter Zertrümmerer seines Lebensglückes. Die Natur, von der Sie erzählten, ist besser, vernünftiger

als er; sie birgt in ihrer Stille Geheimnisse, nach deren Enträthselung auch ich Verlangen trage. Ihre Garitea wird wohl morgen wieder zu haben sein, und der Puntero, der Sie geführt, scheint mir ein höchst empfehlenswerthes Exemplar seiner Art. Wie heißt er und wo findet man ihn?"

Ortlof gab auf die Fragen Auskunft; sein Abendgenosse hatte sich, jetzt sichtlich ermüdet, vom Sitz gehoben und entgegnete:

„Ich danke Ihnen und hoffe es noch mehr auf der Fahrt zu thun, zu der Sie mich angeregt haben. Es war ein hübscher Einfall der Stunde, die uns hier zusammengeführt, und es liegt etwas Sonderliches, ein Erinnerungsreiz darin, daß wir so hier in der Fremde bei einander gesessen und von einander gehen, ohne unsere Namen zu wissen. Nein, ich bitte, nennen Sie mir den Ihrigen auch nicht — soweit haben wir uns doch kennen gelernt, daß wir zwei Menschen, das heißt, zwei Pfadsucher nach dem sind, was uns als Lebenszweck, als Glück vorschwebt. Also guten Weg, Herr Unbekannter! Die unsrigen werden vorderhand sich ziemlich auseinander trennen, da Sie nach Norden wollen; die alte Cultur Mexicos hat mit meinen Reiseplänen nichts gemein. Aber vielleicht führt eine Schicksalsgunst uns in der deutschen Heimath einmal wieder zusammen, daß wir uns dieses Abends erinnern und uns sagen können, ob er ein Vorabend der Erreichung unserer Hoffnungen für uns gewesen."

Ortlof von der Heide gab gleichfalls seiner Befriedigung und Dankbarkeit für die gute Gesellschaftsleistung Ausdruck, sie reichten sich mit einer gewissen Freundschaftlichkeit die Hände und trennten sich, um ihre Zimmer für die Nacht aufzusuchen. In dem seinigen dachte Ortlof kurz darüber, wer der fremde Landsmann sein möge und was denselben veranlassen könne, hier seinen Namen geheim zu halten. Doch kaum eine Minute lang, die Frage besaß kein Interesse für ihn, so wenig wie die Stadt Bahia, der Urwald, ganz Brasilien. Nur Einzelnes aus dem geführten absonderlichen Abendgespräch drängte sich ihm in's Gedächtniß zurück, der Beginn desselben durch den Vers: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!“ Das war offenbar bei dem Unbekannten der Fall; sie wohnten indeß augenscheinlich nicht nur nach dem Goetheschen Wort zusammen, sondern sie bekämpften sich heftig nach demjenigen Wielands. Und es regte Ortlof sonderbar das Gefühl, als habe er heute Abend dazu beigetragen, einer der beiden in dem Kampf die Oberhand zu verschaffen. Wodurch, konnte er sich allerdings ebensowenig sagen, als welcher von ihnen und wonach sie strebte.

Lag denn Wahrheit in der Meinung des Fremden, daß in der Mehrzahl der Menschen, fast bei allen ein solcher Widerstreit zweier Seelen stattfinde? Jedenfalls nicht in der Brust des darüber Nachdenkenden, denn wo ein derartiges Ringen hin und wieder wechselte,

mußte derjenige, dessen Inneres den Schauplatz dafür bildete, doch davon wissen. Und Ortlof von der Heide fühlte in seiner Brust etwas gleich todter Windstille über dem Meer, eine voll in sich einige Seele, nur nicht befriedigt von dem, was die äußere Welt ihr entgegenbrachte. Daraus entsprang die Unrast, die sie empfand; ein unbewußtes Suchen war's nach dem, was ihr gebrach — Pfadsucher nach dem Lebenszweck, dem Glück hatte der Andre den Menschen benannt, als Letztes gesprochen, sie würden sich vielleicht einmal sagen können, ob sie heut' am Vorabend der Erreichung ihrer Hoffnungen gestanden.

Ortlof begab sich zu Bett. Worauf hoffte er denn? Und was schwebte ihm als Lebenszweck, als Glück vor?

Ja so, Mexico — die alten Culturreste dort — die Kegelgipfel der Cordilleren —

„Das Schlimmste thut der Mensch dem Menschen an.“

Ein wunderliches, unverständliches, doppeldeutiges Wort, das ihm wie eine Mosquitofliege durch's dunkle Zimmer surrte. Hieß es: der Mensch thue es einem andern Menschen oder er thue es sich selbst an? Beides konnte darin liegen.

Der starke Wein verhalf ihm früher als sonst zum Einschlafen, aber er brachte ihm auch sinnlos verworrene Träume, aus deren letztem er in's funkelnde Morgensonnenlicht auffuhr. Er war der märchenhafte

Pfalzgraf Siegfried gewesen und suchend im tiefen Urwald zwischen Alligatoren, Unzen und grünen Schlangen umhergeirrt. Dann hatte eine Viudita, zum Dank dafür, daß er ihr das Leben gerettet, ihm als Führerin zu dem Aufenthaltsort Genovefas gedient, aber diese war nicht allein, sondern Helena bei ihr und sein Bitten fruchtlos gewesen, daß sie mit ihm kommen möge; sie wollte bei der letzteren bleiben.

Da summte als erster wacher Gedanke ihm wieder durch den Kopf: „Das Schlimmste thut der Mensch dem Menschen an.“ Er sprang auf, kleidete sich hastig an und eilte in die Gaststube der Posada hinunter. Ihn trieb ein Drang, seinen gestrigen Abendgenossen noch einmal zu sehen, von diesem zu erfragen, was er mit dem doppelsinnigen Wort gemeint habe.

Doch der Unbekannte war schon vor der ‚salida del sol‘ aufgebrochen, hatte die Garitea und den Puntero gemiethet und bereits die Fahrt den San Franciscofluß hinauf angetreten. Auch das nach Cuba bestimmte Schiff lag schon unter Dampf, trug um eine halbe Stunde später Ortlof mit sich aus der Bai da todos os Santos hinaus. Er blickte nicht auf die stolze Pracht Bahias zurück, seine Augen und seine Gedanken gingen vorauf.

Dann lief er in den Hafen von San Cristobal de la Havaña ein, aber unterwegs hatte er etwas noch von Bahia Mitgenommenes verloren, das Verlangen nach Mexico. Nicht nur Brasilien flößte ihm eine

zur Abneigung gesteigerte Gleichgültigkeit ein, sondern die ganze neue Welt. Mit raschem Entschluß bestieg er noch am Abend desselben Tages ein nach Europa abgehendes Dampfschiff, ohne die Hauptstadt Cubas betreten zu haben. Seine Amerikafahrt war ein zweckloses Unternehmen gewesen, hatte ihn nur geistig ermattet und körperlich angegriffen. Er fühlte sich unwohl, dumpf im Kopf, manchmal schüttelte es ihm das Blut. Der Capitän sagte: „Ein leichter Anfall vom Antillenfieber, dagegen hilft am besten die See und daß man in die alte Welt zurückgeht." Dahin stand auch Ortlöf der Sinn, in die abgeschiedene Stille eines deutschen Landhauses. Seit vier Monaten hatte er kein Buch in der Hand gehalten — das war's, was er entbehrte. Nicht wechselnde Bilder vor den Augen befriedigten ihn, sondern er brauchte Bücher — geistige Anregung und Vertiefung. Und mit der Unrast, die ihn auf der Herfahrt nach der Küste Brasiliens ausschauen gelassen, schweifte sein Blick über die endlose Oceanweite nach dem Ufer Europas voraus. Ja, es bedeutete: Das Schlimmste thut der Mensch sich selbst an. Diese Reise war nichts als eine Selbstpeinigung gewesen, hatte ihn nur in einen verschlechterten Zustand versetzt. Er fühlte, das Fieber steckte wirklich in seinem Blut, die Seefahrt, das Herannahen kühleren Erdstriches halfen nicht dagegen, es stieg eher noch an.



# Neuntes Capitel.

Das Schiff zog eine Silberfurche durch das Weltmeer, ein Weilchen glänzte sie in der weiten Einsamkeit hinter dem Kiel drein, dann losch sie aus. Die Wellen kamen und nahmen die Spur mit sich fort, die ewigen Wellen der See, die dem Leben der Menschen gleicht. Sie liegt immer wieder vor dem Meerbefahrer, als ob er der Erste sei, der seine schwache Holzplanke auf sie hinauswage, und in Wirklichkeit ist er auch stets auf's Neue jener Erste. Die Spurfurchen aller ihm Voraufgezogenen sind zergangen, ohne ihm eine Wegdeutung zu hinterlassen; für ihn ist es so, als ob sie nie gewesen. Allein auf sich gestellt, muß er seinen Pfad über die trügerischen Wasser suchen, die ihn rastlos umwogen, vielleicht nicht feindlich, doch kalt und gleichgültig. Die Sonne ist seine Freundin am Tag, und die Sterne sind es zur Nacht; will der Himmel seiner Fahrt wohl, so läßt er die schönen, leuchtenden Führer tröstlich ihm Geleit geben, bis er sein Ziel erreicht

hat. Es giebt Manche, die so über den Ocean gelangen, ohne von seinen Schrecken erfahren, geahnt zu haben; sie legen sich lächelnd im Hafen zur Ruh', und mit dem Gedanken noch einmal das Gewesene überschweifend, erachten sie die Zurücklegung ihres Wegs als ein anmuthig-freundliches Spiel. Aber Anderen zieht nach sonnenhellen Tagen eine Dunstschicht am Horizont herauf, der sie mit unruhigem Blick entgegengesehen. Sie fühlen, Nebel wird draus aufwachsen und sie umringen, daß ihr Blick keine sichere Richtung innezuhalten vermag. Sie müssen sich dem Glück anheimgeben, nicht mehr der eignen Bestimmung ihres Laufs. Denn das Dunkel kommt näher, die hülfreichen Gestirne bedeckend, lichtlose Nacht folgt, und ein dumpfes Gemurr kündet dem Ohr aufziehenden Wettersturm und im Dunkel verborgene, umbrandete Felsriffe der Tiefe. Es sind die uralt-ewigen Stürme und Klippen des Meeres und des Lebens; sie geben nicht Kunde von denen, die sie seit Jahrtausenden verschlungen haben, aber ein Schauer faßt aus der unheimlichen Verkündigung ihrer Nähe den Hörer an, der sich wieder gleich dem Ersten fühlt, den ihre unsichtbare Gefahr bedrohte. Und vor seinem Blick bilden sich Phantome, er verliert die feste Beherrschung seiner Sinne, seiner Willenskraft, eine gespenstische Furcht überkommt ihn. Denn so klar seine Vernunft im hellen Tageslicht sein mag, wenn er im Finstern ungewiß etwas an sich heranschleichend empfindet, das ihn mit lähmendem Hauch

anrührt, ihm den Herzschlag zu stockendem Aussetzen anhält, da erfaßt ihn ein Gefühl seiner Ohnmacht gegen eine geisterhafte Vorbotschaft — den Seemann und den Menschen, die Pfadsucher auf dem fremden, trügerisch-umnebelten Meer.

Die Silberfurche des Dampfschiffes, das Ortlof von der Heide über den atlantischen Ocean getragen, war lange, schon seit zwei Monaten wesenlos zergangen, als die „Freya“, ihrer jährlichen Ordnung gemäß, der unsichtbar ausgeglätteten Spur folgend, von Bahia nach Deutschland zurückkehrte. Stille See unter wolkenlosem Blau trug sie über die Linie, gab ihr noch weit an den Wendekreis des Krebses Geleit; zur Nacht standen die Sterne des südlichen Himmels in steter Leuchtkraft am Firmament, nur mählich schräger hinabsinkend. Doch die Stirn des Capitäns Carl Lundmark war nicht von dergleichen unumwölkten Heiterkeit, oder wenn sie sich sorglosen Anschein gab, konnte sie diesen nicht als aufgezwungenen verhehlen. Der geschäftliche Erfolg der Freya in Brasilien war ein über Erwarten günstiger gewesen, das Schiff hatte während der ganzen Aufenthaltszeit unausgesetzt lohnende Aufträge erhalten, die der Capitän zumeist bei der gefahrlosen Küstenschifffahrt der Ausführung durch seinen erprobten Steuermann überlassen gekonnt, um selbst inzwischen die Handelsinteressen des Rheders, mit denen sich seine eignen verbanden, in Bahia wahrzunehmen. Von einem Fehlschlag erhofften Gewinns vermochte somit seine

Mißstimmung nicht herzurühren. Die Matrosenmannschaft war zum größten Theil, wie alljährlich, eine frisch eingemusterte, der Steuermann befand sich dagegen schon einige Jahre in seiner Stellung, hatte vielfach das Commando für den Capitän geführt und wußte von diesem, daß er jedesmal, wenn er die Bai da todos os Santos verlassen, die Küste verschwunden sei, erwartungsvoll den Blick nach Europa, nach seiner dort verbliebenen Frau und Tochter voraufrichte. Mit dem Ueberkreuzen der Linie stieg dann die freudige Ungeduld in den Augen Lundmarks; er war ein freundlicher und leutseliger Vorgesetzter, wie Wenige gleich ihm, der sich oftmals ohne Hochmuth in eine Unterhaltung mit seinen Matrosen einließ. Doch beim Herannahen der spanischen Küste that er dies stets noch häufiger als sonst und offenbar aus eignem Bedürfniß, sich im Gespräch über Stunden des langen Tags hinwegzubringen. Gern erzählte er dann von mancherlei Erlebnissen seiner zahlreichen Oceanfahrten, lang und ausführlich, während sein Gesicht ostwärts hinüberschaute.

Aber diesmal zeigte sein Benehmen sich völlig verändert, trotz der ruhig-heitren Witterung verblieb er fast immer auf der Commandobrücke, oder zog sich wortkarg in seine Cajüte zurück; wenn sein Blick gen Osten ging, lag es nicht mit ungeduldiger Erwartung, sondern wie heimliche Scheu in den schnell abgewendeten Augen. Einer der Matrosen meinte einmal: „Er sieht aus, als hätt' er das Uebergesicht und säh' den

Fliegenden unter'm Wasserrand." Denn für die Bemannung bildete selbstverständlich der „fliegende Holländer" einen Lieblingsgegenstand des Gemunkels; doch hier war es jetzt nur Spaß, nichts gab Anlaß, in Wirklichkeit an ihn zu denken. Man lachte dazu und hütete sich, daß der Capitän nichts von der Thorheit höre, da er keine abergläubischen Kundgaben der Seeratten an seinem Bord liebte.

So wußte Niemand einen Grund dafür ausfindig zu machen, der Carl Lundmark seiner sonstigen heitren Mittheilsamkeit beraubte, und ihm selbst entfiel am wenigsten eine Andeutung darüber. Aber stets, wenn er sich allein in seiner Cajüte befand, zog er ein Blatt hervor, das er am Tage vor seiner Abfahrt von Bahia in der Tasche seines Rockes gefunden, ohne sich erklären zu können, wie es dorthin gerathen sei. Es mußte ihm unvermerkt von Jemandem hineingesteckt worden sein, wie es wohl zum Scherz geschieht, und so klang das auf dem Papierstückchen von halb ungelenker Hand niedergeschriebene kleine Gedicht. Ein portugiesisches Liedchen war's, dessen Melodie man von manchem Munde trällern hören konnte, denn es bezog sich auf ein nicht eben seltenes Vorkommniß im brasilianischen Land und Leben, und der leichte Ton der Verse war halb ein warnender und halb ein spöttischer. Sie trugen den Titel: „Palomo y palomita" — der Täuber und das Täubchen — und lauteten, schwerfälliger verdeutscht, ungefähr:

der Schrei als übelste Vorbedeutung galt, da er nur vor dem Ausbruch eines Orkans, Beute witternd, die Masten umkreisen sollte.

Die Sterne des südlichen Himmelsgewölbes waren nun bis auf den letzten unter den Horizont verschwunden, auch der Pik von Teneriffa zur Rechten schon wieder hinter der Freya abgesunken, die Bergspitzen der portugiesischen Küste mußten bald in Sicht gerathen. Doch die nördlichen Heimathsgestirne zeigten sich nicht so licht, als es die des Tropengürtels gethan. Sie flimmerten wohl mit ihren bekannten Bildern aus wolkenloser Höhe herab, aber der Blick empfand von Nacht zu Nacht, daß sich ein Schleier über sie wob und mehr und mehr verdichtete. Auch am Tage gab das Gleiche sich kund, die Luft ward undurchsichtiger, obwohl die Sonnenstrahlen ungehindert herabfielen. Das Schiff befand sich nicht mehr in den Kreisen ewigen Sommers, sondern überschritt die Grenze des Erdstriches, wo der heranziehende Frühling noch mit dem Winter Europas in langdauernd wechselndem Kampfe stritt. Selten tauchte ein Segel aus der weiten Fläche auf, die gefürchtete Sturmzeit der Tag- und Nachtgleiche hielt wenigstens alle kleineren Fahrzeuge noch in den Häfen zurück. Die Messung ergab die Höhe des Cap Finisterre, und die Längenentfernung bis zur Nordspitze der hispanischen Halbinsel konnte, dem richtigen Curs entsprechend, nicht mehr als einen Grad betragen, allein kein dunklerer Strich zeichnete

das Ufer zwischen Meer und Himmel ab. Nur zahlreiche Wasserflieger aller Art, Seeschwalben, Sturmsegler, Möven verkündeten laut lärmend die Nähe des Landes.

Die Abneigung des Capitäns Lundmark, sie zu sehen und zu hören, hatte sich mit dem Vorschritt der Fahrt nach Norden nicht vermindert, sondern gesteigert. Man sah, daß ihr Gekreisch ihn peinigte; ähnlich wie Ortlof von der Heide ging er, von innerer Unrast getrieben, jetzt stundenlang schweigend vom Ruder zum Bugspriet hin und wieder. Doch noch etwas Anderes, seiner früheren Natur völlig entgegen, war über ihn gekommen. Auf seiner ruhlosen Wanderung blieb er zuweilen plötzlich vor einem Matrosen stehn und blickte ihn durchdringend mit Augen an, aus denen seltsames Flackern eines Argwohns sprach. Auf seinen Lippen schien eine Frage zu kämpfen, aber sie ward nicht laut; als suche er in der Brust des so Angeschauten zu lesen, haftete sein starr-stummer Blick eine Weile, dann schritt er rasch ohne Wort weiter. Nur den Steuermann fragte er einmal, ob derselbe wisse und verstehe, was die Möven sagten. Der Befragte schüttelte verwundert den Kopf: „Das bedeutet nichts, so schreien sie hier allmal, Capitän.“ Doch auch der Steuermann konnte sich einem Gefühl nicht entziehen, das die Bemannung sich zuraunte, es sei seit der Abfahrt von Bahia nicht vollständig richtig im Kopf des Capitäns.

Da stand die Sonne schon am Nachmittag als

ein rother Feuerball über der Bai von Biscaya, der verrufenen „spanischen See“. Es deutete den lang erwarteten Nebel für die Nacht, vielleicht mit Sturm verbunden, denn starker Wind trieb südwesther hochgehende Oceanwellen gegen den Canal. Er bauschte die Segel eines kleineren Fahrzeugs, das am Cap Landsend vorüber von der Westküste Englands gekommen schien, tief auf's Wasser nieder; das einzige ringsum sichtbare Schiff war's, mit günstigster Luft laufend, sodaß es durch Beisetzung aller Segel dem Dampf der Freya gleichzukommen, diese sogar zu überbieten vermochte. Lundmark stand zurückblickend neben dem Steuermann am Ruder, welcher seine Meinung abgab: „Ein Klippschooner von der scharfen Art muß es sein; wenn er uns holen will, kann er's, aber er wird's bleiben lassen, denn der Spaß könnt' dem Schiffer um den Hals gehn. Vermuthlich ist's ein englischer Zollkreuzer, ich sah ihn schon vor 'nem Dutzend Knoten Schläge machen, als hielt' er Wacht vor'm Canal und lauerte auf einen Schmuggler.“

Auch die Glut des Sonnenballs blaßte hin, die Luft verdickte sich schnell. Der Capitän hatte sich nach seiner Pflicht beim Eintritt unsicheren Lichts auf die Commandobrücke begeben, doch sein vorwärts gerichteter Blick drehte sich oftmals flüchtig zurück. Der Zollkreuzer, oder was es sein mochte, machte unverkennbar die tollkühnsten Anstrengungen zum Ueberholen der Freya, die Entfernung zwischen dieser und ihm verringerte sich. Allmählich

indeß legte das zwitternde Luftgespinnst sich über ihn und er blieb nicht mehr unterscheidbar. Aber trotzdem verließ Lundmark's Augen das Gefühl nicht, an welcher Stelle der Segler sich befinde und daß derselbe näher komme. Er wußte nicht, weshalb, doch ein ängstlicher Trieb in ihm drängte, das fremde Schiff zurückzulassen, vor ihm zu entkommen. Der Dampfer mußte, der Vorschrift gemäß, vor dem Canal beim einfallenden Nebel seine Geschwindigkeit vermindern, allein Lundmark ertheilte keinen Befehl dazu. Auch nicht, als der Steuermann kam, um auf diese Außerachtlassung aufmerksam zu machen; halb verwirrt antwortete Lundmark, er dürfe die Freya nicht der Gefahr aussetzen, von dem Zollkreuzer eingeholt und angerannt zu werden. Der fruchtlose Mahner ging in den Maschinenraum und ließ die Schnelligkeit auf seine eigne Verantwortung um die Hälfte herabsetzen. Seine Pflicht gebot ihm so zu handeln, denn offenbar bestätigte sich die Vermuthung einer Störung der Verstandesklarheit im Kopfe des Capitäns. Seine Erwiederung und der Ausdruck seiner Züge hatten augenscheinliche Anzeichen eines sich bildenden Verfolgungswahnes kundgegeben.

Er fühlte dies selbst und konnte sich dennoch nicht dagegen wehren. Unheimliches umgab ihn, aus dem Dunkel eine gespenstische Hand nach ihm streckend, und ein fieberndes Durchrütteln seines Körpers sagte ihm, sie sei am Bord jenes Schiffes, er müsse mit diesem um sein Leben in die Wette laufen, um seines und um

das Leben derer, an denen sein angstgepreßtes Herz hing. Wie er die verringerte Thätigkeit der Maschine wahrnahm, stürzte er hinunter, um die vorherige Geschwindigkeit wieder herstellen zu lassen. Allein die Blicke, denen er begegnete, sprachen, man werde seinen Anordnungen nicht gehorchen, er habe das Vertrauen der Besatzung, die Befehlshaberschaft auf seinem Schiff verloren. Sein aufringender Verstand sagte ihm, sie hätten Recht, er wolle Unsinniges, sie müßten sich schweigend dagegen auflehnen. Aber die treibende ungewisse Angst in ihm war stärker, ließ ihn nicht selbst seinen vergeblichen Befehl zurücknehmen, trieb ihn wieder nach oben zum Ausblicken nach dem vermeintlichen Verfolger.

Nun stand er auf dem Hinterdeckbackbord an den Wanten; zu gleichmäßig graubräunlicher Masse drängte es sich rundum zusammen, doch ein matter Schein von Tageshelle drang noch hindurch. Jede Minute schrillte, zugleich gell und hohl, der Warnpfiff des Dampfschiffes auf, dazwischen läutete unablässig eine Glocke vom Vordersteven her; das Versäumniß weniger Secunden konnte die Gefahr des Zusammenstoßes mit einem entgegenkommenden Fahrzeug herbeiführen. Da schoß leewärts, vom Rücken her, etwa auf doppelte Schiffslänge ungewiß etwas durch die Dämmerung, das eine weißwallende Schleppe vor sich aufzuwerfen und rings um sich zu schlagen schien. Dann waren es tief niedergebogene Segel mit dunklem Rumpf unter sich,

sie lagen fast auf dem Wasser, wie die weiße Brust und die Schwingen eines Riesensturmvogels darüber hin jagend. Der von der englischen Küste gekommene Segler hatte seine eigene Schnelligkeit nicht verringert und bei der Verlangsamung der Freya diese eingeholt. Doch kaum mehr als Augenblicke lang sah man ihn aus dem Gemenge der harigen Luft und des Gischtgesprühes deutlich hervortauchen, daß sich ein zweimastiger, ausnehmend scharfgebauter Klippschooner erkennen ließ, dann war er, in rasendem Flug vorbeischießend, wieder im Nebel verschwunden. Es hatte etwas Gespenstisches, wie immer auf nebelnder See, in diesem plötzlichen Erscheinen und spurlosen Auslöschen gelegen, und von mehreren Matrosenlippen kam der gleichzeitige Schreckruf: „Der Fliegende!“ Lundmark dagegen athmete tief auf, seine Brust fühlte sich wie von einem Albdruck befreit und sein Kopf klarer. Das unheimlich Aengstigende war gekommen und vorübergegangen; mit treffenden Worten verwies er den Abergläubischen ihre Furcht als thörichte Vernunftlosigkeit, überraschend stach sein Wesen gegen die von ihm selbst zuvor an den Tag gelegte Verworrenheit ab. Der Steuermann äußerte über den unsichtbar gewordenen Schooner: „So macht er's nicht lang mehr; wenn er beidrehen muß, sind wir ihm auch mit der halben Kraft wieder über. Vielleicht segelt er aber auch vorher mit den Fischen in die Wette, auf 'nen Mundvoll Salzwasser scheint's dem Capitän nicht anzukommen.“

Das letzte Taglicht schwand jetzt, Nachtdunkel überlagerte das Schiff, und Lundmark ordnete achtsam alle Maßregeln an, welche die zunehmende Enge des Fahrwassers am Canaleingang im schweren Nebel erforderte. Die auslugenden Wachen im Mastkorb und am Schiffsschnabel wurden verstärkt, die rothen und grünen Signallichter vermehrt, zum Glockengeläute tönte in noch kürzeren Pausen das heisere Geschrill der Dampfpfeife. Der Steuermann begab sich selbst an's Ruder, und der Capitän verließ keinen Augenblick die Commandobrücke. Das Bewußtsein seiner Pflicht und Verantwortung war ihm voll zurückgekommen, erheischte schärffste Wachsamkeit von ihm. Das Wogengetöse nahm machtvoll zu, verkündete im Verein mit hohlem Sausen im Takelwerk ausbrechenden Aequinoctialsturm. Doch Lundmark hatte oft gegen solchen auf seinem Posten gestanden, die Vorboten des Unwetters schreckten ihn nicht, stählten ihm vielmehr Glieder und Muth. Die vorgeschrittene Angst der letzten Wochen in seinem Innern war, von dem Gebot der Stunde überdrängt, in ihm still geworden; wie seit einem Vierteljahrhundert bald leitete er mit sicherem Augenmerk und genauer Kenntniß des bedrohlichen Fahrwassers den Curs des Schiffes.

So schritt die Nacht vor, den Aufruhr von See und Luft ansteigernd. In der letzteren kämpften augenscheinlich wilde Wind- und Wolkenheerschaaren des Winters und des Frühlings, von Norden und Süden her zur

Schlacht aufgeboten, gegen einander. Regen rauschte herab und verwandelte sich in Schneegestöber, durch das eine schwefelnde Blitzschlange niederschoß. In dem Geheul, in der Dunkelheit und der rollenden Schleuderbewegung des heftig stampfenden Schiffes galt es, alle Sinne fest zu behaupten. Es schien, daß der Frühling siegte und mit flammenden Geschossen seinen Gegner zurückwarf. Die Luft ward Feuer, Blitz folgte auf Blitz, gelb und blau den Nebel durchlodernd; prasselnd und krachend, wie ununterbrochene Geschützsalve, verschlang der Donner den Anschlag der Glocke, selbst das Gellen des Dampfpfiffs. Aber die Freya war trotz ihren Jahren von rüstiger Art, und ihre Bemannung hatte tüchtige Fäuste und sichere Zuversicht; Gewittersturm und wilde See fochten sie nicht an.

Da indeß — um die Mitternacht mußte es sein — gellte doch einmal gleichzeitig ein Schrei des Entsetzens aus einem Dutzend von Kehlen auf: „Der Holländer!" Ein Blitz übergoß plötzlich blendend hell eine Segelmasse dicht neben der Steuerbordseite des Schiffes, wie Todtenlaken umflog es schräg vorgebogene Masten, schien einen Rumpf unter sich gleich dunklem Sarg über die Schaumköpfe der Wellen fortzuschleppen. So tauchte es auf, schoß in Secundenschnelle hart vor dem Gallionbildniß der Freya vorüber und war in schwarzes Nichts zergangen. Doch wenn das Geisterschiff des fliegenden Holländers je in einer wilden Nacht über die Augen und Sinne abergläubischer

Seemannsphantasie zu kommen vermochte, so mußte diese Erscheinung eines Moments es gethan haben.

Nur der Steuermann schrie zorngrimmig in die Schreckensrufe: „Dummheit! Legt eure Fäuste an! Der verfluchte wälische Seehund war's, der uns luv übergeschnitten. Schlägt er mir nochmal so vor den Steven, füttre ich die Schellfische mit ihm, eh' er uns in die Rippen läuft."

Doch die Mahnung verhallte fruchtlos, die Einbildung der Matrosen, von dem Toben der Naturgewalten, den Blitzschlägen durch wirbelnde Schneeflocken hoch erregt, war überzeugt, den fliegenden Holländer gesehn zu haben. Sie ließen unthätig die Arme fallen, ein zweiter Seemannsaberglaube gesellte sich hinzu, kam von den Lippen in dem Ruf: „Ein Verbrecher ist an Bord!" Darum hatte das Geisterschiff Macht über sie, um seinetwillen mußten sie insgesammt untergehn. Und nun schrie es durcheinander: „Wo ist der Capitän? Er muß den Schuldigen herausbringen!"

Lundmark hatte bei dem plötzlichen Wiederauftauchen des Schooners allein etwas gesehen, was sonst keines der starrenden Augen wahrgenommen. Der jetzt in Schlägen hin und wieder kreuzende fremde Segler war zweifellos durch die Dampfpfeife und das Geläut von seinem sich in nächster Nähe der Freya Befinden unterrichtet gewesen und, von der letzteren unbemerkt, in offenbarer Absicht so dicht als möglich

herangekommen, daß die Vermeidung eines Zusammen=stoßes fast als ein Wunder bedünken mußte. In dem Augenblick, wie die Blitzhelle ihn aus der Nacht her=vorgehoben, hatte er sich kaum mehr aufs Schiffslänge vom Steuerbord des Dampfers entfernt gehalten; wäre dieser mit voller Kraft gegangen, hätte er unfraglich das in tollem Wagniß über seinen Vordersteven ja=gende Fahrzeug mitten in die Breitseite gerannt und zermalmt. Im Moment dieses unmittelbarsten Vorbei=schießens aber war vom Bord des Schooners her durch das Flockengestöber etwas größeres Weißes, wie eine Möve, zur Freya herübergeflogen, auf dem Vorderdeck derselben niedergefallen, und für den, der dies gewahrt, konnte kein Zweifel bleiben, das gefährliche Manöver des Segelschiffes habe diesen Zweck des Herüberschleu=derns verfolgt.

Nicht der fliegende Holländer war es gewesen, aber nicht minder unheimlich geisterhaft. Es kam wohl auf der See vor, daß Schiffe sich unbekannter Weise in solcher Art ein Briefpacket zuwarfen und auf die Be=förderung des Inhalts vertrauten. Doch in dieser Sturmnacht eignes und fremdes Leben dafür auf's Spiel zu setzen, das lief wider Brauch und Denkbarkeit; gespenstisch starrte der matte, weißliche Schimmer vom Deck her zu Lundmark auf. Das Nachfolgen des Schooners durch den einbrechenden Nebel hatte ihn beim ersten Gewahren sonderbar überlaufen, und im stockenden Herzschlag fühlte er, was da gleich einer

nächtlichen Möve gegen ihn hergeflogen, gelte ihm. Nur einmal zuckte seine Wimper noch, dann war er von der Brücke hinuntergeeilt, hatte unbemerkt das von weißem Segeltuch umschnürte, fühlbar mit einem Eisenstück beschwerte Päckchen aufgerafft und sich abwärts in seine Cajüte geflüchtet.

Nun ward die Thür der letzteren mit dem Ruf aufgerissen: „Wo ist der Capitän?" Matrosen stürmten herein, vom Steuermann begleitet, der ihnen Vernunft einzusprechen suchte. Doch sie hörten nicht auf ihn, schrien Lundmark zu, es sei ein Verbrecher an Bord, den der fliegende Holländer verlange. Und Einer überrief die Andern: „Er war's! Seht hin! Der Capitän weiß es auch! Er war's!"

In der That sprach das Gesicht Lundmarks für diese Annahme. Es war blutlos weiß mit irrblickenden Augen, die Finger seiner Rechten hielten zitternd in der Handfläche ein Papierblatt umkrampft. So sah er den vor ihm Lärmenden entgegen und brachte stotternd hervor: „Ja — wir müssen wenden — zurück — nach Bahia — den Schuldigen dort aussetzen —"

Man sah und hörte, daß er seiner Sinne nicht mächtig sei; im gleichen Tone fügte er wirr-hastig nach: „Nein — luv aufdrehen — gradaus — auf die Klippen von Guernsey —"

„Er ist toll", sagte ein Mund halblaut, „der Fliegende hat ihm den Verstand genommen."

Doch bei den Worten richtete Lundmark sich jäh

mit einer völlig veränderten Miene fest-gewaltsamer Selbstbeherrschung auf, faßte die Schulter des letzten Sprechers und sagte ruhig:

„Du nennst Deinen Capitän toll, Narr, der Du an Geister ohne Fleisch und Blut glaubst! Ich allein von euch habe meinen Verstand; er hat nicht gehört, was Du gesagt, vergißt euren Wahnwitz und euern Ungehorsam. Geht hinauf! Führt das Schiff, Steuermann, bis ich nachkomme! Ich bin gleich an meinem Platz und bürge euch, daß ihr sicher an's Land kommt, daß kein Gespenst nach euch seine Finger ausreckt."

Die Hörer standen verdutzt und ernüchtert; mit so gebieterischer Bestimmtheit, so festem Blick und überzeugender Zuversicht war es gesprochen, daß die Matrosen scheu seinen Augen auswichen und Scham über ihre Furcht und die Vernachlässigung ihrer Pflicht in ihnen aufstieg. Was den Capitän zuvor verstört haben mochte, sie empfanden, jetzt war er bei voller Besonnenheit, unbeirrten, klaren Urtheils, vermöge seiner Kenntniß des bedrohlichen Canalwassers die einzige Bürgschaft für einen sicheren Curs des Schiffes in Sturmnacht und Nebel. Ein Erster wandte sich, schlich heimlich die Treppe wieder hinan, und die Andern folgten ihm in eiligen Sprüngen nach. Allein zurückgeblieben, hob Lundmark das Papierblatt in seiner Hand an die trübe Cajütenlampe, überblickte noch einmal ein paar darauf geschriebene Zeilen, die das Segeltuchpäckchen als alleinigen Inhalt in sich geschlossen gehabt:

„Wenn der fruchtlos Gewarnte dennoch den Boden Deutschlands zu betreten wagt, so muß er darauf gefaßt sein, nicht wie sonst von der Hand der Liebe, sondern von der des Gesetzes empfangen zu werden.“

Starr sah Carl Lundmark noch einmal auf die kurzen Schriftworte, dann drückte er einige Augenblicke das Gesicht in seine beiden Hände, zog diese zurück, richtete den Kopf fest auf und stieg ebenfalls die Treppe hinan. Droben stellte er sich, mit gelassener Sicherheit den Schiffslauf bemessend und Anweisungen ertheilend, auf die Brücke. Erstaunt beobachtete der Steuermann ihn: Wenn dieser fehlerlos das Richtige erkennende und anordnende Kopf von einer Störung befallen gewesen, so mußte sie vorübergegangenem Zustand entsprungen sein, der sich gehoben, ohne eine Nachwirkung zu hinterlassen. Die seit dem Wiedererscheinen des Schooners und der dadurch hervorgerufenen Bestürzung der Mannschaft bis zur vollen Herstellung gewohnter Ordnung verflossene Zeit hatte kaum fünf Minuten überdauert, nun nahm jede Hand die ihr zufallende Thätigkeit wieder auf. Das wilde Toben der Nacht hielt an, doch der Schnee, der sich flüchtig wie ein Leichentuch über das Deck gespreitet, zerging, und das Gewitter sank mit blauen Flammen wetterleuchtend ab. Als nach noch langen Stunden heller Morgenschein von Osten her graute, führte er den Dämmerbeginn eines trüben, naßtriefenden, stürmischen Tags herauf, aber nicht anders, als jeder am Bord ihn schon hundert

Mal auf der See erlebt. Unbeweglich stand der Capitän auf seinem Posten, den er keine Secunde lang mehr verlassen. Es war bitter kalt und für die aus dem heißen Himmelsstrich Kommenden doppelt empfindlich; den Matrosen klapperten die Zähne, sie suchten sich nach Kräften durch Körperanstrengung warm zu arbeiten. Man sah, daß auch Lundmark dann und wann ein Frostschauder überlief, sein farblos blasses Gesicht legte gleichfalls Zeugniß eines Starregefühls in seinen Gliedern ab. Allein er regte sich nicht, blickte unverwandt vor sich hinaus. In den Augen lag ein tiefer schweigsamer Ernst, wie auch sein Mund ihn kundgab, denn von diesem klang kein Wort außer den kurz ertheilten Befehlen. Dem Steuermann kam es wunderlich vor, als seien Haar und Bart des Capitäns so erheblich grauer geworden, wie wenn derselbe über Nacht um zehn Jahre gealtert hätte. Und doch sprach auch sonderbar zugleich ein Gegentheil aus seiner Erscheinung, eine leblose, aber feste Ruhe. Seine Züge und seine Haltung besaßen den Ausdruck derjenigen eines Bürdenträgers, der lange unter einem überschweren, herabdrückenden, die Brust verengenden Gewicht gegangen und, von der tödtlichen Last erlöst, sich der Menschennatur gemäß mit einem tiefbefreiten Athemzug aufrichtet.

Der Nebel zerging mit dem Vorschritt des Morgens, und die Luft ward so weit hell, daß am Nachmittag die Südspitze der Insel Wight in Sicht gerieth.

Mit Verwunderung hatte der Steuermann den so hoch nördlich an die englische Küste hinauf von Lundmark innegehaltenen Fahrtcurs wahrgenommen, und in noch größeres Staunen versetzte es ihn, daß derselbe jetzt das Ruder umzulegen und gradauf unter dem Ostrande von Wight durchzugehen befahl. Doch wagte der erstere es nicht, eine fragende Bemerkung bezüglich dieser überraschenden Richtungsänderung zu machen; der eigenthümliche tiefe Ernst im Gesicht des Capitäns flößte ihm eine Scheu ein, und zweifellos handelte dieser mit klarem, zweckbewußtem Willen nach seiner Machtvollkommenheit.

Die Dämmerung brach an, als die Freya nach der Leitung Lundmarks in den Hafen von Portsmouth einlief und sich dort vor Anker legte. Wie dies geschehen, berief er die Schiffsmannschaft zusammen und sprach sie an: „Ich habe mein Wort verbürgt, euch sicher an's Land zu bringen und danke euch, daß ihr Vertrauen darein gesetzt habt. Uebermorgen wird die hohe See vorüber sein, so daß die Weiterfahrt ohne Bedenken ist. Ich betraue den Steuermann mit dem Commando, da ich durch Geschäftsangelegenheiten genöthigt bin, mich einige Zeit in England aufzuhalten."

Kurz fügte er dem Steuermann noch einige Verhaltungsmaßregeln und Aufträge an den Rheder hinzu, dann reichte er ihm die Hand und ging an's Land. Seine Eröffnung hatte den Zurückbleibenden das unverstandene Räthsel des Anlaufens von Portsmouth

gelöst, und sie legten sich jetzt zurecht, daß unliebsame Geschäftssachen ihm unterwegs im Kopfe herumgegangen, der Anlaß seiner Wunderlichkeit gewesen seien. Nur die apathische Klanglosigkeit seiner Sprache besaß noch etwas Auffälliges für sie, und dem Steuermann war es vorgekommen, als ob er einen Augenblick eine leblose Hand in der seinigen gehalten habe.

Carl Lundmark begab sich gradenwegs in einen Gasthof der Stadt und schrieb dort mit wenigen Worten an seine Frau, daß er, durch Angelegenheiten in England zurückgehalten, diesmal noch nicht mit dem Schiff heimkehre. Den Brief brachte er sofort auf die Post; da er die Abfahrt der Freya erst auf übermorgen angeordnet hatte, mußte vor der Ankunft derselben die schriftliche Nachricht in seinem Hause eintreffen. Alles, was er that, vollzog er mit klarer, ruhiger Ueberlegung.

Dann ging er nach dem Gasthof zurück, ließ sich in diesem ein Zimmer anweisen und verschloß die Thür hinter sich. Er hatte sich unterwegs in einem Laden einige Papierbogen gekauft, die er vor die angezündeten Lichter auf den Tisch legte. Eine Weile schritt er in dem Raum hin und wieder, danach setzte er sich und schrieb:

„Dies schreibt Einer, der gewesen ist, kein mehr am Leben Theilhabender. Ich will die Vernunft in meinem Kopf zusammenhalten, wie ich dies in der letzten Nacht auf der See gethan, und solange ich

schreibe, werde ich es noch können. Was danach sein wird, weiß ich nicht. Das Steuer ist zerbrochen, und das Schiff treibt ohnmächtig auf den Sturmwellen, irgendwo zu zerschellen.

Ich wußte immer, seit fast zwanzig Jahren, dieser Tag werde und müsse einmal kommen, wenn das Meer mir nicht vorher gnädig sei. Darauf hoffte ich; in mancher wildtobenden Nacht habe ich es mit Sehnsucht erharrt. Mein eigner Wille hätte die Hoffnung durch einen Fehlgriff in Erfüllung bringen können, aber er hätte Andre, die meiner Pflicht und Fürsorge vertraut waren, die mir vertrauten, mit in den Tod gerissen. Und wenn die Sonne, die Sterne über die stillgewordene See zurückkamen, war es doch so schön, noch zu leben.

Ja, selbst zu leben wie der Verurtheilte unter dem schwebenden Beil, zwanzig Jahre lang. Es könnte kein Verbrechen, keine Schuldthat so ungeheurer Art geben, daß sie durch solche Marter nicht tausendfach gesühnt wäre. Durch namenlose Qual jedes Athemzugs, jedes Herzschlags selbst inmitten eines höchsten Glücks. Immer, für jeden andren Blick unsichtbar, eine gespenstisch vermummte Gestalt neben mir, aus der geisterhaften Hülle nur zwei stumme, grelle, durchbohrende Augen auf mich richtend. Ich fühlte, sie wartete begierig auf die ihr gesetzte Stunde, mit plötzlichem Ruck ihre schleppenden Nebeltücher abzuwerfen, mich mit einem Todtenschädel anzustarren und das

Knochengerippe nach mir zu strecken. Der fliegende Holländer war's; ich allein wußte, daß er wirklich sei, für mich allein war er. Und in dieser Nacht ist er gekommen und seine fleischlosen Finger haben sich mir in die Brust gedrückt.

Aber ich bin ganz ruhig in diesem Augenblick ruhig, wie die Todten sind. Es ist seltsam: Könnte ich es noch ungeschehen machen, ich weiß nicht, ob ich es thäte. Eine ungeheure Erlösung liegt darin, zum ersten Male seit zwanzig Jahren frei aufzuathmen. Von der tödtlichen Angst, Alles zu verlieren, befreit, weil Alles verloren ist. Wer diese erdrückende, erstickende Last von mir abgewälzt, warum er es gethan, ich weiß es nicht. Aber ich danke ihm, ich segne ihn — ich fühle, was es heißt, von ihr frei zu sein, und will sie nicht zurück. Nur für Euch — für Euch würde ich sie wieder auf mich laden, tausendfach so schwer, sie bis zum Ende tragen und selig unter ihr zusammenbrechen, wenn ich es als den Lohn meiner Qual vor mir sähe, daß Ihr niemals erführet — was ich trug.

Umsonst — es ist zu spät. In dieser Stunde wißt Ihr es oder die nächste wird's Euch sagen. Ich sehe Euch: Ihr glaubt es nicht und antwortet: Eine Lüge, die unmöglich ist. Aber man wird sie Euch beweisen, das führt mir die Feder hier, Euch das Undenkbare zu erklären. Nicht rechtfertigen will ich mich, nur dem Blatte sagen, wie es geschehen, wie es zu geschehen vermocht.

Doch da — das letzte Wort sieht mich an und verneint sich mir, spricht, es sei falsch, solle heißen: Wie es gemußt. Was redet es? Ich stände nicht für mich vor der Anklage, sondern für die Menschheit, ihr ein ewiges Recht zu wahren —

Ja, das ist's, das verlangt vorher Entscheidung. Ob ich schuldig bin, oder nicht, liegt auf andrer Wagschale. Aber für das, was ich gethan, dem Menschen das Recht absprechen zu lassen, duldet die Freiheit des Menschengefühles in mir nicht. Die Uebermacht der Masse, des Staates, der Gesetze kann den Einzelnen zwingen, sich einem von ihnen aufgestellten Verbot zu beugen, doch keine Gewalt ihn nöthigen, dasselbe anzuerkennen, wenn sein eignes Innere es nicht thut. Und dies spricht mir: Jenes Gebot, das in Rede fällt, mag nutzreich, zweckdienlich, für den Ordnungsbestand des Ganzen erforderlich sein. Aber aus Menschenwillkür ist es entsprungen und es ist wider die Menschennatur. Man zwingt mich, zu gehorchen, bedroht mich mit Strafe, benennt mich einen Verbrecher, wenn ich diese Satzung breche. Doch das sind leere Worte vor dem Richtstuhl in mir selbst. Ich habe mich meines angeborenen Lebensrechtes nicht entäußert, es ist mein Eigenthum und steht frei und ebenbürtig dem Willen, der Willkür von Millionen gegenüber. Bei hundert Völkern erlaubt, gewährleistet das Gesetz, was es hier verbietet; es ist bei uns der Gebieter einer Nützlichkeit, kein Richter über menschliches Recht und Unrecht.

Aber würde mein Thun auch in allen Ländern von der Satzung gleich verdammt, ich als Mensch wüßte mich dennoch von einem Verbrechen am Naturgesetz der Menschheit frei, habe nur ihr unantastbares Recht behauptet.

Doch Euch — Dich — erkennt mein Herz, mein Leben als Richter an, allein von allen berechtigt, Rechenschaft von mir zu fordern. Wenn das Unglaubliche Euch unabweisbar geworden, werdet Ihr sagen, er war ein niedriger Betrüger, und ich kann nichts darauf erwiedern, als das Eine: Ich war es nicht. Das Labyrinth, in das mich die Verstrickung des Lebens hineingeführt, trug die Schuld, nicht ich; es ließ mir keinen Ausweg, als den, welchen ich nicht gewählt, den es mir aufgezwungen. Es stellte mich vor die Wahl, was ich liebte, in Verzweiflung untergehen zu lassen, zu tödten, oder den Muth zu fassen, nicht vor dem Gesetz der Menschen, in mir selbst das Ungeheure auf mich zu nehmen. Die ihr nicht in solchem Kampf gerungen und gelitten habt, fällt keinen Urtheilsspruch!

Aber Eines kann ich, der ich nicht mehr bin, sagen: Nach dem Wortlaut übte ich Betrug, pflicht- und treulos, doch mein Herz that es nicht. Es hat Euch nie geheuchelt, Alles, was es Euch je gesprochen, war Wahrheit seines innersten Gefühls. Ich liebe Euch, und in dieser Stunde könnte ich nicht entscheiden, wem von Euch mein Leben mehr angehört. Ihr waret seines Daseins gleiche Hälften; das unbekannte Welt-

räthsel, das mich erschaffen, hatte eine Doppelnatur in mich gelegt, eine zwiefache Sehnsucht des Lebens, und jede von Euch brachte nur einer Erfüllung entgegen. In meiner Vorstellung fließt Ihr als Einheit, als das Höchste zusammen, was Menschengemüth und Menschensinne zu ersehnen vermögen, aber die Erde trennte Euch in zwei Hälften, in zwei Welten auseinander.

Ich will mich nicht rechtfertigen, ich will nur erklären. So hört!"

Carl Lundmarks Feder war über das Blatt geflogen, nun drückte er, wie er es in der Nacht auf dem Schiff gethan, das Gesicht in seine Hände. Jäh auffahrend, ging er abermals lange ruhlos im Zimmer hin und wieder, dann setzte er sich an den Tisch zurück und schrieb weiter.

---

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

# Doppelleben.

Ein Roman in zwei Büchern

von

Wilhelm Jensen.

Zweiter Band.



Leipzig,
Verlag von Carl Reißner
1890.

# Zweites Buch.

---



# Erstes Kapitel.

Auch am Rhein kämpften der Winter und der Frühling gegeneinander, doch der letztere errang hier rascher den Sieg. Die am sanften Berggeländ weich hinziehenden Flußmassen unterstützten ihn besser, als die rauhen Wellen des Canals, und die Sonne, seine älteste Bundesgenossin, hielt schon einen Siegerkranz für seine fröhliche Stirn bereit. Nicht aus Eichenlaub oder Lorbeergezweig, sondern wie es seinem ewigen Jugendantlitz schöner und natürlicher stand, aus hundert farbig und freudig lächelnden Blüthen. Ueberall nickten diese an den Ufern des Rheins, von den warmen Abhängen des Siebengebirgs, bescheidenen Aufblicks, wie es den vorangesandten Herolden kommender Sommermajestät geziemt. Nicht gleich der letzteren mit stolzer Fülle überwältigend und berauschend, doch vielleicht heimlicher im Innersten anhauchenden Duftes und lieblicher als jene, wenn man die jungen, zartblühenden Gesichter betrachtete.

Das that Silvana Rheinfels heut' am sonnigen Aprilnachmittag unter den Gemäuerresten der alten Burg, die auf ihre im Herbst gefundene Zuflucht herabblickten. In der Nacht zuvor hatte es auch hier anders ausgesehen, Flammengefunkel die alten Trümmer überspielt, eine Flügelabtheilung der kämpfenden Luftheere, deren Hauptmassen über dem Aermelmeer zusammengestoßen, von Nord und Süd her um den Sieg gerungen. Aber hier war dieser voll für den jungen Helden entschieden, der nur zu seinen Waffen gegriffen, um den Frieden zu bringen; sein blaues Banner überleuchtete gegenwärtig die Lande umher, soweit der Blick reichte, und hundert Vogelstimmen in der hellen Himmelsluft und im leis knospenden Gezweig der Erde feierten schmetternd und zwitschernd den Ueberwinder ihres fühllosen, tödtlichen Feindes.

So lind und schön war's in der frisch übergrünten Ruine, und die Veilchen in der Hand Silvanas dufteten so süß. Es war ein Zwiespalt: Die Steine umher sprachen von alten, trüben Mären, zogen das Denken in Vergangenes zurück. Doch die Sinne sahen, hörten, athmeten den Frühling ein, der sich an die Sitzende anschmiegte, wie sorglose Jugend es an Jugend thut, zutraulich, als sei sie seines Gleichen.

Der Winter hatte das Aeußere Silvanas ein wenig verändert, oder eigentlich nicht das Aeußere, sondern etwas darunter Heraufkommendes, Hindurch=

blickendes. Die Züge erschienen als die nämlichen, aber es war, als ob eine leise Hand über sie gegangen und ihnen hie und da anderen Ausdruck gegeben, wie die des Bildhauers mit kaum merklichem Druck an dem weichen Thon eines Gesichtes prägt. Und das junge Antlitz Silvanas war noch so weich gewesen, daß es nachgiebig die feinsten Eindrücke angenommen.

Aber wenn der Blick solche innerliche Wandlung in den Zügen empfand, was sie deutete, war schwer zu sagen. Sie stellte sich nicht als eine einheitliche dar, sondern als widerspreche sie sich in ihren Einzelheiten. Unfraglich lag eine größere Sicherheit, als früher, nicht mehr das mädchenhaft Zage, Rathlose in dem Gesicht, sondern ein Bewußtsein junger weiblicher Würde, eines Stolzgefühls im edlen Sinne; Silvana war im Innern nicht nur ein halbes Jahr älter und reifer geworden, die Tage des Winters hatten ihr darin vielleicht ebensovielen Wochen geglichen. Man sah, sie ruhte fester auf sich selbst, und doch war es nicht Ruhe, was aus ihr sprach. Sie hatte zweifellos viel nachgedacht, das Vergangene mit der Vernunft und der Empfindung bemessen; es stand klar vor ihrer Erkenntnis, daß sie das Opfer eines Betrugs gewesen, ein ruchloser Frevel an ihr geübt worden, daß nur ihr rechtzeitiges instinctives Handeln sie noch vor dem Schlimmsten bewahrt, ihr noch eine Schicksalsgunst bereitet habe, die sie dankbar und heiter wieder in's Leben hineinblicken lassen könne. Doch trotzdem lagerte nicht Freudigkeit, sondern der

Gegensatz auf ihrer Stirn. Keine wirkliche Faltenlinie war in die Schönheit derselben hineingezogen, aber ein schwermüthiger Schattenwurf fiel über sie hin, dessen Anlaß das Auge nicht auffand. Der Veilchenduft umgab sie gegenwärtig so lieblich in der köstlichen Sommerluft, doch wenn sie ihn einathmete, lief ein leises Schauern durch ihre Glieder. Die im Antlitz Silvanas vorgegangene Veränderung hatte nicht ihre Schönheit angetastet, diese vielmehr noch verfeinert, vertieft und veredelt. Wie sie unter dem alten Gemäuer dasaß, war sie ein Abbild des jungen Frühlings um sie her, aber eines Frühlings, der selbst seine Zauberwirkung nicht empfand, im eignen Gefühl noch den Winterschnee trug, als kämpfe er noch immer mühvoll mit diesem fort.

Das war undankbar, sie sagte es sich selbst, gegen die süße Wärme und das Goldlicht des Apriltages, wie gegen das ihr von freundlicher Himmelsfügung seit dem Herbst bereitete Loos. Keine Vorstellung der Einbildungskraft hätte Befriedigenderes, heilsamer Wirkendes für sie erdenken können, als sie es durch die Zufallbegegnung mit Frau von Thalhof in ihrer Verzweiflungsstunde auf dem Dampfschiffe gefunden. Silvanas Geist und Gemüth hatten von Kindheit auf keine Glaubensrichtung an eine überirdische Lenkung der Welt- und Menschengeschicke besessen, doch bezüglich ihres Hierseins vermochte sie sich oftmals eines inneren Berührtwerdens nicht erwehren, als sei diese Zusammen-

führung nicht von gedankenloser Zufallshand vollbracht worden, sondern eine höhere Bestimmung habe es so gewollt. Denn wenn es keine gütige, sich der hülflos Bedrängten annehmende Vorsehung gab, so hatte in diesem Fall ein blindes Ungefähr so gewaltet, daß es sich des Namens eines weisesten und liebreichsten göttlichen Beistandes werth zeigte.

Das Gefühl dieses ihr zugefallenen Glückes trug Silvana auch mit tiefer Dankbarkeit in sich. In dem Hause drunten ihr zu Füßen lag eine gewonnene Heimath für sie, die erste, die ihr Leben kennen gelernt. Nichts Niedriges, Unwürdiges und Schales fand in dieselbe Zugang; ein milder und edler, nur auf das Schöne und menschlich Werthvolle gerichteter Geist waltete darin, Alles, auch das scheinbar Geringe durch Wärme des Herzens erhebend, höher belebend. Dem Unterschied der Jahre zum Trotz hatte innige gleichstellende Freundschaft Osilie von Thalhof mit ihrer jungen Hausgenossin verbunden, die jener gleich sehr Liebe und Verehrung entgegenbrachte. Silvana hatte der Fremden in bösem Augenblick ihre leibliche Errettung vom Untergang in den Rheinwellen gedankt, doch weit tiefer noch fühlte sie sich in der Schuld der Freundin für die geistige und gemüthliche Emporrichtung, die Osilie wie mit leiser, sanft-wohlthuender und doch sicher bewußter Hand einer barmherzigen Schwester an ihr vollzogen. Eine Kranke, von plötzlichem sinnberaubenden Fieberanfall kraftlos zu Boden Geworfene war

in das Haus gekommen, die mit jedem Tag des Winters langsamer Genesung zugeschritten. Was Silvana nie mehr für möglich gehalten, daß die Dinge des Lebens noch wieder innerliche Theilnahme bei ihr finden könnten, war geschehen, ohne daß sie empfunden, wann und wie es begonnen. Ofilie von Thalhof hatte sich als tiefe Kennerin einer Mädchenseele und als seltene Heilkünstlerin in der bedachtsamen Verwendung von Hülfsmitteln für den gebrochenen Zustand derselben bestätigt. Sie nöthigte kein Widerstreben zur Annahme einer Arznei, beredete nicht einmal zum Versuchen einer solchen und wußte sie doch ihrer zur Pflege an sich Genommenen einzuflößen. Gleich der Luft nahm diese mit jedem Athemzug etwas lind Beschwichtendes ein, das aus jedem Wort Ofilies floß, völlig absichtslos erscheinend und doch stets einem geheimen durchdachten Heilungszweck dienend. Mit keiner Frage rührte sie an die ihr unsichtbar-unbekannte Wunde in der Brust des Mädchens, aber dennoch verstand sie das unablässige Empfinden derselben zu lindern, erst für Augenblicke, mählich für längere Dauer vergessen zu machen. Dann, als sie dies erreicht, zog sie in unmerklichem Uebergang die ewig schöne, tröstende Himmelsmitgift des Menschenlebens zur Beihülfe heran, die Gedanken vom eignen bedrückenden Einzelgeschick zum Aufgehen in eine höhere Gemeinsamkeit harmonischer Schönheitsordnung abzulenken. Die Dichtung, die Kunst, die Musik gehorchten dem heimlich berechnenden und verordnenden

weiblichen Arzt, erfüllten die ihnen zugemessene Aufgabe der Weiterführung Silvanas auf der Bahn eines in ihrem Geist und Gemüth neu beginnenden Lebens. So war Odilie von Thalhof dem Zweck ihrer sonderbaren „Selbstsucht" nachgekommen, eine von ihr angetroffene, ihr wildfremde Unglückliche aus der Verzweiflung aufzurichten.

Nicht körperlich, doch seelisch war diese in Wogen, die über ihr zusammengeschlagen, versunken, erstickt gewesen, und behutsam, wie man einen Scheintodten behandelt, hatte unermüdliche Sorgfalt ihr den Lebensathem wieder geweckt, Tag um Tag kräftiger gehoben. Eine seltsame Krankenwärterin war's, auch darin einer barmherzigen Schwester ähnelnd, daß sie nicht nach irdischem Entgelt ihrer Mühsal trachtete; freilich noch selbstloser, da sie nicht einmal gleich jener sich einen jenseitigen Lohn, sondern allein den ihres eignen Bewußtseins zu gewinnen suchte. Und was am eigensten berührte, man konnte manchmal von einem Gefühl erfaßt werden, in stummer Tiefe ihres Innern leide die Helfende selbst an schwerer- unheilbarer Krankheit, als diejenige, der sie Hülfe leistete.

In Bezug auf die wechselseitige Kenntniß der äußeren Lebensverhältnisse hatte die verflossene Zeit zwischen Beiden Manches verändert. Silvana wußte, daß ihre Freundin nicht wirklich verwitwet, sondern von ihrem Mann geschieden sei; der Name, den sie führte, war nicht der seinige, sondern

ihr ehemaliger, aus der Mädchenzeit wieder angenommener.

Auch über den Grund ihrer Scheidung hatte sie in einer Dämmerstunde einmal gesprochen, doch offenbar Manches zurückhaltend, oder nur leicht darüber hin streifend. Es war eine seltsame Geschichte, die Silvana nicht recht verständlich ward. Fünf Sommermonate lang war Osilie die Frau ihres Mannes gewesen, als etwas Unglaubliches geschehen. Es kam gleich wie ein Blitzschlag aus wolkenloser Luft, doch wie ein Theaterblitz eines lächerlichen Possenstückes. Der Mann erhielt in einem Briefe die Mittheilung, man wisse und habe Beweise dafür, daß er eine Doppelehe eingegangen, schon eine andere Frau besitze. Die Urheberschaft dieser Beschuldigung ließ ihm keinen Zweifel, so wenig wie der Zweck derselben. Er stammte aus der Ränke schmiedenden Hand eines Verwandten, der schon zuvor ähnliche Versuche angestellt, und die Absicht bestand augenscheinlich darin, sich für eine hohe Summe ein Stillschweigen abkaufen zu lassen. Aber es war ein so unfaßbar-sinnloser Erpressungsversuch, daß der Empfänger des Briefes diesen lachend seiner Frau hinreichte.

Was die Erzählung Osilies für Silvana oft unverständlich machte, war eine eigenthümlich sich durcheinander mischende Doppeldarstellung in der Mittheilung. Manchmal sprach sie etwas aus der Seele ihres Mannes, was sie damals selbst noch nicht ge-

wußt, erst später erfahren haben mußte. Denn ihr eignes Thun, von dem sie berichtete, stand damit im Widerspruch; sie hätte mit ihrer nachher erlangten Kenntniß fraglos nicht mehr so gehandelt.

Als sie jenen sinnlosen Brief gelesen, hatte sie ihren Mann angesehn und gefragt: Was bedeutet das? Aber der Ton, in dem sie es sagte, mußte ihm sonderbar klingen, daß ihm entflog: Du fragst, als hieltest Du es für möglich. Sie erwiederte: Es bedünkt mich unmöglich, das Jemand so verrückt sein kann, derartiges aus der Luft zu greifen. Ein Irrthum wird es ja sein, aber er muß doch auf einem Anschein beruhen, da der Schreiber sonst vor sich selbst zwecklos gehandelt hätte.

Man hörte, aus der wörtlichen Wiederholung dieser Entgegnung klang eine Selbstanklage Osilies, eine Rechtfertigung ihres Mannes, der das Zimmer mit einer Erkenntniß verlassen, daß ein Mißtrauen sie tief durchwuchert habe, aus seiner Wurzel einen lichtscheuen Trieb aufdränge, den Argwohn der Eifersucht. Sie glaubte nicht an die Beschuldigung des Briefes, aber die Muthmaßung war in ihr rege, war Ueberzeugung geworden, daß jene einen Anhalt in einem Liebesverhältniß ihres Mannes besitze. Sie gingen nach heftiger Wechselrede auseinander, in der er zum Schluß gesprochen: Und wenn Dir Jemand tausend Beweise der sinnlosen Verläumdung vorhielte — von Dir, von der Liebe würde ich fordern, daß Du

mir glaubtest und keinen Beweisen. Ich wollte, man könnte sie vorbringen — du hättest mein Wort, ich spräche Dir nicht Anderes.

Als er das gesagt, hatte er noch nicht geahnt, was die nächsten Wochen bringen sollten. Das ihm undenkbarst Erscheinende ward zur Wahrheit, das Gericht erhob eine Anklage gegen ihn auf Bigamie, that es auf Grund der Vorlegung eines Trauungsscheines, nach welchem er in einem spanischen Städtchen vor Jahren mit einer jungen Dame dort gesetzmäßig ehelich verbunden worden, und was ihm am unglaublichsten, dies Document war kein gefälschtes. Eine Anfrage an die dortigen Behörden ergab die beglaubigte Uebereinstimmung mit dem Eintrag in das Kirchenbuch. Er allein wußte wohl, es sei dennoch ein kunstvoll angelegter Betrug, doch im Augenblick unentwirrbar, daß er selbst zunächst dem Untersuchungsrichter aufschlußlos gegenüberstand. Man hatte ihn auf hohe Cautionsleistung hin in Freiheit belassen, der Staatsanwalt hielt die Klage nur wider seine eigne innere Ueberzeugung aufrecht. Doch er mußte es, der Trauschein war unabweisbar, und die öffentliche Meinung verlangte es gewaltsam. Diese glaubte um früherer Vorgänge willen — Osilie selbst schien dieselben nicht genau zu kennen — ein Recht darauf zu haben, und ihre hohe sittliche Empörung setzte nicht den leisesten Zweifel in seine Schuld. Auch einige wirkliche Freunde, die er besessen, ließen von ihm; vielleicht verlangte er

es auch nicht von der Freundschaft, daß sie unerschütterlich genug sei, um einem derartigen Ansturm Widerstand zu leisten, rechnete es ihnen nicht als Treulosigkeit an. Doch von der Liebe forderte er Anderes — Osilie mußte es zugestehen: Er hätte damals nichts Anderes sagen können, auch wenn er gewollt, wenn er es vor sich selbst gekonnt, als was er zu ihr gesprochen: Glaube mir! Vertraue mir! Die Liebe muß über Allem sein, sonst ist sie nichts. Ich redete es unbedacht, als ich noch über die Anklage lachte. Jetzt weiß ich, was ich von Deinem Herzen fordre, fordern muß. Vertraut es mir? Ja, oder nein — nichts weiter! Denn könnte ich auch die Beschuldigung mit einem Wort zu nichte machen, vor Dir thäte ich es nicht.

Aber sie hatte nicht Ja geantwortet, dem Blatt geglaubt, den Menschen, der Schlange des Mißtrauens. Es war ein Sündenfall des Herzens, der ein Paradies auslöschte. Sie wußte, daß sie sein Leben zerbrach, doch sie sprach Andres, als was er verlangte, verließ ihn. Wie sie die Thür hinter sich schloß, war ein Riß zwischen ihnen aufgeklafft, in dem die Liebe versunken lag. Bitter schneidende Worte auf beiden Seiten hatten ihre Grabrede gebildet; was noch nachfolgte, war nur ein äußeres Leichenbegängniß. In leidenschaftlicher Aufregung erhob Osilie sogleich nach dieser letzten Begegnung eine Scheidungsklage gegen ihren Mann, überhob ihn damit der Nöthigung, das Gleiche zu thun. Die Anklage auf eine Doppelehe, unter der er stand,

förderte eine rasche gerichtliche Entscheidung und Vollzug der Trennung. Um wenige Tage nach dieser fiel ein Licht in das Dunkel, das der Staatsanwalt selbst aufzuhellen eifrig bemüht war. Weitere Nachforschungen in Spanien ergaben, daß ein seltener Umstand einen heimtückischen Plan begünstigt, dem Urheber desselben ermöglicht hatte. Der nicht gefälschte Trauschein beurkundete die Eheschließung eines Mannes von völlig gleichlautendem Vor- und Geschlechtsnamen mit denen des der Bigamie Verdächtigten; auch die übrigen Umstände stimmten merkwürdig überein oder waren durch die fremde Sprache undeutlich verwischt worden. Die Anklage fiel als leere Seifenblase zusammen, Niemand begriff mehr, daß man ihr überhaupt einen Augenblick habe Glauben schenken können. Das einzige Ergebniß, das sie nach sich gezogen, bestand in der unheilbaren Entzweiung, der wechselseitigen Feindschaft zwischen Osilie und ihrem Manne, der Trennung ihrer Ehe.

Das war die Geschichte der Scheidung Osilies von Thalhof von ihrem Manne, dessen Namen sie nicht nannte, wie auch Niemand in ihrem Hause von ihm wußte. Sie that seiner auch nur dies einzige Mal und nie wieder Erwähnung; er erschien wie völlig todt in ihrer Erinnerung, Silvana fühlte daß sie nicht weiter nach ihm fragen dürfe. Und dennoch war der letzteren merkwürdig die Empfindung wach geworden, verließ sie nicht, als bilde grade er allein geheimes Leben in der Brust Osilies, jeder Herzschlag in ihr

sei von dem Gedanken an ihn, von nicht erloschener Liebe, sondern der sehnsuchtsvollen Hoffnung auf eine Wiedervereinigung mit ihm erfüllt. Doch wirkliche Belege konnte diese Ahnung nicht für ihre Richtigkeit aufbringen; in Allem sonst ihr Denken und Fühlen mit der Rückhaltslosigkeit der Freundschaft offenbarend, verschloß Osilie alles nach dem kurzen Abschnitt ihres Lebens, in dem sie vermählt gewesen, in ihr Vorgegangene unter einem nie berührten Siegel des Schweigens in sich. Und in einer Hinsicht behielt das unbegrenzte Vertrauen Silvanas gleichfalls etwas Geheimes, Ungesprochenes für sich zurück. Nur die Dienerschaft des Hauses benannte sie noch „Fräulein Rheinfels“ fort, die Freundin war lange von ihrem Vaternamen „Rodwald“, ihrer Herkunft und den Verwandten, die sie besaß, unterrichtet. Aber ein Etwas, sonderbar gemischt, halb Widerwille, halb Scheu konnte sie nicht überwinden, das ihr die Lippen in Bezug auf die zwölf Stunden geschlossen hielt, in denen sie den anderen Namen eines Mannes, sowie den einer Frau getragen. Daß getäuschte Liebe, die jähe Erkenntniß, vor einem Abgrund zu stehen, sie allein und hülflos in die Welt hinausgetrieben, wußte Osilie, hatte es schon auf dem Rheinschiffe in den Augen der Unbekannten gelesen und verlangte nicht mehr zu wissen. So sicher sie dies damals erkannt, so von keinem Zweifel angetastet war ihr die Schuldlosigkeit Silvanas an dem, was sie betroffen haben mochte. Wenn diese nicht weiter davon

reden wollte, behauptete sie ihr Recht eines weiblichen Herzens; auch Osilie verlangte das gleiche für sich selbst, that das Nämliche. Die Seele des Mädchens lag so klar, fleckenlos und schön vor ihr da; nach dem, was das Herz in einem Winkel für sich zu bergen begehrte, mußte man nicht fragen, eh' es selbst den Drang fühlte, sich zu offenbaren.

Mit ihrem Vater und ihrer Schwester stand Silvana in wenn auch seltener schriftlicher Verbindung, welche jene von ihrem Wohlergehen unterrichtete, ohne indeß auch jetzt noch über ihren Aufenthaltsort Auskunft zu geben. Ihre Briefe gingen durch Vermittlung von Coblenz aus ab und sie erhielt dorthin unter der Adresse „Fräulein Rodwald" an sie gesandte. Die letzteren thaten völliges Aufhören einer Beunruhigung um ihretwillen im väterlichen Hause kund; Martha Rodwald war durchaus zufriedengestellt, daß Niemand in der Stadt von dem Zerwürfniß ihrer Schwester und ihres Schwagers etwas wisse und sie auf Fragen von Bekannten erwiedern könne, Beide befänden sich noch auf einer großen Reise. Diese Art des Briefaustausches entsprang einem instinctiv noch immer von Silvana getragenen Bedenken, ihre gefundene Zuflucht zu verrathen. Sie fürchtete, Ortlof von der Heide könne dadurch auf irgend eine Weise Kenntniß erhalten, wo sie sei, und sie hatte deshalb auch in ihrem letzten Briefe angefragt, ob derselbe seit dem Herbst einmal eine Erkundigung nach ihrem Aufenthalt ein=

zuziehen versucht habe. Darauf war ihr jetzt vor einigen Tagen eine kurze Antwort ihres grade sehr von einer wichtigen Speculation in Anspruch genommenen Vaters zugegangen. Ihr Mann sei in der That, von einer langen Reise außerhalb Europas zurückgekommen, unter dem heutigen Datum bei ihm im Comptoir vorgekehrt, um über eine geschäftliche Angelegenheit Rücksprache zu nehmen. Dabei habe jener im Vorübergehen nach Silvana gefragt, ohne indeß, nach der eignen Unwissenheit des Befragten, ihren zeitigen Wohnort in Erfahrung bringen zu können. Christian Rodwald fügte hinzu, seinen Grundsätzen getreu, sich nicht in die Divergenzen Dritter, besonders eines ehelich verbundenen Paares einzumischen, habe auch er die unliebsame Differenz zwischen ihnen nicht weiter berührt, hoffe auf einen baldigen Ausgleich derselben durch verständigen Calcul von beiden Seiten, und sehe dieser Erwartung mit ruhigem Verlaß entgegen, da als Bürgschaft hierfür die zu vortrefflicher Zinstragung für Silvana verwerthete Geschäftseinlage sicher in seinen Händen sei.

Das Letztere verstand die Briefempfängerin nicht, doch die voraufgegangene Nachricht erfüllte sie mit einer innerlichen Unruhe. Der Gefürchtete hatte in der That ihren Aufenthaltsort auszukunden versucht; sie besaß also immer noch vollsten Anlaß, ihr Verbleiben auf's Vorsichtigste geheim zu halten, hatte dies auch aller Welt gegenüber gethan, mit alleiniger Aus-

nahme Anna Lundmarks, der sie einmal geschrieben und ihr die Adresse 'Fräulein Rheinfels bei Frau von Thalhof' unter Auferlegung völligen Schweigens darüber eingegeben. Sie war eines Tages plötzlich von lebhaftesten Gedanken an ihren Hochzeitsabend, an die damals wieder erneuerte Freundschaft mit Anna und von einer Sehnsucht erfaßt worden, sich durch die letztere noch einen Zusammenhang mit ihrer eignen Vergangenheit zu erhalten. Deutlich stand ihr vor der Erinnerung, wie sie jener beim letzten Abschied aus dem Eisenbahnwagen noch zugerufen, sie möge sich auch bald verloben und Hochzeit feiern — durch einen Brief Marthas hatte Silvana erfahren, daß Anna Lundmark allein in der Stadt von dem Vorgefallenen wisse, doch es Niemandem mitzutheilen versprochen und dies Gelöbniß unverbrüchlich gehalten habe — das Alles war zusammengekommen, Silvana zu einem vertraulichen Brief an Anna zu veranlassen. Darauf hatte sie heut' eine Antwort empfangen, diese mit sich zur Ruine hinaufgenommen und hier soeben gelesen. Das Blatt lag noch auf ihrem Schooß, ein sonderbares Schriftstück mit manchen ernsten, richtigen und klugen Gedanken und doch auch wieder fast wie ein Kinderbrief; herzliche Theilnahme der Mittrauer über das Unglück der Freundin bekundend und jubelnd fröhlich wie der erste Frühlingsgesang eines Vogels. Silvanas Hand nahm unwillkürlich das Blatt, um es noch einmal zu lesen; Anna Lundmark hatte geschrieben:

„Du liebe, Du arme Silvana!

Doch da handle ich gegen Dein Verbot, Du willst nicht bemitleidet sein, ich soll nicht von Dir und Deiner Lebensenttäuschung sprechen. Ach, ich habe so viel daran gedacht, obgleich ich ja eigentlich nichts weiter weiß, als daß Du von Deinem Manne fortgegangen und allein in der Fremde bist, denn über den Grund dafür hat Dein Brief mir nicht mehr gesagt, als was ich schon im Herbst von Deiner Schwester gehört hatte. Hast Du Dich denn vorher auch recht bedacht, ob Du es nicht anders gekonnt hättest? Du wirst sagen, das sei eine sehr einfältige Frage von mir, da Du älter und klüger und gewiß so viel besser Alles zu beurtheilen im Stande bist als ich. Aber sieh — ich meine, es giebt Dinge, bei denen man nicht besonders klug, sondern nur ein Mädchen, oder wohl überhaupt nur ein Mensch zu sein braucht — und das beides bin ich ja doch auch — um das Gefühl zu haben, es hätte nicht so geschehen dürfen. Es kann doch gar keinen Grund auf der Erde geben, wenn man Jemanden recht lieb hat, daß man damit wieder aufhören könnte, gar keine Macht, die im Stande wäre, das zu bewirken. Ich glaube immer, wer das zu können meint, bildet es sich nur ein, kennt sich dann selbst gar nicht richtig, oder thut es sich gar gegen sein eignes Herz an. Du wirst darauf wieder sagen, daß ich ja von nichts weiß, aber ich zerbreche mir umsonst den Kopf, was Dich dazu gebracht haben kann. Hat denn Dein Mann Dich ge=

scholten oder geschlagen? — nein, so würde ein kleines Kind fragen, das meine ich auch nicht — aber er muß Dir doch etwas angethan haben, was Dir als etwas Böses erschienen. Hast Du Dich denn da nicht gefragt, ob Du Dich auch täuschen könntest, es sehe vielleicht nur so aus, komme aber nicht aus einer bösen Absicht von ihm? Denn ich meine, Jemanden recht, recht liebhaben kann man doch nur, wenn das Herz Einem gar keinen Zweifel läßt, daß er uns auch grade ebenso lieb hat, und dann könnte er ein noch so böses Gesicht machen und mir Alles anthun, was er wollte, ich würde nur lachen und sagen, ich glaub's Dir nicht, sondern glaube meinem Herzen. Denn Dein Mann schien doch so ernst und besonnen, war kein Possentreiber wie der Manuel, dem ich hundertmal sagen kann, daß ich zu schreiben habe und daß er mich nicht stören soll, ohne daß es länger als eine Minute nützt.

Natürlich kannst Du Dich ebenso sicher darauf verlassen, Silvana, wie Martha es gethan, daß ich mit Niemandem von Dir und Deinem Aufenthalt rede. Es geht ja Keinen an, wo Du bist, die Leute würden ja auch nicht aus Theilnahme oder, um Dir zu nützen, danach fragen, sondern nur um [illegible] darüber zu machen. Mein Herz fühlt genau mit Deinem, wenn Du es nicht willst, man könnte mich auf die Folter legen, ohne daß ich einem Neugierigen ein Wort verriethe. Mit Johannes Schmidt spreche ich z. B. so gern über Dich — erinnerst Du Dich noch [illegible] mir mit

beide ihm das Confect in die Taschen steckten? Wer ahnte damals, was Du so bald nachher, noch in derselben Nacht thun würdest — wenn ich daran denke, werde ich immer traurig, daß so Schreckliches im Leben möglich und Dir geschehen ist — sonst bin ich so froh und glücklich, wohl daß der Winter nun zu Ende geht, der Frühling und mit ihm mein Vater nächstens wieder kommt. Ja, mit Johannes Schmid möchte ich so gern einmal über Dich sprechen; ich glaube, es giebt keinen Menschen in der Welt wieder, auf dessen Entscheidung Du Dich so verlassen dürftest, ob Du recht gehabt und handeln mußtest, wie Du's gethan. Freilich, ich könnte ihm ja nichts sagen, warum, und er deshalb auch mit nichts helfen; sei unbesorgt, so heiß ich den Wunsch hätte, Dich nicht mehr unglücklich zu wissen, schweige ich gegen ihn ebenfalls. Daß Du auch mit Deiner neuen Freundin, der Frau von Thalhof, nicht über Deinen Mann geredest hast, scheint mir aus der Adresse hervorzugehn, unter der ich an Dich schreiben soll. Aber daß Du Dich ‚Fräulein Rheinfels' nennst, begreife ich nicht; Du bist doch kein Mädchen mehr, sondern eine Frau. Warum heißt Du Dich denn nicht Frau Rheinfels?

Manuel ist wirklich gar nicht zum Aushalten, ich kann fast keinen Satz ruhig zu Ende bringen. Nun ist er darauf gerathen, daß er sich durch Lesen dessen, was ich schreibe, im Deutschlernen weiter fördern will, sucht mir auf die Feder zu sehen, so daß

ich alle Minute einmal aufspringen, ihm die Augen zuhalten und ihn in die Ecke stellen muß. Er wird jeden Tag übermüthiger — meine Mama ist übrigens auch mit schuld daran — und Johannes Schmid, statt ein vernünftiger Lehrer zu sein, der ihn sich wieder zum Tisch an's Buch setzen hieße, sieht seinem Unfugtreiben nur ohne Wort zu, als ob es ihm den größten Spaß machte. Er ist wirklich viel zu nachsichtig gegen ihn und opfert täglich seine Zeit für nichts, obwohl er mir immer darauf antwortet, es bringe ihm mehr ein, als er je habe denken können.

Ja so, Du weißt wohl nicht, wer Manuel ist. Er heißt Manuel da Selva und ist im Herbst aus Brasilien gekommen, um hier Deutsch sprechen zu lernen. Dazu geht er bei Johannes Schmid und mir in die Schule und man muß seinem Fleiß und Eifer Gerechtigkeit widerfahren lassen, er versteht Alles, was man sagt, und spricht eigentlich schon grade so, wie ich. Er will Seemann werden, das bischen Geld, das er gehabt, geht aber zu Ende, und er möchte doch so gern bis zur Rückkunft meines Vaters hier bleiben, der ihm gewiß am besten behülflich sein kann. Darum haben wir ihm eine unbenutzte Stube oben im Hause eingeräumt und seit ein paar Monaten ißt oder ist er auch ganz bei uns; meine Mama hat ihn gleich, als sie ihn zum ersten Male gesehn, so in's Herz geschlossen, daß sie ihm auf jede Weise zu verhelfen suchte, so lange hier bleiben können, bis mein Papa kommt. Sie sagt,

man könne gar nicht anders, als ihn lieb haben, er sei grade so, wie sie sich immer einen Knaben gewünscht, und gar kein Portugiese, nur äußerlich ein bischen, eigentlich ganz wie ein Deutscher. Da muß ich denn sehen, wie ich mit ihm als Hausgenosse auskomme und ihn wie einen Bruder behandle, denn ich glaube, Mama möchte sich wirklich einbilden, es wäre ihr Sohn. Leicht ist das für mich aber nicht, wie dieser Brief genugsam lehrt. Es war recht unbedacht von mir, daß ich ihn hier oben während der Sprachstunde an Dich schreiben wollte, weil ich Manuels Vorwitz kenne und vorher wissen konnte, er werde mich keinen Augenblick mit seinem Schwatzen und seinen Händen in Ruh lassen. Da zupft er mich wieder am Haarband und sagt, es sitze schief und er —"

Der Brief Anna Lundmarks brach hier mitten im Satz ab, endigte jedoch nicht damit, sondern mit einer unter späterem Datum hinzugefügten Nachschrift:

„Es ging unmöglich, Manuel ließ mich gestern nicht weiter schreiben. Vielleicht hatte er, ohne es zu wissen, ganz recht, denn wie ich die letzte Seite eben nachlese, sehe ich, daß mein Verdruß über seine Possentreiberei, den ich darauf ausgelassen, Dich ja gar nicht interessiren kann. Wir gingen nach der Stunde zusammen in die Anlagen, es war so schön dort, die Sonne schien so warm, Alles will grün werden, und die goldnen Citronenfalter flogen schon wieder, die Manuel jetzt gar nicht mehr „so klein" vorkommen.

Unterwegs traf ich ganz unerwartet Jemanden, den ich lange nicht gesehn, der mich erkannte und anredete. Man sah es ihm am Gesicht an, daß der Winter ihn krank gemacht hatte und daß er sich nach dem Frühling sehnte. Ich fühlte schreckliches Mitleid mit ihm, so sehr, daß ich — aber das geht meine Herzenssilvana ja wieder nicht an. Bei Euch am Rhein wird der Frühling schon weiter sein, als hier, und ich hoffe so sehr, daß er recht, recht schön für Dich wird. Wenn ich Dich wieder so glücklich machen könnte, wie ich es bin, dafür thäte ich Alles, selbst wenn man mich deshalb als schlecht und unredlich ansähe, denn zu dem Zweck könnte es ja nicht schlecht sein. Ich kam so selig gestern nach Hause, mir war's, als ob ich Dich bald einmal wieder umarmen und Du mit mir zusammen fühlen würdest, wie wunderbar schön doch die Welt im Frühling ist. Leb' wohl! Verzeih' mir — diesen dummen Brief, meine ich, wo Manuel an seinen Abschweifungen schuld gewesen — und schreibe recht bald, ob Du mich noch lieb behalten und ob meine Hoffnung eingetroffen,

Deiner Anna."

Silvana hatte den Brief Anna Lundmarks nochmals gelesen und legte ihn wieder zusammen. Ein glückliches Kind, das aus überschwellendem Herzen jubelte, ohne selbst zu wissen, warum. So kinderhaft, so närrisch, so göttlich schön! Es kam wirklich wie Sonnengeleucht und =Wärme, wie Blüthenduft und Lerchengesang des Frühlings aus dem Blatt Papier.

Ein halbes Lächeln ging über die Lippen Silvanas, sie sagte, leis nickend, vor sich hin: „Nein, mich geht der Manuel allerdings nichts an, das fühltest Du ganz richtig, Anna; nur Deine Feder war nicht so einsichtsvoll wie Du und schrieb seinen Namen trotzdem immer wieder hin."

Wer war denn der Andere, der in der Nachschrift namenlos Erwähnte, bei dem Anna Lundmark sich ebenfalls erst hinterdrein besonnen, daß derselbe die Briefempfängerin auch nichts angehe? Einen Augenblick dachte Silvana darüber nach. Das selige Kinderherz trug doch nicht zwei Frühlingsbildnisse in sich.

Nein, und es bedurfte keines Nachsinnens. Der Andre war ein Kranker, ein Leidender gewesen, gleichgültig wer, den die Augen des Mitleids angeblickt hatten; des Mitgefühls in der jungen Brust, welche die ganze Welt nur mit Glück angefüllt wissen wollte, wie sich selbst. Und die Feder machte wieder selbstwillige, unverständliche Sprünge, da der Kopf oder das Herz zu sehr anders beschäftigt waren, um sie ihren Vorschriften unterthänig zu erhalten.

Ja, ein närrischer Brief, doch ein anwehender Athem aus warmer Menschenbrust. In seiner Verständnißlosigkeit dessen, was Silvana betroffen hatte, welch' ein Verständniß gegen das von ihrer Schwester Kundgegebene, in dem Geschäftsschreiben ihres Vaters Ausgesprochene! Sie fühlte, bei Anna Lundmark hätte sie auch eine Zuflucht gefunden, nicht im Vaterhaus.

Hier würde man sie wie eine Handelswaare an den Käufer, der sich rechtlichen Besitztitel an sie erworben, ausweisen, wenn er sie zurückverlangte.

Glückliche Anna!

Und in dem Gemisch von Mittrauer um das Geschick der Freundin und der eignen seligen Empfindung, wie manche ernst-tiefsinnige Gedanken des Kinderherzens! Auch der ihres Nichtbegreifens, daß Silvana sich „Fräulein" heiße. Diese selbst hatte es schon manchmal in letzter Zeit bei der Anrede der Dienstboten innerlich empfunden, es lag eine Unwahrheit, fast eine Unwürdigkeit darin. Wie Anna schrieb, war sie doch kein Mädchen, besaß ein Recht, eigentlich auch eine Pflicht, sich Frau zu nennen.

Ein Seufzer kam aus der Brust Silvanas herauf und sprach mit wortlosem Klang etwas aus. Die Liebe und Sorge Osilies von Thalhof hatte Unendliches an dem Gemüth ihrer jungen Hausgenossin vollbracht, doch es war ihr nicht gelungen, das Ziel, nach dem ihre „Selbstsucht" gestrebt, zu erreichen. Die Kranke war wohl unter ihrer Pflege genesen, aber ein Glückgefühl des Lebens hatte sie ihr nicht einzuflößen, zu verschaffen vermocht. Anna Lundmark trug ein solches in sich, ahnungslos, woher es in ihr Herz gekommen. Es war der höchste Gegensatz zu dem Fortleben Silvanas; für sie konnte es kein Glück geben, weil sie keinen Herzschlag in sich empfand. Doch in dem Einen befand sie sich mit Anna gleich, in der eigenen Un-

kenntniß ihres Selbst. Es konnte kein Glück in ihr Herz einziehn, weil sie keines mehr besaß, es irgendwo zurückgelassen hatte, ohne davon zu wissen.

Nun stand sie auf und stieg den Bergabhang hinunter. Um sie lag die Welt in so stillem Sonnenfrieden, daß es fast nicht möglich fiel, Sturm, Blitz und Donner sich vorzustellen, für etwas Wirkliches im Leben zu halten. Vielmehr der Gegensatz dazu umgab Silvana zu stark, trieb sie davon; der Frühlingstag war zu voll von Schönheit, Wärme und Duft, er ermüdete, that weh in den Augen, schmerzte im Kopf. Es zog sie in den Schatten, die Kühle ihres Zimmers.

Unterwegs kam ihr ein Gedanke, den der Brief Annas in ihr rege gemacht. Sie hatte ja das Nämliche schon oft selbst als ein eignes Bedürfniß empfunden, wollte nicht länger durch Schweigen eine Unnatürlichkeit, eine Unwahrheit begehen, sondern sich davon befreien, Ofilie von dem sprechen, was sie am Tag und in der Nacht vor ihrer Hierherkunft erlebt. Die gütige Freundin besaß ein volles Recht, dies Vertrauen von ihr zu erwarten, zu verlangen, und in ihr selbst war heut' ein unwiderstehlicher Drang, zum ersten Mal mit einem Menschen darüber zu reden, mit Derjenigen, die jedenfalls unter Allen dem Geschehenen ein innerstes Verständniß des Herzens entgegenbrachte. Freilich mehr, als das unglaublich Klingende staunend anhören, konnte sie ja auch nicht, und es ward nichts dadurch verändert. Aber die Ge-

heimhaltung war zu einer Last für Silvana geworden, deren Druck sie von sich nehmen mußte.

So trat sie in das Zimmer Osilies ein, ohne zu klopfen, wie das nahe Verhältniß zwischen ihnen es beiden zum Brauch gemacht. Die letztere saß vor ihrem Schreibtisch, hatte aus einem geöffneten Schubfach eine Anzahl von Briefen hervorgenommen, die ihre eigne Handschrift zeigten, und las in einem derselben. Offenbar darin vertieft, denn sie hörte das Aufgehen der Thür, den leichten Schritt der Kommenden nicht.

Nun trat diese hinter dem Rücken der Lesenden heran und sagte: „Störe ich Dich? Ich wollte Dich bitten, Dir etwas mittheilen zu dürfen."

Ein wenig überrascht faltete die Angesprochene unwillkürlich das Blatt in ihrer Hand zusammen. „Du, Silvana? Ich dachte Dich auf der Burg droben. Was willst Du mir — was ist Dir?"

Sie hatte den Kopf gewendet, und ihre letzte Frage veranlaßte ein plötzlicher, sonderbarer Gesichtsausdruck der hinter ihr Stehenden, deren Augen sich wie auf ein Visionsblendwerk auf den ihr entgegenblickenden Umschlag des zusammengebogenen Briefes richteten. Und die Hand deutend gegen die Aufschrift vorstreckend, brachte sie nur halb von wunderlich zitternden Lippen:

„Wer — was ist das?"

Osilie versetzte gleichmüthig: „Wenn Du's gesehn,

so kannst Du's auch wissen. Es sind meine Briefe, die ich nach unserer Trennung von meinem gewesenen Manne zurückerhalten habe, wie er die seinigen von mir."

„Ortlof von der Heide — so hieß Dein Mann — ?"

Ein Ton war's, wie er in diesem Hause noch nie vom Munde Silvanas gekommen. Fassungslos, bebend, ungewiß, von noch undeutlich dunkler Angst verstört. Die Hörerin hatte sich vom Sitz aufgehoben, erwiederte verwunderten Blicks nur:

„Warum — ich verstehe Dich nicht —"

„Dein Mann?" Die Entgegnende war gedankenirr überwältigt, wußte noch nicht, was in ihr vorgehe. Sie sprach auch nur hastig das nächste ihr auf die Zunge Kommende:

„Mein Mann — dessen Namen ich nach dem Gesetz trage — von dem ich geflohen war, als Du mich trafst — in der Nacht nach unsrer Trauung — unterwegs — weil er mich betrogen hatte — mein Mann ist der Deinige — der, den Du liebst —?"

Nun war's, als ob die Augen Osilies von Thalhof sich auf eine Geistererscheinung richteten, und athemlos stockend rang sie hervor:

„Deiner —? Dich hat er —? Seine Frau bist Du? Seine Frau, die seinen Namen trägt —?"

Doch jetzt brach ihr ein Aufschrei einer jähen Erkenntniß aus der Brust Silvanas entgegen:

„O das ist schändlich! Du — Du warst es?

Von Dir kam das Hochzeitsgeschenk — der Schlüssel — die Briefe — weil Du ihn noch liebst — noch hofftest — o das ist schändlich!“

Ein Jammerschrei war's, der nicht von den Lippen, der aus tiefstem Herzensgrund unhemmbar heraufscholl, und mit dem letzten Wort hatte Silvana die Thür ergriffen, stürzte blindlings fort. Ihr Kopf war noch unfähig, etwas zu denken, doch ebenso auch derjenige der zurück Verbleibenden. Draußen lag der sonnige Frühlingsnachmittag in gleich wunderbarer Schönheit, wie um wenige Minuten zuvor, aber aus seinem heitren Blau war hier zwischen den Freundinnen ein grell-blendender Blitz heruntergefahren, sinnbetäubend und athemlähmend, hatte sie mit jäher Gewalt auseinander gerissen. Und in jeder von ihnen zuckte nur, einem zischenden Funken ähnlich, ein Gefühl, jeden Gedanken ertödtend, durch alle Nerven, das gleiche: Sie habe die tödtlichste Feindin für eine Freundin gehalten.

Osilie von der Heide und Silvana von der Heide — die gleichen Namen mußten dies gleiche, brennende Gefühl durch Herz und Hirn zucken lassen.

Mit zitternder Hand hatte die erstere mechanisch die Briefe in das Schubfach zurückgeworfen und dies abgeschlossen. Nun mußte sie sich setzen, blickte starr auf die Thür, durch welche Silvana verschwunden war. Sie begriff noch nichts von allem eben hier Verklungenen, als das Eine: Es war so — ihre Hausgenossin trug den Namen Ortlofs von der Heide als

seine rechtmäßige Frau. Weiter vermochte sie nicht zu denken; in ihrer Brust hämmerte nur dasselbe Wort, das Silvana ausgestoßen: „Das ist schändlich!“ Was, wußte sie nicht zu sagen. Aber es mußte sein, ein klares Begreifen des noch nicht Faßbaren mußte ergeben, daß ihr Vertrauen, ihre Liebe von einer schändlichen Absicht mißbraucht worden sei. Wie, zu welchem Zweck, war sie noch vollkommen unfähig, sich aufzudecken; unentwirrbar lag es vor ihr und in ihr. Sie legte ihren Kopf vorgebeugt in die Hände auf ihre Knie, aus ihrer Brust kam dann und wann ein Schluchzen; ihr Herz hatte Silvana geliebt, wie eine junge Schwester, wie eine Tochter.

Lange Zeit verging so, in der die Sonne mählich schräger durch die Fenster hereinfiel, der Nachmittag begann zum Abend zu neigen. Da sah Osilie wie aus einem verworrenen Traum auf, in dem sie immer noch nicht gedacht, nur gelitten hatte, durch ihre Seele war Vergangenes und Gegenwärtiges gleich einem Nebelgewoge hingetrieben, bald auseinandergehend, bald zusammenfließend, doch stets gleich undurchsichtig für das Auge. Und ebenso versagte das Ohr ihrem qualvollen Drange nach einer Einsicht seine Mithülfe. Es hatte einige der erregten Worte Silvanas festgehalten, dem Gedächtniß zurückgebracht, doch sie blieben nichts als ein Klang unverstandener Worte. Das einzig besagten sie zweifellos, Ortlof von der Heide habe sich im Herbst wieder vermählt gehabt und seine junge

Frau ihn wenige Stunden nach der Trennung verlassen. Aber warum sie das gethan? Weil er sie betrogen hatte? Womit?

Osilie schüttelte stumm verneinend den Kopf. Das war nicht Wahrheit.

Und die sinnlosen Worte nachher — das Hochzeitsgeschenk — der Schlüssel — die Briefe — was sollte ihr das Alles? So unverständlich wie das Vorherige klang's ihr im Ohr auf. Wodurch denn sollte sie schändlich gehandelt haben?

Ein antwortloses Räthsel! Sie stand auf, es drängte sie, zu Silvana hinüberzueilen, um eine Lösung zu fordern. Die letztere war ja vor ihrem Manne geflohen, liebte ihn also nicht — und er — hatte sich in ihr getäuscht. Weshalb hatte der Herzschlag Osilie denn gesagt, Silvana sei ihre Feindin, ihr die nämlichen Worte gehämmert?

Sie ging auf die Thür zu — es war nur eine jähe Ueberwältigung durch das unglaublich Ueberraschende gewesen, in Wirklichkeit, beim Nachsinnen bestand gar kein Grund, der ihre Freundschaft in Feindschaft umwandelte. Sie konnten sich ruhig aussprechen, jedes Mißverständniß lösen —

Doch da durchzuckte es Osilie, wie eine Hand zuckt, die im dichten Gras von einem Schlangenbiß getroffen wird. So hatte die Zunge Silvanas als Letztes noch ein vergiftetes Wort gesprochen, hervorgestoßen — wessen immer sie die Freundin beschuldigen

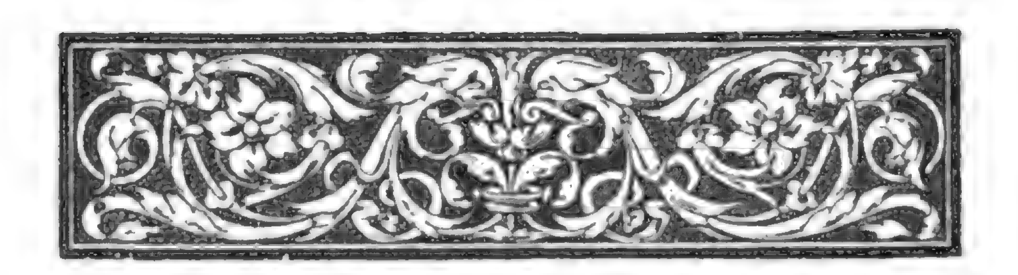
mochte — daß diese es gethan: „weil Du ihn noch liebst — noch hoffteſt —"

Osilie hielt mit einem Ruck den Fuß an, und ihre Hand preßte sich auf einen Stich im Herzen. Das hatte die Zunge nur sprechen können, wenn der Blick über ihr vorher verrätherisch in die Brust hineingedrungen, und diese Kraft besaßen nur die Augen der tödtlichsten Feindin, die unbeirrbaren und unhemmbaren Augen der Liebe.

Die Stehengebliebene raffte hastig ihren Hut vom Tisch und eilte durch die Thür, doch nicht, wie sie es eben gewollt, in das Zimmer Silvanas hinüber, sondern sie verließ das Haus und lief hinter diesem den Bergabhang zu der Burgruine hinan. In ihrer Brust war etwas schmerzhaft Zerrissenes, dessen Wehgefühl sie durch ein körperlich athemloses Ringen zu übertäuben suchte; wie ein verwundeter Vogel zuweilen in irrer Schnelligkeit gradaus seinem Neste zu fortschießt, hatte sie in außerordentlich kurzer Zeit die nicht unbeträchtliche und ziemlich steile Anhöhe erstiegen. Die alten Trümmer lagen jetzt von einem schwermüthigen Glanz rothen Abendsonnenlichtes überflossen, der Vogelgesang in dem aufgewucherten Gezweig zwischen den Mauerresten war still geworden, und die kleinen Frühlingsblüthen am Boden schlossen ihre Kelche. Aber wie das Ganze mit seinen leeren Fensteraugen anblickte, aus denen unwiederbringliche Vergangenheit, in schweigsamem Abendtraum zusammengekauert, aufsah, war es

wohl auch eine richtig gewählte Zufluchtsstätte für die erschöpften Schwingen eines wunden, verworren geängstigten Menschenherzens. Seit manchem Jahr hatte Osilie oftmals hier oben in der unbesuchten Einsamkeit gesessen, und aus dieser war langsam das Meiste von Dem über sie gekommen, was Silvana von der ersten Stunde an mit hingebendem Vertrauen für sie erfüllt gehabt. Denn nicht immer war das Heutige, das Spätere gewesen; Stolz und Trotz hochfahrenden Selbstgefühls hatten die alten Steine im Beginn in den Zügen ihrer Besucherin gesehen, ehe sie die milde, leidenschaftslose Demuth des Jetzt sich darüber legen gewahrt. Vieler Monde hatte es dazu bedurft, eines langen, verschwiegen kämpfenden Doppellebens in der Brust Osilies von Thalhof, und ein tiefes Erinnerungsgefühl trieb diese gegenwärtig zu der schweigsamen alten Vertrauten ernster, hart durchgerungener Stunden empor.

———



# Zweites Capitel.

Doch wie Osilie nun, in's Innere der Ruine tretend, ihrem gewohnten Sitz mit dem Niederblick auf den drunten vorüberziehenden Rhein zuging, klirrte der Fall eines Geröllsteins durch die Stille, den nicht ihr Fuß in Bewegung versetzt. In der Erregung ihrer Nerven fuhr sie schreckhaft zusammen; hatte irgend ein Thier das Geräusch veranlaßt, oder befand sich noch ein Mensch außer ihr zwischen dem alten Gemäuer? Wohl das erstere, denn jetzt vernahm sie nichts mehr und schritt wieder vorwärts. Doch wie sie ein Gezack umbog, saß nah vor ihr Jemand auf der Steinbank der zerbröckelten Fensternische, drehte beim Aufklang ihres Trittes den Kopf und sah ihr entgegen.

War das eine Erscheinung, ein Erzeugniß ihrer überreizten Sinne? Das Herz stand ihr still, doch von ihrem Munde kam, ohne daß sie es wußte, ein halblautes Wort, ein Namensruf: „Ortlof —"

Dann fuhr ihre Hand hastig über die Augen, um das trügerisch von diesen geschaffene Bild in ihnen auszulöschen. Doch wie die Hand sich zurückzog, stand es noch unzergangen, jetzt aufgerichtet da. Leibliche Wirklichkeit eines Menschen war's, und dieser war Ortlof von der Heide.

Er sah bleich aus, wie von einer überstandenen Krankheit angegriffen, oder den Keim einer solchen in sich tragend. Sichtlich nöthigte auch ihn Unerwartetes, kurz seine Gedanken zu sammeln, allein dann sprach er gleichmüthig: „Du hier, Osilie? So kommst Du mir zuvor; ich wollte die Dämmrung erwarten, eh' ich zu Dir ginge."

Müde, ebenfalls wie aus kranker Brust, klang's, doch freundlich mit vertrauter Stimme. Osilies Hand hatte nach einer Stütze hinter sich zurückgegriffen. Was wollte er? Nicht ihr Ohr allein, jedes Theilchen ihres Selbst vom Scheitel zur Sohle vibrirte von dem Schall seiner Worte, daß er zu ihr gehen gewollt. Nach außen schien ihr Körper ruhig, wie gelähmt, aber ein ungeheures inneres Zittern betäubte jedes Gefühl in ihm, jedes Denken des Kopfes. Willenlos leistete sie einer Aufforderung Ortlofs Folge, setzte sich auf die von ihm verlassene Fensterbank.

Ein wenig entfernt, lehnte er sich an ein geborstenes Mauerstück und sagte nach einem kurzen Schweigen:

„Mein Hiersein muß Dich befremden — ich danke

der Fügung, dem Antrieb, der Dich heute zu dieser Stunde heraufkommen hieß. Es spricht sich leichter hier, als drunten —"

Nun trat er mit einer raschen Vorbewegung gegen sie hinan und fügte nach:

„Was Du denkst und warum Du es gethan, weiß ich nicht, aber Du handelst gut. Wir haben uns vielleicht nicht genug kennen gelernt — laß mich Deine Hand nehmen —"

Seine Hand faßte nach der ihrigen, die sich ihm einen Augenblick gleichfalls willenlos überließ. Danach begab er sich an seinen vorigen Platz zurück und sah stumm vor sich hinaus. So verharrten sie eine lange Minute sich wortlos gegenüber. Die Brust Osilies rang in kurzen, unwahrnehmbaren Athemzügen nach Luft und gleicherweise ihre Lippe nach einer Entgegnung auf das von ihm Gesprochene. Doch mehrmals vergeblich, eh' es ihr gelang, fast ohne Ton hervorzubringen:

„Was wolltest Du mir sagen?"

„Wenn Du mich anhören willst — es ist seltsam, wie wir beide hier zusammen sind. Hättest Du es geahnt, so würdest Du nicht gekommen sein — aber ich bin krank, Osilie — ich habe in andrem Welttheil und in Büchern umsonst nach Heilung gesucht — das mag Dein Gefühl für mein Thun um Nachsicht angehen."

Er hatte gesprochen „Dein Gefühl", doch verständlich war ein ausgelassenes Wort danach mit aufgeklungen: „Dein Gefühl des Hasses". Die Aeußerung

Ortlofs von der Heide gab kund, er setze als unzweifelhaft voraus, daß seine ehmalige Frau Haß gegen ihn im Herzen trage. Das war schon zuvor in den Worten fühlbar geworden: „Ich weiß nicht, warum Du es gethan, aber Du handelst gut." Sie besagten: Du hast die, welche meine Frau ist, in Dein Haus, unter Deinen Schutz aufgenommen, weil sie von mir gegangen und dadurch Zuneigung für sich in Dir weckte.

Reglos hatte Osilie zugehört, den Sinn seiner Worte aufgefaßt. Sie empfand auch, nach dem Geschehenen müsse er diesen Glauben hegen; in ihrem Herzen rief es mit einem Jubelton auf: „Nein — nein!" aber ihr Mund war unfähig, einen Laut zu erwiedern. Nur ihre Wimpern schlugen sich zitternd gegen ihn in die Höh', und in den Augen stand die stumme Frage: „Ich — ich sollte Dich hassen?"

Doch er las ihre wortlose Sprache nicht, stützte den Kopf wie etwas zu schwer Lastendes in die Hand und fuhr langsam fort:

„Ich muß Dir von Dingen reden, die Du kennst, um Dir Manches zu offenbaren, was Du nicht weißt. So kurz als möglich will ich's — soll ich von einem Andern berichten? — es klingt vielleicht ein wenig milder, als gehe es uns nicht so nah an. Dieser Andere heirathete ein schönes, vornehmes und reiches Mädchen, aus Liebe, und sie gab seiner Werbung aus gleichem Antrieb Gehör. Beide waren sie sehr jung, sehr unerfahrene Neulinge noch auf den Wegen des

Lebens; beide besaßen stürmisches Blut, nicht im Herzen allein, auch im Kopf. Er hatte früh als Waise auf sich selbst stehen und um sein großes väterliches Erbgut mit einem ränkesüchtigen Vetter einen schwierigen Rechtsstreit durchkämpfen müssen; es war eine eigenthümlich verwickelte Majoratsfrage, gefälschte Documente wurden vom Gegner zum Vorschein gebracht; lange, aufreibende Anstrengung kostete es ihn, als Sieger aus dem Proceß hervorzugehen, und als dies zuletzt doch geschehen, schuldigte der Fälscher in der öffentlichen Meinung ihn der Fälschung an. Er lachte dazu, denn er wußte noch nicht, daß die Welt stets dem Verläumder Glauben schenkt, in's Gesicht lächelt, doch hinter dem Rücken die Achsel zuckt: Es müsse etwas sich doch nicht ganz in Richtigkeit verhalten — der Ausgang eines Processes beweise nicht immer das Recht — wohl ein juristisches, aber vielleicht nicht das moralische. Von da ist es ein Schritt zur moralischen Entrüstung, zur Ueberzeugung, zur Anklage und Verurtheilung vor dem Richtstuhl des hohen sittlichen Selbstbewußtseins der Welt, und er erfuhr's. Er war ein thörichter Knabe, hatte die gefälschten Schriftstücke vernichtet, aus Gutherzigkeit, um der Ehre der Familie, des Namens willen, den der Betrüger führte. Doch die Welt ist klüger und sagte: Wären sie wirklich falsch gewesen, so hätte er sie als Zeugen seines Rechtes sorglich aufbewahrt. Man erkannte einen Beweis seines Schuldbewußtseins darin, und man stellte sich ein Zeugniß

der eignen Redlichkeit aus, indem man die Augen abdrehte, wenn er des Wegs kam, ein Haus verließ, in das er eintrat. Das, was man nähere Bekannte und gute Freunde nennt, wendete sich von ihm, denn es galt nicht als Empfehlung, mit ihm in geselligem Verband zu stehen. Du hast nur Weniges davon erfahren, Osilie, denn das Meiste behielt er für sich. Er hätte in reiferen Jahren gelassen denen, die ihn verließen, den Rücken wieder gekehrt, einen Gewinn darin erkannt, sich ihrer entledigt zu sehen. Aber die Jugend besitzt eine zartere Beschaffenheit, und ein Gift, das dem Körper später nicht zu schaden vermag, kann in ihr etwas zerstören. Das geschah ihm, oder vielmehr, das Gift der Menschennachrede vernichtete und schuf zugleich etwas in ihm. Es zerstörte sein sorgloses Knabengemüth und ätzte gleich einer Narbe einen Trotz hinein, der fortan nur auf sich selbst beruhen wollte. Ein wider die Art der Jugend unbeugsam entschlossener Wille war's, keinem Menschen, keiner gegen ihn gerichteten Bezichtigung jemals im Leben eine andere Rechtfertigung entgegen zu setzen, als sein Wort, er sei dessen nicht schuldig. Er hatte die Werthlosigkeit der Menschenachtung erkannt, die nur von dem äußeren Anschein abhing; wer nicht an ihn selbst glaubte, der sollte von ihm lassen."

Ortlof von der Heide hielt inne, er schien auf eine Entgegnung zu warten, und Osilie sagte leise, mit befangener Stimme:

„Ich wußte davon — doch nicht so — das Letzte nicht — hätte ich —“.

Sie stockte und fügte rasch nach: „Hätte ich das denn wissen können?“ Aber die beiden ersten Worte hatten nicht wie zum Beginn einer Frage geklungen.

Nun sprach Ortlof schwermüthigen Tones vor sich hin: „Ja, es war ein Gift, das zerstörte, tiefer, als er geahnt.“

In den alten Burgtrümmern regte sich kein Laut, nur drunten vom Rhein kam aus einem zu Thal gleitenden Nachen ein fröhlich-heller Frühlingsliedgesang junger Burschen und Mädchen herauf. Ortlof von der Heide horchte darauf und sein Kopf nickte: dann fuhr er fort:

„Ja, der Frühlingsklang kam auch über sein Herz. Einige wirkliche Freunde waren ihm geblieben, und ein Neues, ein Unbekanntes brachte der Himmel ihm hinzu. Es sollte ihm Ersatz sein für die früh verlorene Jugendzuversicht und ward es. Gemieden von der Menge, fühlte er sich mit jenen Wenigen in einem Paradies der Erde durch die Liebe, die in ihm wach geworden, die aus den Augen seiner jungen Frau zu ihm sprach. Soll ich sie Dir schildern, wie sie vor meiner Erinnerung steht, wie sie heut' in meiner Erkenntniß lebt? Sie war schön, und verheißungsvolle Keime jeder Sinnesart, eines tiefen Gemüths lagen in ihrer Seele geborgen. Doch sie verhießen Blüthen und Früchte des Sommers, und es war erster Frühling, in dem er

sie fand. Wäre er selbst nicht so jung gewesen, ein besser erfahrener Gärtner, er hätte mit bedachter Hand das Gute in ihr entwickeln und kräftigen, schädlichem Auswuchs sorglich vorbeugen können. Denn Verwöhnung im Elternhause, die Huldigung der Welt hatten ihr gefährliche Mitgift hinzugethan. Ein hochgehendes Selbstgefühl erfüllte sie; sie war nicht eitel auf ihre Schönheit, doch von einem Stolz getragen, der aus der Ueberzeugung von ihrer geistigen Bedeutung, einer Unfehlbarkeit ihrer Anschauungen und ihres Denkens entsprang. Das verstärkte ihre wohl angeborne reizbare und heftige Natur; von der Stunde, in der die Beiden sich zuerst gesehen, bis zur Hochzeit waren nur wenige Wochen vergangen, sie liebten sich, doch sie kannten sich nicht. So lernten sie in ihnen vorhandene Gegensätze erst durch ihren Zusammenstoß kennen, oft unerwartet und deshalb von beiden Seiten nicht gemildert. Es kam dann und wann zu Entzweiungen, denen freilich rasch die Versöhnung folgte, aber die der Liebe, vielleicht der Leidenschaft, nicht die ausgleichende Vereinigung der wider einander im Hader verbleibenden Gedanken. Solche Wiederholungen enthalten jedoch auch ein Gift in sich, dessen Wirkung unvermerkt cumulirt. Und in dem Paradies verbarg sich eine Schlange, welche dies Gift auf flüsternder Zunge sammelte. Die junge Frau war an die große Welt, an Bewunderung gewöhnt, sah sich derselben nicht nur im einsamen Landschloß entrückt, sondern ihr

Haus von der vornehmen Nachbarschaft gemieden. Sie wünschte Gäste zu empfangen, bat ihren Mann darum, der nicht denen die Hand hinstrecken, am Tische mit ihnen sitzen wollte, die ihn heimlich eines Verbrechens bezichtigten. Er fragte seine Lebensgenossin, ob stilles Liebesglück ihr nicht genug sei, und es legte ihm ein bitteres Wort auf die Lippen, als sie erwiederte, ihr solchen natürlichen Wunsch abzuschlagen, spreche nicht von Liebe. Und die Schlangenzunge raunte ihr, daß doch ein Grund vorhanden sein müsse, weshalb die Leute ihn nicht aufsuchten, der ihn scheuen lasse, sie zu sich zu laden. Es war die alte Paradiesesschlange, der Zweifel, das Mißtrauen — ich weiß nicht, ob meine Schilderung seiner Frau ihr Unrecht zugefügt, mir ist sie so erschienen."

Der Sprecher schwieg, und nach einem Athemzug sagte Osilie leise: „Du hast sie richtig dargestellt." Um einige Secunden später setzte ihr Mund hinzu: „Wie sie damals war;" aber es kam nur als ein so klangloser Hauch von den Lippen herüber, daß es Ortlof von der Heide nicht verständlich ward.

Nun fuhr er fort:

„Was dann eines Tages kam, geschah, weißt Du — ich will nicht uns beiden zu wohl Bekanntes aus dem Grabe rufen. Ein Anhauch des Todes war's, den jener Tag über sein Herz brachte — ein giftiger Anhauch, böser und Schlimmeres nach sich ziehend, als der erste —"

Aus der Stimme des Sprechers klang zum ersten Mal eine Erregung auf; die Zuhörerin saß ihm mit verhaltener Brust gegenüber. Wie er jetzt abbrach, kam ihr keine Erwiederung, kein Laut vom Munde, auch ihre Lider wagten nicht, sich zu heben. Reglos harrte ihr Ohr, als sei sie eine auf der Anklagebank Sitzende, die eine Urtheilsfällung erwarte. Doch etwas im Ausdruck ihres Wesens, ihrer Haltung redete, es sei eine Freisprechung — nicht das, aber eine Begnadigung — auf die sie hoffe. Und komme diese von den Lippen des Richters, werde sie überwältigt, mit einem Stammeln des Dankes ihm zu Füßen sinken. Ortlof hatte seine flüchtige Erregung bemeistert, fuhr jedoch nicht in dem begonnenen Satze fort, sondern sprach abbrechend weiter:

„Erst nachdem Alles vorüber war, erkannte der vom Gericht Freigesprochene durch Nachdenken, welchen Zweck die scheinbar sinnlose Vorgabe, er lebe in Bigamie, verfolgt und erreicht hatte. Wenn er ohne Nachkommen blieb, so fiel sein großes Majoratsbesitzthum an den Vetter oder an die Kinder desselben, und seine Ehe war durch das betrügerische Gaukelspiel getrennt worden. Es schien, daß man seine Frau gekannt, ihre Natur richtig in Rechnung gezogen hatte.

Jetzt kehrten die Freunde zu dem als schuldlos Verkündeten zurück, sogar die Welt. Sie ist so hochherzig und feinfühlig und empfindet stets den tiefen Drang, ein Unrecht, das Jemandem widerfahren und

als solches zu öffentlicher Anerkennung gekommen, mit tausend Hochachtungsbeweisen gut zu machen. Sie drängte sich um ihn, doch er wollte nichts mehr von ihr, noch weniger ihre Schätzung als ihre Mißachtung. Ein Ekel vor Allem, was sich Mensch heißt, hatte ihn im Tiefsten angepackt, trieb ihn von seinem Landsitz fort, in das Straßengetümmel einer Großstadt, freundlos unter Fremden dort zu leben, unter Geschöpfen, die er sich zur Ausfüllung seiner Zeit, seiner Lebensleere betrachten konnte, weil sie ihn nicht kannten und weil sie ihn nicht mehr angingen als die Steine, auf die sie traten. Dort brachte er Jahre zu, immer gleich einsam, immer mit dem gleichen Wunsch, bis an sein Ende so zu bleiben. Mochte der Vetter seinen Zweck erreichen; ihm, dem die Gegenwart werthlos war, galt nichts, was nach seinem Tode geschah. Er zürnte jenem nicht einmal; die Fälschung desselben hatte nicht sein Lebensglück zerstört, nur den Todeskeim, den es in sich trug, an's Licht gezogen und schneller zur Reife gebracht. Denn weit über seine Jahre hinaus war er im Innern gealtert, glaubte mit Allem, was ihm von außen dargeboten werden könne, abgeschlossen zu haben. Aber er kannte sich selbst dennoch nicht völlig; in einem Winkel seiner Brust glomm doch noch ein Funke der Lebenssehnsucht, und ein Hauch traf diesen, und fachte ihn zu einem neuen Lebenshoffen und Verlangen an. Ein Zufall war's, wie er die Saat für Alles streut, denn wir sind überall in seiner Hand und können nur

zur Reife fördern oder verdorren lassen, was er uns gegeben."

Ortlof von der Heide hielt an, doch es war deutlich, daß er weiter sprechen werde, und der Hörerin blieb kein Zweifel, wovon. In ihrem Herzen klopfte nur die ungelöste Frage: Weshalb war er gekommen, was suchte er hier? Aber immer beschwichteter war das Bangen dieses Herzschlags zur Ruh gegangen; so mild hatte seine Stimme geklungen, wie er des Geschehenen gedacht, nur trauernd in der Erinnerung, ohne Wallung eines noch jetzt bitter aus ihm aufbrechenden verdammenden Urtheils. Er klagte nicht an, in seiner Brust war kein Haß gegen die, welche sein Leben zerstört. Wie die rothe Abendsonne auf den Mauerresten umher lag, so hatten seine Worte das Vergangene überhellt, mit einem Licht sanfter Schwermuth überflossen. Alles war wie Traumstunde eines neu erwachenden Frühlings, und gleich einer schönen Vision zog es an den Augen Osilies vorüber. Die alten Trümmer regten sich, hoben sich empor, fügten ihren zerfallenen Bau wieder zusammen. Als schwebe das Wort des Dichters wie ein schaffungsmächtiger Geist beseelend über dem öden Gestein, ‚blühte neues Leben aus den Ruinen'.

Nun klang die Stimme Ortlofs wieder; er sprach nicht mehr von „dem Andern", sondern von sich selbst, über seine erste Begegnung, sein Verlöbniß, seine Eheschließung mit Silvana Rodwald. Mit jeder Fiber der Seele, des Herzens lauschte Osilie; kurz und doch

klar wie ein Bild stellte er vor sie hin, was er gethan und was er vom ersten Augenblick als unbeirrbaren, unabänderlichen Entschluß in sich getragen. Das hatte er als Oberstes gefühlt, nur dann konnte er versuchen, sein Leben noch einmal mit einem Menschen, einem Weibe zu theilen, wenn er eine Frau fand, deren Vertrauen zu ihm nichts auf der Erde zu erschüttern vermochte. So lange, bis sie ihm die Bürgschaft dafür abgelegt, die er fordern mußte, hatte er sie als eine Fremde behandelt, nicht als die Seinige, jeder Versuchung, sie nur mit einem Kuß an sich zu schließen, Widerstand geleistet, selbst dann noch, als ihre Hand den Ehering trug, als sie allein mit ihm durch die Wetternacht dahinfuhr. Wenn sie die Prüfung nicht bestehe, sollte sie ihm nicht vorwerfen können, daß er sie anders lasse, als er sie gefunden, daß sie ein inneres Recht an ihn habe. Dafür daß sie seinen Namen trug, hatte er ihr dann vorher ein Vermögen überwiesen, doch mit demselben blieb sie, von keinem Hauch des Verlangens berührt und erweckt, ein Mädchen, wie zuvor. So war sie in der tiefen, unheimlichen Nacht von ihm in eine ärmliche Pächterwohnung geführt, ihr hier das Hochzeitsgeschenk überreicht worden, an dem ihr Vertrauen sich bewähren sollte. Ein Schreck durchfuhr Osilie, wie sie vernahm, daß er mit Silvana die nämliche Prüfung angestellt, der sie selbst einst nicht widerstanden, daß er sich der Doppelehe durch einen Brief bezichtigt, für dessen Ur-

heberin die Lesende seine erste Frau halten gemußt. Jetzt plötzlich verstand sie den heutigen Ausruf Silvanas: „Von Dir kam das Hochzeitsgeschenk — der Schlüssel — die Briefe —“, und den Aufschrei danach: „O das ist schändlich!“ Durchschauert saß sie, nur undeutlich noch hörend, wie Ortlof fortsprach, daß er selbst vorher den Brand eines unbenutzten Stallgebäudes für jenen Augenblick angeordnet habe, um dadurch aus dem Zimmer abberufen zu werden. Im letzten Moment hatte seine Hand gezuckt, das inhaltsschwere Geschenk wieder an sich zu nehmen, draußen in die Flammen zu schleudern — der Erzähler ging rasch darüber weg — dann war er hinausgeeilt, doch nicht zu der gefahrlosen Feuersbrunst, sondern in einen Nebenraum, durch dessen Wand er eine Lücke gebrochen. Von dort hatte er mit den Augen des einen Ahnengemäldes auf Silvana niedergeblickt, denn seine eignen waren es gewesen, die sich in die ausgehöhlten des Bildes gepreßt.

Nun brach der Sprecher jäh ab: „Sie bestand die Probe nicht.“

„Die Unglückliche!“

Es entflog den Lippen Osilies. Wie ein Schnitt war es ihr durch's Herz, durch's tiefste Gefühl gezuckt: Sie war nicht die Schreiberin jenes verhängnißvollen Briefes, aber in Wahrheit doch die Urheberin des Elendes Silvanas gewesen. Sie trug die Schuld davon, denn ohne ihre eigne Verschuldung an Ortlof von

der Heide hätte er jene nicht solcher grausamen Prüfung ausgesetzt.

Zu viel für einen Menschenkopf, für ein Frauenherz war's, was seit wenigen Stunden über sie hereingebrochen. Verworrenheit nahm ihr die Gedanken, ihr den Kopf wie Nebel durchwogend. Aber hindurch fiel ein Strahl ihr in's Herz, sonnenhaft, leuchtend und warm wie der Frühling. Die Stunde war gekommen, nach der sie seit Jahren voraufgeblickt, schmachtender als ein Wanderer in der Wüste nach den Palmenwipfeln der Oase am Horizont. Die Stunde, auf die sie durch einsam endlose Tage gehofft, um die sie in schlaflosen Nächten gebangt, für die sie reuevoll jeden Stolz, Trotz und Selbstwillen in sich gebrochen, in Demuth der Liebe umgewandelt hatte, die sich zu spät erkannt, zu spät mit sehnsuchtsschwerem Herzen als einziges Lebensglück zurückverlangte, was sie aus einer Verblendung verloren. Heißer, inniger, anders geliebt, als je, sah sie ihn vor sich — und Silvana hatte die Prüfung nicht bestanden. Was diese gelitten, schmerzte sie — doch ihr Herz jubelte zu laut. Silvana hatte auch die Prüfung nicht bestanden, und er war hierher gekommen. Ihr klang es im Ohr, daß er gesagt, er sei krank. Er war gekommen, um Heilung hier zu suchen. Und er hatte gesprochen: Wir haben uns vielleicht nicht genug kennen gelernt —

Osilie vernahm, daß Ortlof von der Heide wiederum sprach. Er sagte, daß er seit jener Nacht

sein vorheriges Leben abermals begonnen, nur nicht wie zuvor in Deutschland, sondern in einem fremden Welttheil. Aber die Sonne unter dem Wendekreis war ihm kühl gewesen, wie die des Nordens. Auch die Welt draußen war leer; es hatte ihn zurückgetrieben, nicht zur Heimath, doch in die einsame Stille seines Landsitzes, zum Niedertauchen in rastlose, abmühende Thätigkeit des Geistes. Die Studien früherer Jahre hatte er neu aufgenommen, Ehrgeiz in sich zu wecken und mit scharfem Stachel zu spornen gesucht, daß er, was noch an Zeit vor ihm liege, nütze, im Gedächtniß der Wissenschaft seinen Namen als Zeugniß zu hinterlassen, daß er gelebt. Aber er war krank, und die Bücher ließen ihn nicht gesunden. Er hatte ein Fieber in seinem Blut aus den Tropenlanden mitgebracht, das nicht von ihm wich, das sich mit jedem Frühlingstag verstärkte. Aus seiner Weltabgeschiedenheit riß es ihn wieder auf, drängte ihn übermächtig davon. So kam er hierher.

Die Augen Osilies hielten sich jetzt weit aufgeschlagen, blickten zu denen des Sprechers hinüber. Wie Strahlenfäden, die sich suchten, aneinander knüpften, flimmerte es zwischen ihnen hin und her; die Brust der in der Fensternische Sitzenden mußte ein Zittern beherrschen, doch ein andres als im Beginn, ein Beben des Glückes. Sie glaubte, er müsse das Klopfen ihres Herzens hören, und um den Klang zu übertönen, versetzte sie, seine letzten Worte wiederholend, mit traumhafter Stimme:

„Du kamst hierher — denn Du wußtest, wo ich sei —"

Ja, das hatte er stets gewußt, doch vorgestern erst Räthselhaftes dazu erfahren — durch ein junges Mädchen, dem er auf der Straße begegnet war — daß Silvana auch seit dem Herbst hier im Hause Osilies sich aufhalte. Er begriff nicht, wie dies geschehen, aber ein Gefühl sprach ihm, die letztere habe sich der von ihm Entflohenen angenommen, weil diese verlassen und hülflos gewesen. Deshalb hatte er gesagt — ob auch ein andrer Trieb Osilie noch mit dazu bestimmt haben mochte —: Du handelst gut.

Ortlof von der Heide schwieg wieder. Sein Mund zögerte unschlüssig einen Augenblick, dann fügte er die Frage nach:

„Haßt sie mich auch?"

Was war das? Wie mit einem Schlage fiel die Sonne ringsum von dem alten Gemäuer ab, das warme, rothe Licht starb hin, eine kalte Leichenfarbe deckte sich über die Trümmerwelt. Es war, als ob ausgereckte Hand des Todes sich darauf gelegt.

Aber auch eine Stimme des Todes war hineingefallen und irrte geisterhaft um das entseelte Gestein mit der nachklingenden Frage: „Haßt sie mich auch?"

So kurze Worte waren es nur — so einfach-begreiflich — so von den Umständen natürlich gegeben — und dennoch floh vor ihnen, jäh herab-

fallend, alles Blut aus dem Antlitz der Hörerin. Auch nach ihr hatte sich daraus die Hand des Todes gereckt.

Ihr Ohr vernahm die bedeutungslosen Worte, doch ihr Herz den Klang derselben. Die Lippen des Sprechers mühten sich, ihn kühl zu beherrschen, aber das Herz Osilies hörte, fühlte, es kam aus zitternd harrender Brust, diese ganz ausfüllend mit dem einen angstvollen Erwarten der Antwort. Wie der vor den Spruch des Gerichtes Geladene in der Miene des Richters Tod oder Leben zu lesen sucht, so hingen die Augen Ortlofs stumm bei der Frage an ihrem Gesicht. Und mit den Worten zusammen sagten sie: Kein Gedanke an Osilie habe ihn hierhergeführt, sie sei begraben unter dem Zusammenbruch der Vergangenheit, todt in seinem Herzen. Aber eine andre Liebe war nicht darin ertödtet, sondern zu tödtlich verzehrenden Flammen aufgewachsen. Er selbst hatte die Prüfung nicht bestanden, Silvana lebte in dem Herzen, aus dem die Frage aufgezittert, füllte es mit unermeßlicher Sehnsucht aus, und um ihretwillen war er gekommen.

Gleich einer vom Blitzstreich Getroffenen saß Osilie. Ein Ungeheures drängte ihr ein Wort zu den Lippen herauf, das Wörtchen: Ja —

Ja, sie haßt Dich, sie verabscheut Dich, sie flieht vor Dir, Dich niemals wieder zu sehen! Aber ich — ich liebe Dich — liebe Dich unsäglich —

Nur ein Wort! Nur eine Lüge in die Wage einer

ganzer Lebenshoffnung geworfen — denn sie fühlte, sie konnte sich in dem Herzen des Verlassenen, an seiner Einsamkeit Krankenden wieder zum Leben aufwecken, wenn Silvana ihn haßte, ihn mit Entsetzen zurückstieß —

Es war ein Augenblick, in dem die leuchtend aus dem Schutt emporgestiegenen Mauern und Thürme der alten Burg donnernd wieder zusammenstürzten, ein Leben, ein zuckendes Herz unter sich begruben. Ortlof von der Heide sah und hörte es nicht; er ahnte es nicht, denn er glaubte, das todesweiße Antlitz vor ihm hasse ihn.

Da klang die Stimme Osilies von Thalhof durch das grau einfallende Dämmerlicht:

„Sie haßt Dich nicht, sie liebt Dich, wie Du sie liebst.“

Es war geschehen, unwiderruflich. Nicht in den langen Jahren, die hier über ihr Harren, Bangen und Hoffen hingegangen, erst in dieser Stunde hatte sie ihre Schuld gesühnt. Aber nun war sie frei, und sie sprach nicht mehr für sich selbst, sondern für das Leben, das Herz und das Recht einer Anderen. Sie war nicht mehr eine Angeklagte, das Urtheil erharrend, sondern Klägerin und Richterin zugleich. Die Wirkung ihrer Antwort hatte Alles bestätigt, was das Ohr der Liebe aus der kurzen Frage Ortlofs von der Heide vernommen. Er stand wie aufgeschleudert da, wiederholte, als müsse er es noch einmal hören: „Sie haßt

mich nicht — ich danke Dir für das Wort — verlange dafür von meinem Leben, was Du willst—"

„Was sollte ich von Dir verlangen?"

Gelassen, unbewegten Ton's kam die Erwiederung vom Munde Osilies. Sie war gleichfalls aufgestanden, trat nun einen Schritt vor und fügte der Frage nach:

„Ja, sie liebt Dich noch, doch auch ich liebe sie, und meine Liebe hält sie unter ihrem Schutz. Sie hat in Wahrheit Deine grausame Prüfung bestanden, denn Dein Thun hat ihr Herz nicht von Dir loszureißen vermocht. Aber glaubst Du, es bleibe Dir auch noch, wenn sie hört, daß es eine Prüfung war? Dir ist Recht geschehen, denn Du thatest dem Menschen, dem Du das Beste zu geben gelobt, das Schlimmste an. Du brachst das Vertrauen, das Dein junges Weib in Dich gesetzt, mit dem es Dir folgte. Wähntest Du, was die Verbitterung Deines Lebensganges, Deines Gemüthes in Dir erzeugte, habe darum ein Recht, eigenmächtig von Andern zu fordern, was wider die Menschennatur ist? Und dennoch, Du hättest das unmöglich Scheinende fast erreicht — aus Silvanas Munde habe ich kein Wort darüber vernommen, wußte bis vor wenig Stunden nicht, daß sie den Namen einer Frau, Deiner Frau trage — aber Du hast gut berichtet. Nach dem, was ich von Dir gehört und wie ich sie kenne, steht Alles klar vor mir — klarer als vor Deinen Augen, die durch das Bild auf ihre

Prüfungsmarter herabgesehn. Du Blinder! Sind die Augen des Mannes so anders geartet, mit dem wirklichen Blick der Gegenwart nicht zu gewahren, was meine aus der Weite erkennen? Daß Du es fast erreicht hättest, ihren Glauben an Dich nicht zu erschüttern, daß sie Dein Wiederkommen erwartet haben würde, wenn nicht — wenn Deine Rechnung nicht Eines außer Acht gelassen. Du trugst Sorge, daß sie Dir im Falle des Nicht-Bestehens nicht vorwerfen könne, Du habest sie anders gelassen, als Du sie gefunden. Und dennoch sah Deine Mannesblindheit nicht, was die tausendfältig Gequälte von Dir in die Nacht hinaustrieb, das Kind, das nicht Deine Frau war. Deiner Grausamkeit fügtest Du die Mißachtung Deines jungen Weibes hinzu — o Dir geschah Recht, tausendfaches Recht! Mir fiel keines zu, Dich um meinetwillen anzuklagen, doch für den Jammer Silvanas müßte ich Dich hassen."

Die Dämmerung war schnell hereingebrochen, ließ die beiden sich gegenüber Stehenden nicht mehr den Ausdruck ihrer Gesichter unterscheiden. Dennoch wandte Osilie das ihrige bei den letzten Worten mit einer hastigen Bewegung ab; sie fühlte ihre Augen unfähig, den Haß zu bestätigen, von dem ihr Mund gesprochen. Was sie gesagt, war nicht für sie selbst gewesen und eigentlich auch nicht für Silvana. Sie hatte ihr Geschlecht, das Weib gegen eine Gewaltthat, eine naturwidrige Forderung des Mannes verwahrt; daraus floß

ihr eine beredte Kraft, eine unabwehrbar in die Brust des Gegners eindringende Wucht des Angriffs, die Niemand unter der Milde ihres Wesens verborgen geglaubt hätte. Man empfand, ein Aufbrechen der alten Heftigkeit ihrer Natur klang daraus, die einst den ersten Zerstörungskeim in die Ehe der Beiden getragen. So hatten sie oftmals wider einander gestanden, nur hielt sie jetzt ihm eine Schuld entgegen, vor der er verstummte. Es blieb einige Secunden still zwischen dem grau verschwimmenden Gemäuer, dann versetzte Ortlof von der Heide ungewiß:

„Dein Haß brauchte mich dessen nicht anzuklagen, ich that es selbst schon. Doch es sagt mir, daß es vergeblich wäre, zu hoffen, Du könntest ein Anwalt für mich bei Silvana sein — so will ich sie suchen und mit Deinen Worten zu ihr sprechen."

Sein Fuß regte sich; ein jäher Schreck durchfuhr Ofilie mit körperlichem Schmerz. Er hatte gedacht, sie — sie sollte seine Sache führen, der Anwalt seiner Reue, seiner Liebe sein —

Sie sah ihn unerwartet vor Silvana hintreten und diese, noch zitternd von dem Vorgang des Nachmittags, zu Tode erschreckt von seinem Anblick, wieder vor ihm in die Nacht hinausflüchten, sich zu verbergen, andere, sicherere Zuflucht zu suchen — vielleicht so sichere, daß Niemand sie mehr auf Erden auffand. Unfehlbar geschah das, wenn sie ihm antwortete: So geh' zu ihr!

Hatte ihr auch das nicht erspart bleiben können — dieser nochmalige Augenblick irren, entsetzlichen Kampfes?

Nein, sie hatte doch nicht nur für das Recht des Weibes gesprochen, sondern für das Silvanas. Für das der Liebe, die ihr verloren war.

Ihre Hand streckte sich mit einem Ruck halb nach dem Arm des Fortschreitenden. „Bleib' — bis ich zurückkomme —“

Die Worte klangen wie aus einer wunden Brust mühsam heraufgerungen, eine Angst in dem Hörer weckend, die aus seiner Erwiederung tönte: „Was willst Du —?“

Sie hatten getauscht, er suchte sie jetzt zu halten. Doch nicht darin allein; in diesem Moment redete aus seiner Stimme ein schreckvoller, unbezwinglicher Argwohn.

Da wendete Osilie ihm das Gesicht zu, einen noch eben unterscheidbaren Blick der Augen, und entgegnete: „Vertraue mir!“

Die Forderung war's, die er ehmals an sie gestellt; seltsam anschauernd, wie aus einer Gruft heraufgekommen, verhallten die Worte durch die Todesstille der Ruine. Lautlos ließ er ihren Arm, und sie ging.

Sie ging so lange, bis das Zwielicht sie seinem Blick entzog, dann verließ die Kraft sie. Ihr Fuß strauchelte nicht, doch sie fiel, langsam in die Knie

niederbrechend, zu Boden und drückte ihren haltlos vornüber sinkenden Kopf gegen das Seitengestein des Weges. So lag sie eine Minute lang, krampfhaft ihre Lippen mit der Hand zusammenpressend, als könne sie nur so einen furchtbaren Schrei ihrer Brust nach innen zurückzwingen. Dann raffte sie sich auf und schwankte den Abhang hinunter.

Drunten im Hause fragte sie nach Silvana, die Dienstboten wußten nichts von der letzteren. Eilig durchschritt Ofilie die Zimmer, dann zu dem der Gesuchten. Unwillkürlich klopfte sie diesmal, um sich anzumelden, allein es kam keine Antwort. Ein Gefühl sagte ihr, die Thür sei verschlossen, ihre erregten Sinne glaubten einen Ton von drinnen zu vernehmen, doch Beides erwies sich als Täuschung, die Thür ließ sich öffnen, und das Zimmer war leer. Von einem Tisch schimmerte etwas Weißes, offenbar absichtlich dorthin Gelegtes auf, ein Blatt Papier, nach dem die Eingetretene instinctiv zunächst die Hand streckte. Zugleich rief sie um Licht; bis dies kam, stand sie unbeweglich, nach dem letzten bleichen Horizontschein der untergegangenen Sonne blickend. Nun sah sie mit unsichrer Hand hastig hingeworfene Schriftreihen auf dem Blatt und las:

„Vergieb mir, was ich gesagt — Du meintest es ja gut mit mir, eh' Du mich kanntest, und ich hätte Dir dafür danken sollen, wie mein Herz Dir warmen Dank für Alles schlägt, was Du nachher an mir gethan. Wir sind ja keine Feindinnen — nur der Zufall

hat es so wundersam gefügt — aber Du begreifst, daß ich nicht länger in Deinem Hause bleiben kann. Um mich und in mir ist Alles dunkel, mein Kopf faßt noch nichts — doch habe keine Sorge, ich gehe nicht dahin, wohin ich wollte, als Du mich fandest. Es war der Mangel an Vertrauen, der das Heutige verschuldet hat; ich hätte Dir längst sagen sollen, wer ich sei, wie ich zu Dir gekommen. Nein, wir sind keine Feindinnen — Du liebst ihn noch — und ich bin ja kein Hinderniß — nur ein äußeres — daß Ihr Euch nicht aussöhnen und wieder vereinigen könnt. Das ist der Wunsch meines Herzens, und ich will dazu thun, was von meiner Seite geschehen muß, um das äußere Hemmniß wegzuräumen. Leb' wohl, Du Gute, Du Beste — verzeih', daß ich so ungerecht, so thöricht war — und nimm nochmals den innigsten Dank Deiner Silvana."

Ofilies Blick blieb noch auf das Blatt nieder gerichtet, ihr Mund sprach langsam vor sich hin: „Sie will kein Hinderniß sein — und sie nennt mich gut. — Ich danke Dir —"

Die Sprecherin hob das Stück Papier und that Sonderbares, denn sie drückte einen Augenblick lang fest ihre Lippen darauf. Dann sah sie im Zimmer umher, dessen Anblick davon redete, die Verschwundene sei hastgetrieben, nur das Unentbehrlichste mit sich nehmend, fortgegangen. Am Boden lag ein achtlos irgendwo herabgestoßener oder aus der Tasche gezogener Brief;

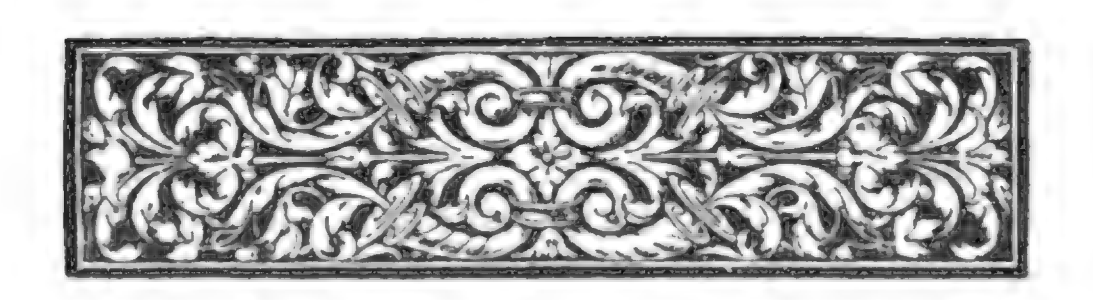
es war der Anna Lundmarks, Osilie bückte sich und nahm ihn an sich. Als sie jetzt die Dienerschaft noch einmal befragte, entsann eine Magd sich, daß sie am Nachmittag Fräulein Rheinfels das Haus verlassen, doch nicht zurückkommen gesehn habe. Es mußte wenigstens schon vor zwei Stunden gewesen sein.

Nun stieg Osilie von Thalhof den Berg zur Ruine wieder hinan, doch nicht mehr schwanken Fußes, sicher und ruhig. Das Blatt hatte gesagt, Silvana gehe nicht in den Tod, und weiter gab es keine Sorge mehr. Es war heller als vorhin, der Mond stieg als weiße Halbscheibe über dem Siebengebirg auf. Er ließ die Wasser des breitwallenden Rheines erkennen, aber mit diesen kam noch ein anderer großer Strom durch den Nachteinbruch daher und rauschte mit unsichtbar schauernden Wellen über die Emporsteigende hin, die trüben Wogen der großen Trauer, die um den ganzen Erdkreis rinnt. Auch für Osilie hatte Johannes Schmid es in seinem Lattenverschlag niedergeschrieben: Es war das Leben, durch das ein Riß im Innern ging.

Weit abwärts schon auf den Rheinwellen trug ein Dampfschiff Silvana davon. Wie ihr hinterlassener Abschiedsgruß es gesagt, lag Alles dunkel und verworren um sie und in ihr, nur der Gedanke leitete ihr Thun, daß sie sich nicht wieder allein und hülflos der Fremde vertrauen könne. Sie mußte eine sichere Zuflucht finden, und der Brief Anna Lundmarks, den sie heute empfangen, hatte ihr den Weg zu der einzigen

für sie vorhandenen gedeutet. Dort wollte sie „das äußere Hemmniß wegräumen"; wenn dies geschehen, dann konnte sie — konnte sie in das Haus ihres Vaters zurückkehren, oder wohin sonst immer. Es galt gleich für ein Leben, das einen Riß in seinem Innern trug.

---



# Drittes Capitel.

Durch die Aprilnacht lief der Eisenbahnzug dahin, den Silvana am Abend sogleich vom Dampfschiff aus in Deutz bestiegen. Der Schaffner hatte ihr ein unbesetztes Frauencoupé angewiesen, sie war allein und blieb es. So konnte sie den Schleier, den sie unterwegs bis dahin vor dem Gesicht niedergezogen, zurückschlagen und zum Fenster hinausblicken.

Ungewiß flogen draußen die Dinge vorüber, blasse Lichtstreifen und schwarze Schatten. Die halbe Mondscheibe warf wohl einige Stunden lang weißlichen Schimmer über weite Feldstrecken, doch schon vor Mitternacht schwamm sie als ein röthlicher Kahn zum Horizont hinunter und verschwand. Nur die Sterne blieben jetzt, und ab und zu noch ein vorbeiirrendes Licht, das irgendwoher aus dem Dunkel kam und von einer Menschenbehausung sprach. Zuweilen schien es durch Waldstämme zu flimmern; Silvanas Gedanken suchten einen Anhaltspunkt daran, um ihr wirres Treiben fest-

zubannen. Sie stellte sich das einsame Haus vor, die friedlich in der Stube noch um die Lampe sitzenden Bewohner. Oder vielleicht saßen sie bei harter Nachtarbeit für den Lebensunterhalt, vielleicht sorgend und pflegend an einem Krankenbett. Alles Das mit ihnen zu dürfen, hätte die Vorübereilende als ein Glück bedünkt, im weltabgelegenen, unbekannten Haus unter fremden Menschen an ihrer Tagesmühsal theilzunehmen, durch ermüdende Thätigkeit das immerwährende dumpfe Gefühl eines heimlichen Brütens im Kopfe zu verscheuchen. Doch sie hatte gelernt, daß sie nicht aussteigen konnte, um irgendwo in eine Thür einzutreten und zu sagen: „Nehmt mich auf, laßt mich mit Euch leben!" Die Welt war voll Mißtrauen gegen ein begleitungsloses junges Mädchen, ließ keine Hoffnung argwohnloser Aufnahme einer Fremden zu. Sie mußte eine Unterkunft suchen, wo man sie kannte, ihr Vertrauen und Liebe entgegenbrachte, und sie wußte nur eine Stätte auf der Erde, die ihr dies bot.

Auch die Lichter der Dorfhäuser, oder woher sie blinken mochten, loschen allmählich aus, die Nacht schritt vor, Alles ging zur Ruh, legte sich zum Schlaf. Silvana versuchte dies gleichfalls zu thun, lehnte den Kopf in die Ecke ihres Sitzes. Offenbar fuhr sie mit einem Schnellzug, er hielt nur selten an, manchmal warf etwas Nahes einen kurzen, sonderbar aufschwirrenden Ton gegen das Wagenfenster, den Rückprall des Vorbeibrausens an einem kleinen Stationsgebäude. Ein

stoßender Ruck deutete den Uebergang über eine Weiche, ein paar grüne und rothe Lichter tauchten jäh auf und schossen wie Blitzfunken wieder in's Dunkel. Dann ringsum ein schwarzes Nichts.

So ging es fort, und die Fahrende glaubte wach dazusitzen. Sie empfand, wie es ihr kühl und kühler ward; der Frühlingsnachmittag und auch der Abend war noch lang hinaus warm gewesen, doch die vorschreitende, sternenklare Nacht brachte in dem nicht mehr erwärmten Wagen empfindliche Kälte mit sich, und Silvana saß ohne weitere schützende Bedeckung, als die ihrer Kleider und ihres Mantels. Das kam ihr jetzt zum Bewußtsein, sowie daß sie selbst die Schuld daran trage, denn ihre Schwester Martha hatte sie eben ermahnt: „Vergiß nicht den dicken Shawl für die Nachtfahrt!“ aber sie hatte trotzdem versäumt, ihn mitzunehmen.

Doch sie bereute dies nur kurz, es war ihr nur täuschend so erschienen, als ob sie friere, in Wirklichkeit ward es nicht kälter, sondern nahm die Wärme zu. Der Wagen wurde doch wohl noch geheizt — oder nein — das geschah natürlich nicht, im September doch nicht. Die Wärme kam auch nicht von den Füßen herauf, sondern von oben herab, ging von ihrem Kopf aus, Alles mit köstlichem Gefühl durchfließend, in's Herz hinein und aus diesem wieder zurück. Das geschah, weil ihr Gesicht, etwas tiefer heruntergesunken, nicht mehr an dem Polster, sondern an einer warmen

Stütze ruhte. Wozu brauchte sie den Shawl, auf der Hochzeitsreise fror man doch nicht, und sie lag ja an der Brust ihres Mannes, dessen Hand sich ihr um die linke Schläfe und Wange gelegt hielt. Bei der Bewegung war die Hand einen Augenblick ihr auf die Brust herabgeglitten, aber dann hatte sie sich schnell gehoben und umschloß ihr nun warm das Gesicht.

Um sie her sagte immerfort etwas in wiederkehrendem Tact: „Sei unbesorgt — Du hast das Glück — hüt' es nur selbst — Dein Lebensglück!" Was so redete, wußte sie lange nicht, doch dann fühlte sie's, es war ihr eigner Herzschlag, und sie begriff auch, wie dieser dazu kam. Er wiederholte das Wort, mit dem Johannes Schmid vorhin sein Glas an das ihrige hatte klingen lassen: „Auf Lebensglück!"

Ja, der Wunsch war ihr in Erfüllung gegangen, reich und wunderbar schön. Die Liebe allein schuf das Lebensglück, und es konnte keine größere geben als die, mit der das Herz ihr für ihren Mann schlug. Wie sinnlos thöricht war es von ihr gewesen, zu Anna Lundmark zu sagen, daß sie sich vor der Nachtreise fürchte. Wo immer sie sein mochte, befand sie sich ja mit ihrem Manne zusammen, und es konnte ihr nichts geschehen, was nicht Liebe that und war.

Nur Eins fehlte noch zu ihrem vollen Glück. Geraume Zeit wußte sie auch davon nicht, was es sei, empfand nur, daß eine unermeßliche Sehnsucht danach immer höher in ihr ansteige. Dann auf einmal kam's

ihr, es war ein herzklopfendes Verlangen, daß die Lippen über der warmen Brust, an der ihr Kopf ruhte, sich auf ihr Gesicht niederbeugen und sie küssen möchten. Sie fühlte, jene trugen auch das gleiche Begehren, dies zu thun, nur müsse sie ihnen entgegenkommen, und den Arm um den Nacken ihrer lebendigen Stütze schlingend, hob sie sich an ihm leise empor.

Da stieß sie plötzlich einen jammernden Schrei aus. Im Augenblick, wie sie die Lippen fast erreichte, drängte sich ein anderes Gesicht vor das ihrige, und Ortlof von der Heide küßte statt ihrer Osilie von Thalhof.

Silvana fuhr von dem Schreckenslaut, den ihr Mund hervorgestoßen, aus dem Traum auf. Um sie lag ein erstes, bleiches Morgendämmerlicht, sie fühlte ihre Füße und Hände kaum, ein eisiger Frostschauder durchrüttelte sie bis in's Herz hinein. Der Zug verlangsamte sich zugleich und hielt; draußen rief der Schaffner den Namen einer Station, welcher der jäh Aufgewachten bekannt in's Ohr schlug. Sie erinnerte sich, ihn in der Nacht ihrer Hochzeitsreise gehört zu haben; also war sie im Schlaf an der Haltestelle vorübergekommen, wo sie mit ihrem Manne in Regen und Finsterniß hinein ausgestiegen.

Der Zug ging schon weiter; mechanisch öffnete sie das Fenster und blickte nach rückwärts hinaus. Weite Oede unter fahlem, grauem Zwielicht, in das der schwarze Rauch hineinschnob. Sprühende Funken irrten ab und zu durch ihn hin und zerstoben. Sie weckten

eine andre Erinnerung: Hier ungefähr mußte der Gewitterausbruch stattgefunden, der glühende Brandschein wie ein windbewegter Purpurvorhang am Himmelsrand gestanden haben. Wieder klang ihr etwas auf

,Die Nacht
Durchjauchzt es ungestüm, wie Siegruf des Tyrtäus,
Hold lächelt Eros drein, es zieht Dir Hymenäus
Vorauf mit rother Fackelpracht.'

Die Verse Johannes Schmids waren ihr im Gedächtniß verblieben, da sie dieselben zweimal vernommen, an der Hochzeitstafel, dann nochmals hier aus dem Munde ihres Mannes. Verständnißlos waren sie ihr damals am Ohr vorbeigegangen; jetzt auf einmal —

Da gesellte es sich zu ihrem Aufklingen wie eine Vision vor dem Blick. Der Schein hob sich wieder am Horizont empor, indeß nicht von einer Feuersbrunst, sondern ein wirklicher Vorhang, der sich im Windzug leise wie rothe Wellen regte, zwischen denen es von aufgeschlagenen Linnen weiß gleich einer Schneedecke hervorglänzte. Und eine heiße Blutwelle durchzuckte Silvana bis in die Fingerspitzen hinein.

Doch nur einen Augenblick, mit einem einzigen Herzschlag, dann kehrte die Eisesstarre ihrer Glieder noch vermehrter zurück. Es war natürlich, der Morgenwind kam, die Kälte noch erhöhend, durch das offene Fenster. Sie schloß es und setzte sich zurück.

Wie seltsam Träume logen, Alles auslöschten, was sich über etwas einmal Gewesenes hingedrängt,

und dies wieder ins Leben riefen, als sei es nicht gestorben, noch jetzt. Aber am Unbegreiflichsten, daß ein Traum das Herz so verwandeln, ihm solche Sehnsucht, solchen seligen Schlag zurückgeben konnte, während die wache Besinnung sich doch nur mit Entsetzen vorzustellen vermochte, Ortlof von der Heide sitze in Wirklichkeit dort in der Wagenecke. Silvana lag noch so unter dem Bann des Traumes, daß die Phantasie ihr aufzwang, es sei möglich, er könne während ihres Schlafes eingestiegen sein. Sie wagte nicht, die Augen hinüber zu wenden; doch eine Angst stieg in ihr, hob ihr endlich die Lider scheu halb empor. Ihre Hand streckte sich dabei nach der Thür; sie fühlte keinen Zweifel — wenn es war, so blieb ihr nichts, als die Thür aufzureißen und hinauszuspringen. Aber nun haftete der Blick beruhigt auf der gefürchteten Ecke, die leer im kalten Frühlicht dalag.

Warum wäre ihr denn nichts Anderes geblieben? Sie fragte es sich, doch wußte keine Antwort. Wäre es Wirklichkeit gewesen und hätte er einen Versuch gemacht, sie anzureden, mit einem Blick der Augen würde sie ihn zum Verstummen gebracht haben. Sie trug die Kraft, den Stolz einer vernichtend zurückweisenden Sprache derselben in sich, nur aus dem Traum war ihr die thörichte Furcht geflossen. Der hatte sie verwirrt gemacht, als sei sie zu schwach, solchen Kampf zu bestehen.

Der Zug lief durch den beginnenden Morgen fort.

Endlose Haide zur Linken und zur Rechten, noch winterlich, nichts regte sich in ihrem todten braunen Gezweig; fahle Sandflecke sahen wie Schnee dazwischen auf. Es war, als ob der Fuß durch ihre weite Einsamkeit hinschreite.

Das noch sonnenlose harte Licht, die Kälte, die Einöde vereinigten sich, den Kopf jetzt zu eigenthümlich widerspruchsvoll ruhig-unruhigen Gedanken zu befähigen. Auf's Schleunigste wollte Silvana in ihrer Vaterstadt eine gerichtliche Scheidung von ihrem Manne veranlassen, von dem, dessen Namen sie trug, doch dessen Frau sie nicht war. Auch er besaß ein Recht, dies zu beanspruchen; sie hatte ihn verlassen, nicht er sie, und sie wollte sich keinerlei Unrecht weiter vorzuwerfen haben. Denn durch Eines trug auch sie eine Mitschuld an dem Geschehenen, in dieser Nacht war ihr die Erkenntniß gekommen. Sie hätte damals, in jener andren Nacht, auf seine Rückkehr warten, ihm selbst sagen sollen, daß sie von ihm gehe, und weshalb. Aber sie hatte dies nicht gethan, weil nicht Das, was sie ihm entgegen zu halten verpflichtet gewesen wäre, die letzte Ursache ihres jähen Fortstürzens gebildet, sondern eine Regung, ein Grund, aus dem sie es nicht thun gedurft, wenn sie ihren Mann liebte. Zum ersten Mal kam es ihr, sie sei nicht vor der Entdeckung geflohen, er habe sie betrogen, besitze schon eine Frau, sondern vor dem plötzlichen Uebermanntwerden von einem dunkelverworrenen Schreckgefühl, daß sie wohl ihm anvermählt, doch nicht in Wahrheit seine Frau sei.

Niemand hatte ihr dies gesagt, sie selbst seit jener Stunde nie daran gedacht, und sie wußte nicht, woher ihr dies plötzliche, wohl noch undeutlich zerfließende, aber dennoch unabweisbar zum Bewußtsein gelangte Erkennen geworden. Doch es war da, wie wenn der Traum es ebenfalls mit sich gebracht habe. Und mit einer überschauernden Fluth wogte es in das Brausen des Zug's hinein; wie von einem Doppelsturm gefaßt, flogen die Gedanken.

Suchende Gedanken, die nicht mehr die eines Kindes waren.

Warum?

So hatte sie sich auch in jener Schreckensnacht gefragt, aber jetzt galt die Frage etwas Anderem.

Warum war das Alles, war es so geschehen? Warum war Der, mit dem sie damals allein im Wagen hier gefahren, jählings aufgesprungen, als seine Lippen im Begriff gestanden, die ihrigen zum ersten Mal zu berühreu? Auch das wußte Silvana plötzlich, nicht der Blitz hatte ihn emporgeschreckt, der Blitz war später gekommen.

Er hatte sie küssen gewollt — sie fühlte wie jetzt, daß ihn ein Zittern durchlaufen — und warum es nicht gethan? Warum war er so mit ihr, mit der Frau, die ihm angehörte, hier gefahren? Warum hatte er sie in das verwahrloste Haus gebracht und dort in dem Zimmer allein gelassen?

Das Alles war nicht die Absicht, nicht der Brauch

einer Hochzeitsreise. Sie war ein Kind gewesen — ein Kind wie Anna Lundmark — das in jener Nacht nicht darüber gedacht, nicht zu denken vermocht. Jetzt empfand sie's im Beben eines tiefsten Gefühls, alles Das war wider die Liebe, wider die Natur.

Aber Antwort auf ihre Fragen gab nichts, und aus der erstarrenden Kälte drängte sich zum Schluß als letzte drüber: Warum fragte sie überhaupt danach? Was ging sie das Todte, hier auf diesem Weg Abgestorbene noch an? Die Erinnerung lag begraben, winterlang abgesunken hinter ihr, nur der thörichte Traum mit seinem Herzklopfen hatte sie sinnlos noch einmal aufgeweckt.

Da durchschnitt ein Pfiff ihre Gedanken, sie sah auf, ein wohlbekannter hoher Kirchthurm hob sich, von ersten Sonnenstrahlen angeglänzt, vor ihr. Sie glaubte kaum, daß es schon möglich sei, aber der Zug lief in ihre Vaterstadt ein.

Ein merkwürdiger, gegensatzvoller Doppelzustand hielt sich ihrer bemächtigt. Ihre Glieder waren wie erfroren und doch in ihrem Innern ein brennendes Gefühl; ganz wach an allen Sinnen, konnte sie doch immer noch ihre Seele, ihre Empfindung nicht von dem Traum frei machen. Und ebenso mischten sich Verwirrung und klares Bewußtsein dessen, was sie thun mußte und wollte, in ihrem Kopf. Sie zog den Schleier vor ihr Gesicht, damit nicht ein Zufall sie von einem Bekannten gewahren lasse, bestieg am Bahnhof einen

Miethswagen und hielt um eine Viertelstunde später vor dem Lundmark'schen Hause. Dann stand sie in dem Zimmer Anna's, die grad' erst mit ihrem Ankleiden fertig geworden.

Ein überraschendes und eigenes Wiedersehen war's, bei dem Beide im Anfang ihre Fragen und Antworten nicht verstanden. „Wo ist Dein Mann?“ sagte Anna Lundmark, und Silvana erwiederte: „Warum? Woher sollte ich das wissen?“

„Hat er nicht — Dich nicht aufgesucht?“

„Wie kommst Du zu dem Gedanken, Anna?“

„Ich dachte, vielleicht —. Die Antwortende ward ein wenig roth, schwieg und fügte rasch nach: „Hast Du denn meinen Brief noch bekommen?“

„Ja, Anna, und er hat mich hierher gebracht, für einige Zeit um Aufnahme bei Euch zu bitten. Ich danke Dir von Herzen für ihn, denn er kam in dem Augenblick, als ich seiner am höchsten bedürftig war.“

Sie saßen beisammen, die Wände des Zimmers gingen, wohl von der ununterbrochen langen Fahrt auf dem Dampfschiff und der Eisenbahn, leis schwankend um Silvana auf und nieder, welche beide Hände Anna Lundmarks gefaßt hielt, als ob sie sich in einem Wellengewirbel an einen gefundenen sicheren Halt festklammere. Die Morgensonne fiel jetzt herein, schönes Licht und Wärme mit sich bringend, aber noch mehr Wärme ging von dem sonnigen Gesichte Annas aus. Es war noch völlig das Mädchen, das Kind, das Silvana vor einem

halben Jahre verlassen, nur ganz, wie aus einer Licht-quelle in ihr selbst, durchleuchtet, gleich einem ersten ahnungssüßen Frühlingstag.

Schweigsam staunend hörte sie nun zum ersten Male, was Silvana eigentlich zu der Trennung von ihrem Manne genöthigt habe. Die letztere empfand einen treibenden dunklen Drang, es laut vor sich selbst auszusprechen und zugleich es einem treuen, liebreichen Herzen anzuvertrauen. Kurz stellte sie der immer verwunderter Aufhorchenden Alles dar, bis zum gestrigen Tage hin. Dann verstummte sie.

Auch Anna sagte nur: „Meine arme Silvana — daß Dir durch schlimmen Zufall Das noch hinzukommen mußte!“ Danach schwieg sie wohl eine Minute lang, doch man sah, daß in ihrem Kopfe Gedanken umhergingen. Und nun brachte sie einen derselben zum Vorschein:

„Aber wenn die Frau Ofilie von Deinem — von ihrem Manne, meine ich, geschieden ist, so richteten sich die Briefe, zu denen sie Dir den Schlüssel schickte, doch nicht an Jemanden, die noch seine Frau war, sondern Du war'st dies damals doch allein.“

So unermeßlich viel hatte Silvana die Nacht hindurch gedacht, doch an das, was dem Kinderkopf da vor ihr als Erstes gekommen, nicht. Es fuhr auf sie herunter, wie ein plötzlicher Lichtwurf durch eine auf-gerissene Thür blendend in die Augen fällt; so lähmte es ihr das geistige Sehvermögen. Natürlich beruhte

die Aeußerung auf einer Täuschung, einem Widersinn, nur war sie nicht fähig, gleich aufzuhellen, wo der Irrthum stecke. Sie wollte auch gar nicht darüber denken, der Kopf schmerzte ihr so von dem Brüten der Nacht, und als Anna hinzusetzte: „Hast Du denn damals all' die Briefe genau gelesen?" fiel sie ihr hastig in's Wort: „Das verstehst Du nicht — laß uns von Anderem sprechen! Kann ich hier im Hause bei Euch bleiben, bis ich es erreicht habe, daß die Scheidung vollzogen ist?"

Aber Anna Lundmark konnte noch nicht von dem Gegenstande ablassen. Sie zögerte wohl etwas und drehte die Augen ein wenig unsicher zur Seite, doch so äußerte sie:

„Du — Silvana — nach dem, was Du mir gesagt — ich verstehe es ja freilich nicht, denn ich weiß ja nicht, was Liebe ist — aber ich glaube, Dein Mann liebt Dich doch —"

„Du quälst mich und bist ein Kind — ich bitte Dich, sprich für mich mit Deiner Mutter. Ich kann es jetzt im Augenblick noch nicht, ich bin zu müde und möchte etwas ausruhen."

Anna erschrak, sie sah an dem Gesicht Silvanas, daß sie dieser wirklich Qual bereitet habe. Schnell verließ sie nun das Zimmer, um der Aufforderung der Freundin nachzukommen. Sprachlos überrascht, hörte Frau Hedwig alles Das, wovon sie bisher nicht leiseste Ahnung besessen, doch bei dem Verhältniß, in dem ihr

Mann zum Rodwaldschen Hause stand, konnte ihr keinen Augenblick Zweifel bleiben, dem Wunsche Silvanas zu willfahren, selbst wenn ihr eignes Herz sie nicht, tief theilnahmsvoll von dem Unglück der letzteren ergriffen, dazu gedrängt hätte. Sie ordnete sogleich die Herrichtung der Gaststube für die Zufluchtsuchende an, dort konnte dieselbe, vor allen Menschenaugen geborgen, bis zur Erreichung ihres Zwecks oder solange sie wollte, verbleiben. Mit dieser Erwiederung und herzlichem Gruß der Mutter begab Anna sich rasch zu Silvana zurück, die erleichtert aufathmete. Nun war sie in der Sicherheit, nach der sie getrachtet.

Eine Frage des Mädchens kam ihr im ersten Augenblick unerwartet, ließ sie unschlüssig zaudern: Ob Anna Johannes Schmid Alles mittheilen dürfe? Aber dann willigte Silvana ein. Für ihr Vorhaben bedurfte sie unfraglich des Rathes und der Beihülfe eines Menschen, eines Mannes, und nicht nur die Versicherung der Freundin, auch ihr eignes Gefühl sagte ihr, an treuere Verschwiegenheit und hülfswilligere Hand könne sie sich nicht vertrauen. Nur Eines beunruhigte sie, daß sie äußerte: „Ihr habt nach Deinem Brief noch einen Gast im Hause — den da Selva — Manuel, glaube ich —“ die letzte Nacht hatte jedes weitere Denken daran in ihr ausgelöscht — „ist durch den auch kein Kundwerden meines Hierseins zu besorgen?“ Doch Anna fiel, unwillkürlich lachend, ein: „Manuel? Wenn Du den kenntest, würdest Du Dich nicht davor

fürchten! Der denkt überhaupt nichts und bekümmert sich um nichts in der Welt, als Narrheiten zu treiben, die mich aufbringen sollen, eine neue Strafe für ihn ausfindig zu machen. Gestern Abend hat er mir — mir, seiner Lehrerin — hinterrücks mit einer Scheere einen ganzen Haarbüschel abgeschnitten, um — ich weiß nicht mehr, was für einen Unsinn er damit anstellen wollte, er selbst, glaub' ich, wußte es auch nicht —"

Eine Magd trat, die Sprecherin unterbrechend, mit der Meldung ein, daß die Gaststube in Ordnung gebracht sei; Anna führte Silvana dorthin, ermahnte sie, sich in's Bett zu legen, um bis zum Mittag den versäumten Schlaf nachzuholen, und eilte dann, das Zimmer verlassend, die Treppen zu Johann Schmids Wohnung hinauf. Die Zurückgebliebene kam jedoch der verständigen Anempfehlung nicht nach, sondern ging unstet in dem kleinen Raum hin und wieder. Sie fieberte offenbar, denn Frostschauer durchliefen sie noch, doch ihr Gesicht war jetzt heiß aufgeglüht. Ihr Kopf strengte sich zum Zerspringen an, sie mußte den von Anna Lundmark aufgedeckten Widerspruch lösen. Dann fand sie's auch; es war so leicht und natürlich, wenn man in Ruhe allein darüber nachsann. Ofilie hatte ihr etwas verhehlt, falsch berichtet, war nicht wirklich von ihrem Manne geschieden worden, sondern sie hatten sich nur getrennt. Das erklärte Alles auf's Einfachste.

Nein, sie war allerdings nicht im Stande gewesen, die Briefe in der Nacht genau zu lesen. Doch wozu

fragte Anna danach? Was sie vor dem flimmernden Blick sich daraus zum Verständniß gebracht, hatte ja voll ausgereicht, sie erkennen zu lassen, Ortlof von der Heide sei schon verheirathet.

Plötzlich durchzitterte sie ein Schreck. Dann hatte er sich einer Doppelehe schuldig gemacht, und wenn sie die gesetzliche Scheidung bewirken ließ, mußte seine zweifache Heirath offenbar werden. Eine solche war, wie Silvana wußte, mit schwerer Strafe, sie glaubte, mit dem Zuchthaus, bedroht, die ihn so durch sie treffen würde. Daran hatte sie auch noch nie gedacht.

Welch' eine kindliche Thorheit Annas, daß Ortlof von der Heide sie noch liebe, überhaupt jemals geliebt habe. Wenn er es gethan hätte —

Nein, gottlob, er hatte es nicht gethan, hatte sie ja nur geheirathet, um sich ihrer reichen Mitgift, ihres künftigen väterlichen Vermögens zu bemächtigen. Denn wenn er sie geliebt hätte — und sie wäre von ihm geflohen, nicht um seines Betrugs willen, sondern aus jenem nichtigen Grunde — und sie fügte dem noch hinzu, daß er durch ihr Thun zu einer Zuchthausstrafe verurtheilt würde —

Es war trotz der hereinfallenden Morgensonne doch noch durchschaudernd, gliederrüttelnd kalt. Silvana streckte sich mit einer jäh-hastigen Bewegung auf das Bett hin und zog die Decke fest über sich. Doch nicht nur, um sich zu erwärmen, mehr noch, um sich vor etwas zu bergen, vor dem quälenden, fieberirren Ge-

triebe der Gedanken ihres Kopfes. Wie ruhig war in ihm Alles gestern um diese Zeit noch gewesen, so winterstill, wie die Erde bis vor Kurzem unter der Schneedecke gelegen. Nun war die Ruhe in ihr aufgescheucht, von Stürmen, die wirbelnd umliefen, bald kalt, bald heiß, wie es draußen auch so geschah, wenn der Winter gegen den hereinbrechenden Frühling kämpfte.

Die Decke des Bettes war keine Schneedecke, sondern unertragbar schwül bedrückend. Die Liegende mußte sie wieder abwerfen.

Nein, sie durfte die Schuld nicht auf sich laden, die Scheidungsklage nicht anstellen. Wozu auch? Für sie galt es völlig gleich, ob sie gesetzlich geschieden sei, oder nicht, da sie sich ja doch niemals im Leben wieder verheirathen würde. Und was die Doppelehe Ortlofs von der Heide anging, so verstieß sie ja nur gegen eine von Menschen erfundene äußere Gesetzesformel, nicht wider ein inneres Menschengesetz, denn sie war ja gar keine, nur eine scheinbare.

Eine ungeheure Sehnsucht stieg in Silvana an, schlafen, träumen zu können — den Tag hindurch und dann die Nacht und immer fort.

Anna sollte Johannes Schmid nichts mittheilen. Sie wollte aufstehen, um es zu verhindern — aber sie konnte es nicht — denn dazu mußte sie ja aus dem Eisenbahnwagen hinausspringen — und war dann todt — und sie wollte doch noch nicht sterben — sondern leben — „Lebensglück — Lebensglück“ — sagte

unablässig etwas, der Wagen oder ihr Herzschlag, oder beide ineinander.

Anna Lundmark war die Treppen hinaufgeflogen, doch Johannes Schmid befand sich nicht in seiner Wohnung. So stieg sie weiter bis zu seinem Lattenverschlag, indeß auch dort sah sie ihn durch die Bretterlücken nicht. Er mußte aus dem Hause fort sein, und sie besann sich, daß es wohl kaum erst siebente Morgenstunde und er noch nicht von seinem gewohnten Sonnenfrühgang zurückgekommen sei. Wie sie sich umwendete, fiel ihr Blick auf die Kammerthür gegenüber. Hinter dieser war es ganz lautlos, so still, wie man zuweilen sonderbar im Gefühl hat, daß ein wirklich leerer Raum es gar nicht so sein könne, sondern daß diese übermäßige Stille von der schweigsamen Reglosigkeit eines darin befindlichen Menschen herrühren müsse. Ein lachender Zug ging plötzlich um die Lippen Annas, glänzte aus ihren Augen. Sie trat rasch auf die Thür zu, klopfte laut daran und rief:

„Manuel!"

Es kam keine Antwort, und sie pochte nochmals: „Manuel!" Doch ebenso vergeblich.

Begleitete er etwa Johannes Schmid auf seinem Gang? Sie schüttelte den Kopf; die Sache war nicht richtig.

„Manuel! Schläfst Du noch?"

Nun öffnete sie leise die Thür. Wahrhaftig, da lag er, die Hände auf dem dunklen Haar zusammen-

gelegt haltend, in seinem schon halb von der Sonne goldhell überstrahlten Bett und schlief fest.

„Wie ein Hamster,“ sagte Anna laut, aber der Anblick machte ihr unverkennbar ein großes Vergnügen, weckte so sehr Spaßlust in ihr auf, daß sie vergaß, die Thür hinter sich zu schließen, und dieselbe weit offen stehen lassend, geräuschlos auf den Zehen an das Bett hinanschlich. Dann hob sie die Hand und schnippte mit ihren Fingerspitzen dem Schlafenden ziemlich kräftig an die Nase.

Jetzt that er die Augen weit auf und sah sie, offenbar noch in halbem Traumzustand, groß erstaunt und doch merkwürdig auch wieder wie kaum über ihren Anblick verwundert an. Sie lachte: „Da hast Du's, Du Siebenschläfer!“

Er antwortete nun in fehlerlosem Deutsch, nur noch mit ein wenig fremdem Tonfall: „Bist Du es wirklich, Anna? Ich meinte, daß ich träumte —“

„Ja, ich, und erwische das Ai einmal — Eure dreizehigen Faulthiere in Brasilien können ja nicht schlimmer sein. Die wachen doch wohl wenigstens auf, wenn die Sonne ihnen in's Gesicht scheint. Aber von dieser Sündhaftigkeit abgesehn, ist mir's ganz recht, Dich hier so zu haben; ich will Dir einmal eine Strafpredigt halten, bei der Du mir nicht wegkommen kannst —“

Anna setzte sich zu ihrem Vorhaben bequem auf den Bettrand und fuhr fort:

„Deutsch hast Du gelernt, das will ich als Lob vorausschicken, denn ich bin streng gerecht, und darin verdienst Du die Note No. 1. Aber Dein Betragen, besonders gegen Deine Lehrerin, ist durchaus nicht, wie es sein soll. Du verstößt jeden Tag ein Dutzendmal gegen den schuldigsten Respect und mußt noch einen vollständigen Schicklichkeitscurs bei mir durchmachen. Meine Mama trägt freilich mit Schuld daran, denn die verzieht Dich und sieht Dir Alles nach. Doch um so mehr habe ich die Pflicht, Dir zu zeigen und Vorbild in dem zu sein, was sich schickt. Ist das ein würdiges männliches Behaben, mir gestern aus Alberei unversehens hier so viel Haar wegzuschneiden, daß alle Leute glauben müssen, ich wäre die Treppe heruntergefallen, oder Gott weiß was. Hättest Du es noch an einer Stelle gethan, wo man es nicht so sähe; aber Du bist wirklich ein großes Kind, Manuel, und wenn Dir so ein unsinniger Einfall kommt, denkst Du Dir gar nichts dabei. Ich bin doch fast drei Jahre jünger als Du, und Du müßtest also eigentlich von Rechtswegen viel klüger sein als ich, aber daß Gott erbarm', wer das bei Dir suchen wollte, der käme schön an. Ich bin es, die immer für Dich mit Vernunft im Kopf haben muß, und komme mir manchmal beinahe wie Deine Mama vor, die den ganzen Tag nichts thun, als aufpassen kann, daß ihr großer Junge keine unnützen Streiche treibt. Was machst Du denn da schon wieder hinter meinem Rücken? Mein Himmel, während ich

Dich so ermahne — pfui, Du Nichtsnutz — pfui — Manuel muß Schläge haben!"

Manuel da Selva hatte die „Strafpredigt" ein Weilchen mit schalkhaft reumüthiger Miene angehört, dann jedoch unvermerkt seine eine Hand hinter den Rücken der vor ihm Sitzenden gestreckt, die Bandschleife an ihrem langen Zopf aufgezogen und diesen behend auseinander geflochten, und wie Anna nun eben eine Kopfbewegung gemacht, flog ihr ein Theil des gelösten goldlichten Haares wie aufflatternde Sonnenstrahlen über die Schulter herüber. Das riß ihr den letzten Ausruf des Entsetzens vom Mund, und ihre Hand klopfte zugleich hurtig auf die Finger, die während ihrer ernsten Ermahnung den neuen Unfug verübt hatten. Doch nun machte der Bestrafte ein klägliches Gesicht und fing zu schluchzen an, und Anna, die heut' Morgen ihre sonstige Stellung als Lehrmeisterin mit einer mütterlichen Rolle vertauscht hatte, sagte: „Nur, nur nicht gleich weinen, Manuel — wenn Manuel nicht wieder unartig sein will, ist die Mama auch wieder gut." Ihre Hand streichelte ihm dazu ein paarmal begütigend über die Wange, so daß er leiser schluchzte und dann plötzlich in ein übermüthig fröhliches Lachen umschlug. Das verwies Anna ihm nicht mehr, denn auch ihre Miene zeigte keinerlei Lust, die Predigt noch wieder fortzusetzen, allein statt dessen sagte sie:

„Du, Manuel, sei nun einmal ernsthaft, wir müssen doch bereden, wie es werden soll, denn mein Vater wird

sicher in den nächsten Tagen zurückkommen, und dies ist ja seine Kammer, die er sich eingerichtet hat, um manchmal bei seinen Karten und Instrumenten hier zu sein. Da kannst Du nicht drin bleiben, ich hatte gedacht, daß Du in unser Gastzimmer einziehen solltest, aber nun ist heut' eben — ich meine, wir haben eben Besuch bekommen, der die Stube wohl ziemlich lange braucht — Du ißt natürlich Mittags und Abends ebenso bei uns, doch es wird nicht anders gehen, als daß Du Dir in einem Nachbarhause irgendwo ein kleines Zimmer miethest. Dein gespartes Geld ist ja allerdings zu Ende, und viel habe ich auch nicht, aber dazu wird es wohl reichen und nachher sorgt mein Vater gewiß für Deine Unterkunft. Er ist so gut und wird Dich sicherlich auch lieb haben."

Sie hatte in ihre Tasche gegriffen, eine kleine Börse herausgezogen und schüttelte den Inhalt derselben auf ein Tischchen neben dem Bett. Ihr Gesichtsausdruck sprach, es sei selbstverständlich, daß sie ihm ihre Baarschaft gebe, und ebenso redete der seinige, es sei selbstverständlich, daß er sie nehme. Wie zwei Geschwister sich natürlich aus kleinen Lebensnöthen halfen, so brauchte auch hierüber von beiden Seiten kein Wort weiter gesagt zu werden. Manuel da Selva faßte nur zum Zeichen seines Dankes mit der Rechten nach der Hand Annas und behielt sie, während die Finger seiner Linken leise durch das gelöste weiche Haar im Rücken des Mädchens spielten. Und um Beide auch spielten

und flimmerten die goldnen Sonnenstrahlen des letzten Apriltages, der sich in ahnungssüßer Frühlingsschönheit zum Uebergehen in den Mai bereitete.

Einige Augenblicke saß Anna verstummt; als ihr Mund sich danach wieder aufthat, klang ihre Stimme nicht erkünstelt, sondern wirklich ernsthaft. Die sonstige innere Fröhlichkeit war daraus gewichen und ein Ton von Betrübniß an ihre Stelle getreten, wie sie sagte:

„Und dann wird mein Vater Dir behülflich sein, daß Du auf ein gutes Schiff kommst, und Du gehst fort, und wir sehen uns vielleicht niemals im Leben wieder —“

Manuel da Selvas Finger flochten sich wie beim Kinderspiel durch die der Hand in der seinigen und bogen sie mechanisch auf und ab, während seine Augen weit offen und schön leuchtend in die Augen Annas aufsahen. Sie thaten es schweigend eine Secunde lang, dann antwortete er:

„Das glaubst Du selbst doch nicht, Niña. O gewiß komme ich wieder.“ –

Sie schüttelte den Kopf. „Mir ist es so.“

„Mir gar nicht, Niña.“

Diese fiel ein: „Ich glaube gar nicht, daß Du lange auf der See bleibst, sondern bald wieder nach Brasilien zurückgehst, denn Du paßt nicht dafür, hast nichts von einem Matrosen, die sind ganz anders, und Du wirst Dich unter ihnen nicht wohl fühlen. Auch Deine Hände schon sind viel zu fein und zart für die

Taue — aber, nicht wahr, das versprichst Du mir — wenn Du wieder drüben bist und bleibst, da vergißt Du mich nicht, sondern denkst an mich, wie ich immer an Dich denken werde, ganz gewiß immer, auch wenn wir uns nie wiedersehen. Es war doch so schön und fröhlich, daß Du so gut Deutsch bei mir gelernt hast, denn eigentlich hast Du's besser von mir begriffen, dünkt mich, als von Johannes Schmid, und wenn Du fort gehst — aber das ist ja gottlob noch nicht so bald — da will ich Dich bitten, mir etwas dafür zum Lohn und Andenken zu geben —"

„Was denn, Niña?"

Die Augen Manuels tauchten sich, noch tiefer aufleuchtend, in die ihrigen. Sie antwortete, ein wenig unruhig, rasch:

„Nein, ich sage es Dir dann, beim Abschied. Ich muß jetzt fort."

Doch seine Hand hielt sie fest, er wiederholte: „Was könnte ich Dir denn geben, Anna?"

Aus seiner Stimme kam ein leises Zittern, und das volle Sonnengewoge fiel jetzt, ihre beiden Gesichter überfließend, herein und wob einen zitternden Schleier dazwischen. Durch diesen sahen sie sich stumm zwei Augenblicke lang an.

Da tönte draußen ein Fußtritt, daß der Kopf des Mädchens sich unwillkürlich umwendete, und über die Schwelle der offnen Thür sah verwundert Johannes Schmid. Nun sprang Anna, sich losmachend, auf und rief:

„Sind Sie zurückgekommen? Das ist gut, ich suchte nach Ihnen, denn ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen. Manuel trieb nur wieder so viel Possen, daß ich es fast vergessen hatte. Wir wollen in Ihren Verschlag hinübergehen."

„Darf ich es denn nicht hören?" fragte Manuel da Selva.

„Nein, das ist nichts für Kinder!" Das fröhliche Lachen war Anna zurückgekommen, und sie setzte hinzu: „Nun steh' nur inzwischen auf und zieh' Dich rasch an, dann wollen wir nachsehen, ob draußen die Goldfalter fliegen, und auch wegen Deiner Wohnung Umschau in der Nachbarschaft halten."

Sie trat mit Johannes Schmid in den Lattenverschlag hinüber; ihr war's aus dem Gedanken entfallen, daß ihr das Haar aufgelöst über den Rücken herunterwallte, aber die Augen des mit ihr Gehenden sahen traumhaft-staunend darauf, wie es durch seinen armseligen, sonnenlos verschatteten Arbeitsraum einen goldenen Lichtglanz warf. Anna setzte sich in der Engniß auf einen alten Holzklotz und fing an: „Aber Niemand sonst darf noch eine Silbe davon erfahren, Sie müssen ebenso schweigen können, wie ich; denn was ich Ihnen mittheilen will, das habe ich größtentheils schon seit einem halben Jahr gewußt und doch Keinem ein Wort davon gesagt, nicht einmal Ihnen und Manuel. Freilich, dem natürlich nicht, der hätte ja nichts von der Sache begriffen und höchstens Dummheiten

darüber geredet. Und den Mund kann er auch nicht halten, sondern muß Alles herausschwatzen, was er denkt. Gott behüte, wenn der einmal ein Geheimniß bewahren sollte!“

Nach dieser Einleitung, die sich merklich nicht ganz Geringes auf die bewiesene Verschwiegenheit der Sprecherin zu gut gethan, berichtete Anna Johannes Schmid die seltsame Geschichte Silvanas, von dem heutmorgenlichen Eintreffen derselben und der Absicht ihres Hierherkommens. Der Zuhörende öffnete seine Augenlider immer weiter, und zwischen den zitternd erregten Wimpern kam ein stumm-trauriger Glanz hervor. Nur ab und zu sagte er: „O Fräulein Anna! — Ist es denn möglich, daß die Sonne das mit ansieht! — O Fräulein Anna!“

Dann war die Berichterstatterin zu Ende gekommen, und Johannes Schmid stand eine Weile, ohne etwas zu erwiedern. Man las nur in seinem Gesicht, daß er einen tiefen Schmerz in sich fühlte, als sei Alles, was er eben vernommen, ihm selbst geschehen und bebe in jeder Fiber seiner Seele und seines Körpers nach. Und er brachte es mühsam aus bedrückt athmender Brust, als er endlich Sprache fand und sagte:

„So viel hat ein junges Menschenherz aushalten müssen, während meines so glücklich war und in seiner Seligkeit nicht an Leid und Weh in der Welt dachte! Wie stark muß ein Herz doch sein, um das tragen zu

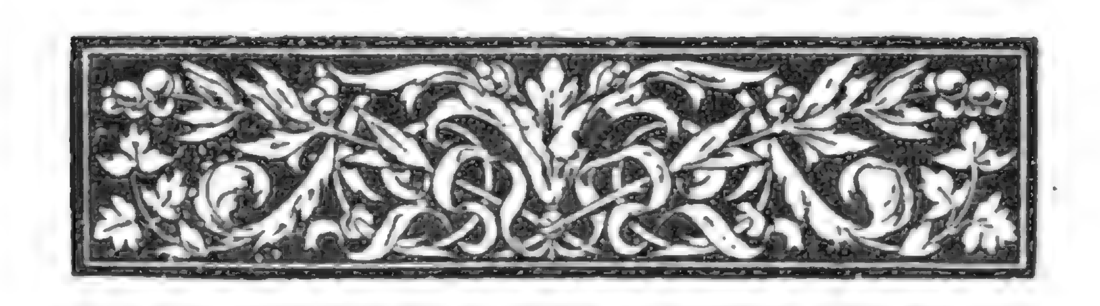
können, ohne in Stücke zu brechen! Ich war so eigensüchtig und dachte nur an mich selbst — das ahnte sie nicht, wie sie mir so schön und so freundlich die Tasche für meine Kinder füllte. O wie blind sind wir Menschen, wie stehen wir ahnungslos vor einer schwarzen Nacht, die uns schon in unsichtbarer Hand hält, und lachen noch. Und mit solchem Hochzeitsgedicht mußte ich ihrer Zukunft Hohn sprechen, weil ich geldgierig war, und „auf Lebensglück" stieß ich mit ihr an. Das Leben ist ein bitterer Spott auf all' unser Hoffen und Thun — o man sollte niemals lachen! Aber — ja, wie stark muß ein junges Herz sein, daß es daran nicht untergegangen ist! So viel Elend des Daseins kann ein Menschenherz nur überstehen, wenn es von einer Fee, von der höchsten auf Erden beschützt wird, die ihm in seiner Noth beisteht, — vielleicht ohne daß es selbst ahnt, sie sei da, sie sei noch in ihm. Aber sie muß da sein — auch in dem Jammer Frau Silvanas — sonst hätte sie es nicht ertragen."

Von den Wimpern des Innehaltenden fielen ein paar glänzende Thränen herunter; wenn das Haar Anna Lundmarks wie Sonnenschein war, so glichen jene beiden zweien, den Schattenraum des öden Bodenverschlags mit wundersamem Licht durchzitternden Sternen. Allein nun strahlten die Augen Johannes Schmid's plötzlich anders auf, und stotternd sprach er:

„Nein — die Welt ist doch so voll von Glück —

o so reich! Wenn Ihnen das geschehen wäre, Fräulein Anna — dann würde ich — dann würde ich sagen, es sei keine Fee des Himmels über den Menschen, keine Güte, keine Gerechtigkeit. Aber Ihnen kann das ja nicht geschehen — darf es ja nicht — wenn noch ein Himmel über der Erde ist — und doch — doch — Sie sollen lachen, sollen sorglos und glückvoll sein, mit jedem Athemzug, jedem Herzschlag! Nein, sprechen Sie Manuel nicht davon! Sie haben ganz recht — ganz recht — er versteht es nicht, und Sie — Sie verstehen es auch nicht, Fräulein Anna. Die Sonne kann ja nicht ahnen, was Schatten ist — sagen Sie Frau Silvana, wobei ich ihr Hülfe leisten könne — ich dächte nichts Anderes. Nur nicht scheiden, wenn es nicht sein muß — nur nicht zwei Menschenherzen auf ewig von einander trennen, so lange eine Möglichkeit bleibt — das ist das Grausamste des Lebens, der höchste Frevel, den es begehen kann. Manuel wird sich jetzt angekleidet haben, Fräulein Anna — gehen Sie zu ihm hinüber — ich will — ich habe nur noch ein wenig und komme gleich nach — dann wollen wir noch weiter berathen."

---



# Viertes Capitel.

Der Tag war vergangen, und der Morgen des ersten Mai's brach an. Silvana hatte die Nacht hindurch dumpf und schwer geschlafen, wußte, als sie aus der tiefen Bewußtlosigkeit vieler Stunden die Augen öffnete, geraume Weile nicht, wo sie sei. Dann kam ihr allmählich das Gedächtniß, sie stand auf und blickte zum Fenster hinaus. Der Himmel lag in wolkenlosem Blau, doch ziemlich starker Wind hatte über Nacht eingesetzt, warf drunten das Wasser des Flusses lebhaft durcheinander. Um Vieles breiter dehnte dieser sich, als der Rhein, und trotz dem heitren Licht drüber besaß sein Dahinziehen etwas schwermüthig Wallendes. Die einzelnen grünen Wellen erinnerten an unstäte Menschen, sie trieben zwecklos vorbei, weiter fort, abwärts, um im großen Meere aufzugehen. Die darauf Niederschauende begriff nicht mehr, was sie in ihrer Vaterstadt suchen gewollt, wozu sie hier stehe. Es war ein voreiliger Entschluß gewesen, von der Rathlosigkeit

des Augenblicks eingegeben und in der Ueberreizung der Nerven ausgeführt. Trübsinniger konnte die Welt sie nirgendwo ansehen, die wildeste Fremde bot ihr tausendfach Besseres, Unbekanntes, nicht an das Vergangene Gemahnendes. Freilich hatte sie einer Zuflucht bedurft, deshalb sich hierher gewandt. Aber wenn von draußen her die Traurigkeit wie ein nebelnder Strom auf sie eindrang, so war es drinnen im Hause zu frohsinnig. In dem Gesicht Frau Lundmarks stand das Glückgefühl, mit dem sie täglich jetzt ihren Mann nach der winterlangen Trennung zurückerwartete, und Anna konnte die Frühlingsfreudigkeit ihres Herzens nicht verbergen. Es war das Leben, das dem Einen in der Sonne und dem Andern auf der Schattenseite lag; beides ließ sich nicht vereinen. Ein paar Verse durchschwirrten Silvana unablässig den Kopf, die sie einmal in einer Hamletdarstellung gehört:

„Ei, der Gesunde hüpft und springt,
Dem Kranken ist's vergällt;
Der Eine weint, der Andre singt,
Das ist der Lauf der Welt.“

Und sie war krank, wenn auch das Fieber in ihr nachgelassen hatte. Es mußte sich eine fremdartige, schwere Krankheit in ihr vorbereiten; sie besaß ein Gefühl, wie sie es noch nie gekannt, oder vielmehr kein Gefühl, denn ihr war's, als ob sie ohne Körper sei. Wo sie sich mit der Hand berührte, empfand sie nichts, vermochte sich keinen Schmerz zuzufügen. Ihre leib-

lichen Nerven erschienen durch die Ueberspannung völlig abgestumpft, und ihr Geist, ihre Seele war müde und willenlos, kein anderes Verlangen in ihr, als von der Außenwelt nichts zu vernehmen, zu schlafen, zu träumen.

So fand Johannes Schmid sie, von Anna Lundmark zu ihr geführt. Als er hereintrat, brachen ihr Thränen aus den Augen, die Erinnerung an die Stunde, in der sie ihn zuletzt gesehn, überkam sie zu gewaltsam. Sie reichte ihm die Hand, und obwohl sie nur ein einziges Mal im Leben kurz mit ihm zusammen gewesen, fühlte sie nach wenig Minuten, er sei ein Freund, auf den sie bauen könne, wie auf Anna. Aber was vermochten ein Freund, eine Freundin ihr zu helfen? Wußte sie doch selbst nichts, wonach sie begehrte, worauf sie hoffte, was sie wollte.

Nein, die Absicht, mit der sie in ihre Vaterstadt zurückgekommen, hatte sie selbst schon aufgegeben, es bedurfte dazu keiner Einwirkung mehr auf sie. Vorsichtig lenkte Johannes Schmid das Gespräch dahin über, daß er, als der Zweckerreichung am besten entsprechend, empfahl, nicht sofort die Scheidungsklage anzustellen, sondern noch etwas damit zu warten. Er führte mehrfache Klugheitsgründe dafür an; keine weibliche Zartheit hätte die bebenden Saiten der Seele Silvanas behutsamer anzurühren, kein alterfahrener Diplomat mit feinerer psychologischer Berechnung ihrem Vorhaben beizupflichten und zugleich einen Aufschub desselben zu erstreben vermocht. Doch diese Bemühung

fiel unnöthig, sie wollte die Scheidung nicht mehr beantragen. Einen Grund gab sie für diesen Wechsel ihrer Absicht nicht an, sagte nur, sie überlasse es Dem, dessen Namen sie trage, ob er die gesetzliche Trennung herbeiführe, oder nicht. In ihr Wesen war seit gestern etwas Fremdartiges eingekehrt; wenn sie von Ortlof von der Heide sprach, ließ sich empfinden, daß sie sich ihm mit einem beleidigten Stolzgefühl entgegenstellte, wie wenn sie dies als Schutzwehr wider einen Angriff von jenem gebrauche. Sie war merklich im höchsten Grade reizbar; es durfte nichts über ihn geäußert werden, was nach irgendeiner Richtung nicht zu seinen Ungunsten redete. Johannes Schmid mußte sich auf's Sorglichste davor in Acht nehmen.

Sonst gab die Willen- und Planlosigkeit Silvanas ihm in Allem nach. Er hielt dafür, daß sie doch auf längere Dauer im Lundmark'schen Hause nicht die von ihr ersehnte still-abgesonderte Unterkunft finden werde, und bat, ob er nicht zu ihrem Vater gehen dürfe, um mit diesem — natürlich unter Verschweigung ihrer Anwesenheit in der Stadt — als Beauftragter von ihr Zwiesprache über ihre Rückkehr und einen ruhig abgeschlossenen Aufenthalt im Elternhause zu nehmen. Dem stimmte sie zu; so unerträglich dieser Gedanke ihr im Herbst gewesen war, erschien es ihr selbst jetzt als das Einzige und Beste, wieder in dem Zimmer zu sitzen, das sie von Kindheit auf bewohnt. Mit den Menschen drumher besaß sie keinen wirklichen inneren

Zusammenhang, aber die altvertrauten Wände bildeten doch etwas wie eine Heimath, soweit ein solches Gefühl für sie noch denkbar war.

Johannes Schmid begab sich sogleich mit seinem erzielten Auftrag fort; als er vor die Hausthür gelangte, begann er zu laufen, so daß er alle gleichen Wegs fahrenden Wagen überholte, und im nämlichen athemlosen Zustande, wie er im Comptoir Christian Rodwalds eintraf, kehrte er nach einer halben Stunde wieder zurück. Der Vater Silvanas war in der Rückerwartung der „Freya“ sehr von einem wichtigen Geschäft beansprucht, doch selbstverständlich in Kürze höchst bereit gewesen, seine Tochter wieder in's Haus aufzunehmen. Dadurch werde muthmaßlich am schnellsten ein Ausgleich der unliebsamen Differenz zwischen ihr und ihrem Manne erzielt, und es falle ihm auch erwünscht, ihr über seine bisherige höchst vortheilhafte Verwerthung ihres bei ihm angelegten Vermögens Bericht zu erstatten. Dies Letztere hatte Johannes Schmid nicht verstanden und erst auf Befragen Auskunft erhalten, welche Bewandtniß es mit der „Bürgschaft“ Christian Rodwalds habe; noch weniger aber begriff Silvana es aus seiner Mittheilung. Ihr Ohr hörte, daß Ortlof von der Heide am Morgen des Hochzeitstages ihrem Vater eine Summe von sechzigtausend Thalern als ihr Eigenthum eingehändigt, doch sie war außer Stande, einen Sinn und eine Bedeutung dieser unzweifelhaften Thatsache zu erfassen. Nur fühlte sie,

es kam daraus, wie durch einen Stoß, eine neue Verworrenheit in ihren Kopf, und zugleich kehrte die auffliegende Hitze in ihr Gesicht, das fiebernde Hämmern in ihrer Brust zurück. Sie konnte nicht weiter sprechen, sagte, sie sei todtmüde, und bat Johannes Schmid, sie allein zu lassen. Aber als er dies gethan, legte sie sich nicht zum Schlafen, sondern ging rastlos im Zimmer hin und her. Wie eine rasselnde Kette neuer Gedanken ward es durch eine dichte Nebelschicht in ihrem Gehirn gezogen. Nur an zwei Stellen fiel ein grell überflammender Lichtblitz hindurch. Wenn Ortlof von der Heide ihrem Vater diese Summe als ihr Besitzthum übergeben hatte, so konnte er sie nicht aus gewinnsüchtigem Zweck geheirathet haben. Und andrerseits war ein unlösbarer Widerspruch zwischen solchem Reichthum, über den er gebot, und der ärmlichen Behausung, in die er sie durch die Nacht geführt.

Ja, unlösbar. Das Eine nur stand unabweislich da, ein gemeiner, selbstsüchtiger Betrüger war er nicht gewesen. Das zog nach sich: Darin hatte der Brief des „Hochzeitsgeschenkes" ihn fälschlich beschuldigt, hatte gelogen.

Silvana preßte ihre Hände umeinander, daß dieselben blutlos weiß wurden. Sie mußte sich setzen, das fruchtlose Denken des Kopfes füllte ihn mit Schwindel, brachte sie einer Ohnmacht nahe.

Draußen an der Treppe traf Johannes Schmid Anna Lundmark an, die auf das Herunterkommen

Manuels von oben wartete, um mit diesem eine andre Wohnungsunterkunft für ihn in der Nachbarschaft zu suchen. Sie fragte, was er mit Silvana beredet habe, und er entgegnete: „Ich habe ihr eine Nachricht von ihrem Vater gebracht, die ich mit dem, was ihr geschehen ist, in keinen Einklang bringen kann, und mir schien's, sie ebensowenig. Wenn Sie zurückkommen, Fräulein Anna, will ich's Ihnen mittheilen, ob Sie es begreifen können; am besten, glaub' ich, läßt man sie vorderhand allein. Es ist ein Doppelleben in ihr — überall in der Welt, fast bei allen Menschen ist's, nur in Ihnen nicht, Fräulein Anna — aber wir können nicht helfen, die schöne Fee allein hätte die Macht dazu — wenn sie auch über einen Anderen die Macht besäße. So will's mich bedünken, Gründe kann ich nicht wohl dafür angeben, ich fühl's nur so in mir. Da kommt Manuel — ja, Herr Rodwald sagte, daß er die Freya jeden Tag zurückerwarte — da ist's wohl Zeit, eine andre Stube für ihn zu suchen. Wenn es möglich ist, recht in der Nähe — es wäre hübsch, wenn Sie aus den Fenstern zu einander herüber sehen könnten, Fräulein Anna —"

Manuel da Selva kam die Treppe herabgesprungen, faßte die Hand Anna's, und so hüpften sie zusammen die Stufen weiter hinunter. Johannes Schmid sah ihnen mit stumm-glänzendem Blick nach, er hörte sie drunten lachen, den fröhlich schallenden Ruf des Mädchens: „Du wirst mich noch so gut festhalten, Manuel,

daß ich falle!" Dann verklangen die Fußtritte und die Stimmen, der auf dem Treppenabsatz stehen Gebliebene stieg zu seiner Schattenkammer hinan, und die beiden Fortwandernden machten sich an ihre Absicht. Sie suchten und fanden auch sogleich in der Nähe ein passendes, äußerst billiges Stübchen, allein es sagte trotzdem Anna nicht zu. Es erfüllte dasjenige nicht, was, wie Johannes Schmid sich geäußert, „hübsch wäre", seine Worte waren bei ihr auf äußerst fruchtbaren Boden gefallen, so daß sie eine nothwendige Bedingung für eine geeignete Wohnung darin sah, und als sie dies ausgesprochen, fand auch Manuel es in gleicher Weise als unerläßlich. Sie setzten deshalb ihre Umsuche fort, bis sie in einem Hause an ein zu vermiethendes kleines Bodengelaß geriethen, das sehr jämmerlich ausgestattet und eigentlich nichts als eine Rumpelkammer war. Aber diese blickte etwa in Steinwurfsweite grade auf das Fenster Anna's herunter, und beide zeigten sich über das Aussehen und die Einrichtung des verwahrlosten Raumes höchst befriedigt. Sie schauten zusammen hinaus und lachten, betrachteten alle oder vielmehr die wenigen Gegenstände der Stube, fanden nichts daran auszusetzen und sahen sich jedesmal lachend an. Doch stellte sich ein selbst für ihre Augen nicht zu bestreitender Mangel zur Schau, das Fenster besaß keine Vorhänge, und nach kurzem Bedenken entsann Anna sich, daß sie in ihrem Schrank ein Stück Tüllstoff liegen habe, der sich vorzüglich zur Abhülfe des

Fehlenden eignen werde. Sie wollte ihn gleich holen, Scheere und Nadel mitbringen und sich an die Arbeit machen. Die neue Hauswirthin Manuels, eine alte Frau, trat eben mit einer Wasserflasche herein, hörte das Letzte und sagte: „Ja, das ist gut für einen jungen Herrn, wenn er solche Schwester hat, die ihm helfen und alles nett herrichten kann.“ Dazu aber schüttelte Anna den Kopf und rief fröhlich: „Er ist nicht mein Bruder,“ und Beide sahen sich dabei in's Gesicht und lachten wieder so grundlos, wie schon ein Dutzendmal zuvor.

Sie that dies auch noch, als sie nun hurtig über die Straße nach ihrem Hause zurückeilte. Der Mai war wohl von Alters her ein so lachender Monat, daß sie es ihm nachthun mußte. Alles lachte, die Sonne, der Himmel, die flatternden Goldfalter, das erste Grün am Gezweig, selbst das Gewirbel, das der Wind mit ihrem Haar betrieb, hatte etwas von einem lachend-neckischen Spiel, war, als ob die Hand Manuels sie hinterrücks daran zupfe und ziehe. Aber das konnte er nicht, denn wie sie sich umdrehte, stand er droben an dem Fenster seiner neuen Kammer, sah ihr nach, winkte und lachte ebenfalls.

Wie er sich wohl von ihrem Zimmer aus in dem Fensterrahmen ausnahm? Und ob sie hinüberrufen konnte? Und daß sie nichts für die Vorhangsverfertigung Nothwendiges vergesse! Sie hatte große Eile, hinaufzukommen, sprang zwei Treppenstufen auf einmal

empor. Dann stutzte sie plötzlich zurück, unerwartet stand an der Biegung eine verschleierte, hochgewachsene Dame vor ihr und fragte etwas ungewiß, ob Frau Lundmark in dem Hause wohne.

Anna bejahte, ganz von ihrem Vorhaben erfüllt, ziemlich achtlos und wollte vorüber. Doch nun streckte die Fremde haltend die Hand nach ihrem Arm und sagte: „Dann sind Sie gewiß Anna Lundmark, und ich treffe Sie durch glückliche Fügung schon vor der Thür —“

Die Sprecherin hielt, das Mädchen betrachtend, einen Augenblick inne, dann setzte sie schnell hinzu: „Natürlich, Du bist's, Kind, die den Brief geschrieben. Verzeih', daß ich ihn gelesen, aber ich that's um Silvanas willen. Ist sie hier in der Stadt? Weißt Du von ihr und wo sie ist?“

Anna stand gedankenlos verdutzt. Was sollte das? Wer fragte danach und in so sonderbarer Art? Ihr flog fast mechanisch vom Mund: „Wie könnte ich — ich weiß nichts von ihr.“

Doch die Antwort kam ihr entgegen: „Du kannst nicht lügen, und wozu willst Du's?“ Zugleich entfernte die Erwiedernde den Schleier von ihrem Gesicht und fuhr fort: „Du hast schon einmal das Gebot Silvana's, über ihren Aufenthaltsort zu schweigen, nicht gehalten, Jemandem auf sein Fragen mitgetheilt, daß sie bei mir sei. Du warst nicht plauderhaft, Dein Herz zwang Dich dazu, und es that recht daran.“

Anna's Stirn bedeckte sich mit Röthe, sie stotterte: „Sind Sie — sind Sie Frau von Thalhof? O dann verrathen Sie es nicht an Silvana — daß ich — sie ist so —"

„Also hier ist sie, bei Dir, nicht in ihrem Vaterhause?" fiel Osilie von Thalhof rasch ein. Anna wollte erschreckt eine verneinende Bewegung machen, allein jene unterbrach dieselbe: „Du hast es ja schon gesagt, Kind, wozu willst Du es noch einmal vergeblich abläugnen? Wenn Du Silvana liebst, hat Deine Verschwiegenheit jetzt die Pflicht, ihr zunächst nichts von meinem Hiersein kundzugeben. Ist nicht irgendwo ein Platz im Hause, wo ich ohne die Gefahr, von ihr gesehen oder gehört zu werden, mit Dir sprechen kann?"

Etwas so ruhig Ueberlegenes und sicher Forderndes ging von dem ganzen Wesen der Redenden aus, daß Anna ihr völlig unmächtig und hülflos gegenüber stand. Sie fühlte, jene habe ein Recht, sie ganz als ein Kind zu behandeln, und zugleich, Osilie von Thalhof sei keine Feindin, keine Gegnerin Silvanas. Ein volles, aus wenigen Herzschlägen aufgewachtes Vertrauen zog sie der letzteren entgegen, ließ sie ohne Zaudern jetzt versetzen: „Ja, Silvana ist seit gestern hier, bei uns, dort!" Ihre Hand deutete dazu nach der Wohnungsthür, und gleichzeitig kam ihr auch eine Antwort auf die letzte an sie gestellte Frage: „Wenn Sie weiter mit mir hinaufsteigen wollen, droben sind wir ungestört allein."

So führte sie Odilie in die Bodenkammer hinauf, sagte beim Eintreten entschuldigend: „Manuel hat natürlich Alles in Unordnung gebracht und ist ruhig so weggegangen; wenn Der einmal eine Frau bekommt, wird sie ihm noch viel abzugewöhnen haben.“ Anna rückte schnell an einigen verschobenen Stühlen, doch ihr Thun und ihre Worte entsprangen einem unwillkürlichen Bemühn, über sie gerathene Befangenheit zu verbergen. Das war also die gewesene Frau Ortlofs von der Heide, von der sie durch Silvana gestern Morgen so viel gehört hatte. Nun aber war sie es nicht mehr, sondern die letztere. Oder doch noch? Oder waren sie es beide? Was hieß es denn eigentlich, daß Jemand eine Frau sei? Und was wollte die Frau von Thalhof hier? Es konnte doch nichts Gutes daraus werden, wenn Zwei, die erkannt hatten, daß sie beide die Frauen desselben Mannes seien, zusammenkamen. Wenn es einmal so war, mußten sie im Gegentheil so weit als nur möglich von einander getrennt bleiben, sich niemals sehen und hören. Aber im Grunde fiel es gar nicht glaublich, daß so etwas wirklich in der Welt geschehen konnte. Oder verhielt es sich bei Männern anders, daß sie zwei Frauen lieb zu haben und zu heirathen vermochten? Darüber mußte sie Manuel doch einmal befragen. Nein, das nützte ja nichts, Manuel war ja ein großes Kind und wußte von garnichts.

Es war ein wenig viel für Anna's Kopf, sie

fühlte, daß sie durchaus nicht klug sei — nur Johannes Schmid hielt sie thörichter Weise dafür — sondern in Wahrheit sehe es mit ihrem Verstande sehr kümmerlich aus. Und trotz allem zu Frau von Thalhof gefaßten Vertrauen lief sie, einer hülfreichen Eingebung folgend, plötzlich wieder aus der Thür und kehrte zur Verwunderung der Zurückgebliebenen nach einer halben Minute in Begleitung Johannes Schmids zurück. Dann jedoch, als die erste Ueberraschung vergangen, ergab sich, daß sie ganz das Richtige gethan, Denjenigen zugezogen hatte, der am besten die Fragen Osilie's über Silvana zu beantworten im Stande war. Klar und eingehend gab er von seiner Auffassung des Gemüthszustandes der letzteren Auskunft, begegnete sich durch jedes seiner Worte in einem gleichen, tiefinnerlichen Gefühlsverständniß mit Osilie. Wie von unsichtbaren Fäden erschienen Beide in kurzer Frist als Altbekannte verknüpft; das vornehm Getragene in ihrem Aeußeren setzte ihn keinen Augenblick in Verwirrung oder Befangenheit, er sprach sicher und fließend mit ihr wie mit Seinesgleichen. Man empfand, auch dem Höchstgestellten gegenüber hätte er ebenso geredet; Scheu flößte seinem Blick allein auf der Erde die „einfältige" Anna Lundmark ein, und nur vor ihr stotterte sein Mund oftmals. Das war so Johannes Schmids „thörichte Weise".

Dann tönte einmal draußen von der Treppe her der laute Ruf: „Anna!" Ungeduld über ihr Nicht-

Wiederkommen hatte Manuel herübergetrieben, sie zu holen. Johannes Schmid sagte schnell: „Er sucht nach Ihnen, Fräulein Anna — gehen Sie rasch zu ihm, daß er nicht hierherkommt. Frau von Thalhof und ich — nein, wir haben Sie nicht nöthig, Fräulein Anna — die Hauptsache ist, daß Sie uns Manuel abhalten.“

Nun flog sie zur Thür, erhaschte den Heraufkommenden noch auf den letzten Stufen der halsbrecherischen Stiege und zog ihn mit der Vorgabe, daß sie droben etwas für ihren Zweck gesucht, über die Treppe in ihr Zimmer herunter. Hier ordnete sie eilfertig zusammen, was sie für ihre Vorhangsarbeit brauchte; ihre Mutter trat herein und sagte: „Ich habe eben einen Brief vom Papa aus England erhalten, Anna, daß er nicht mit der Freya zurückkommen kann, sondern noch ein paar Tage ausbleibt. Ich bin froh, nun weiß ich ihn doch wohlbehalten über den Ocean nach dem neulichen Sturm heimgelangt. Ihr seht auch vergnügt aus, Kinder; seid es recht und freuet Euch des Mai's! Es ist so schön, wenn er kommt.“

Frau Lundmarks Blick haftete kurz noch auf den Beiden mit einem Ausdruck, der an den manchmal in den Augen Johannes Schmids aufglänzenden erinnerte, dann verließ sie das Zimmer wieder, und gleich darauf thaten Anna und Manuel das Nämliche, eilten zu der neuen Wohnung des letzteren hinüber. Anna setzte sich auf einen wackligen Stuhl und begann eifrig ihre

Scheeren- und Nadelthätigkeit, zwei kleine Vorhänge zum Zurückstreifen an den Fensterflügeln herzurichten. Ihr war es sonderbar zu Muth; ähnlich wie Silvana gestern, empfand sie ihren Körper nicht, aber an der Stelle desselben keine dumpfe, kalte Schwere, sondern etwas sonnig Durchwärmtes und leicht Gehobenes, als schwebe sie in der Luft. Das that die Mailuft wohl, die, wie ihre Mutter gesagt, so schön war; denn eigentlich trug sie doch ihren Kopf so übervoll, daß er sich von Rechtswegen gar nicht zum Fliegen geeignet hätte. Drüben saß Frau von Thalhof mit Johannes Schmid in so ernstem Gespräch, und drunter ohne Ahnung davon Silvana in ihrem Zimmer einsam und traurig — und sie war doch so fröhlich, konnte es nicht anders sein. Das kam wohl daher, weil sie die Empfindung hatte, es werde doch Alles — auf irgendeine Weise — mit Silvana noch gut. Und solcher Lachreiz steckte in ihr, denn Manuel stand auch so ahnungslos vor ihr da, wußte nichts von all' den Geheimnissen, die sie in sich bewahrte. Und so tollpatschig war er, wie er ihr half, das Tüllstück beim Zerschneiden hielt und immer falsch zugriff, so daß er statt des Zipfels ihre Hand zu fassen bekam, ihr eigentlich gar nichts nützte, sondern sie nur bei der Arbeit behinderte. Aber das kannte sie ja genau, das lag so in seiner ungeschickten Art, und an einem so schönen Maitag schadete es ja auch nicht, wenn man etwas länger zu nähen hatte, und mit dem Munde unterhielt er sie wenigstens vortrefflich

dazu. Er erzählte von Brasilien, von dem Urwald, der kaum eine halbe Tagreise weit von der Hacienda seiner Mutter anfange, und war überzeugt, diese werde Anna ebenso freundlich und herzlich aufnehmen, wie es ihm hier von ihrer Mama geschehen sei. Sie sah verwundert zu ihm auf: „Ja, wie sollte ich denn dahin kommen?“ Das wußte er auch nicht, aber nichtsdestoweniger blieb er bei seiner Ueberzeugung, daß sie das Alles einmal mit eignen Augen sehen werde. „Du bist wirklich ganz närrisch, Manuel,“ antwortete sie; „so halte doch einmal grade, daß ich zuschneiden kann.“ Doch sie schnitt nicht, sondern blickte ihm wieder in's Gesicht, und beide mußten lachen. Es war wohl im Grunde unrecht von ihr, denn Silvana saß so traurig. Aber sie konnte nicht anders, Manuel war zu einfältig mit seiner Annahme, daß sie einmal nach Brasilien kommen werde.

Schließlich indeß wurden trotz vieler Behinderungen und Unterbrechungen die Vorhänge doch fertig und Anna machte sich daran, ihr Werk am Fenster zu befestigen. Sie hatte ein paar Stunden dazu gebraucht, der Tag ging seinem Ende zu. Um den oberen Fensterrand zu erreichen und die mitgebrachten Nägelchen dran einklopfen zu können, fiel es ihr nöthig, auf den Stuhl zu steigen; die Strahlen der wagerecht durch die Scheiben hereinfallenden Abendsonne legten sich dabei wie Goldschleier um ihre Gestalt und blendeten ihr die Augen, daß sie den Kopf ausweichend hin

und her biegen mußte. Dadurch kam etwas Unruhiges in ihre Stellung, Manuel war's einmal, als ob der Stuhl umzuschlagen drohe, und seine Hand griff rasch vor, die darauf Stehende zu halten. Dann blieb sein Arm sichernd um sie gelegt, so hämmerte sie fort und vollendete die Festmachung der Vorhänge. Doch lachten und sprachen sie jetzt nicht mehr, sondern standen Beide lautlos neben oder halb übereinander, selbst der Athemzug Beider ging so leise, daß er unvernehmbar ihnen kaum die Brust hob und senkte. Es schien, ihre Lippen waren müde geworden, und plötzlich nun, wie sie fertig war, fühlte Anna ihre Hände auch so, ihren Kopf, ihr ganzes Sein an Leib und Seele. Die ungewohnte Arbeit und die Blendung mochten es zusammen bewirken, wie mit Todesmüdigkeit befiel es sie, daß ihr Kopf sich nicht halten konnte. Er sank mit geschlossenen Augen langsam zurück, bis er eine Stütze an der Schulter Manuels fand und auf dieser ruhen blieb. Offenbar war's ein leichter Schwindelanfall, der nur einiger Augenblicke des Ausruhens bedurfte; Manuels Arm hielt sie kraftvoll umfaßt, sein Gesicht bog sich dabei vor, und so lag ihre Wange ein kurzes Weilchen gegen die seinige gelehnt. Da kam ihr das Bewußtsein auch schon wieder, sie öffnete die Lider und sagte: „O Du, wie schön ist es doch, daß wir leben.“

Er antwortete nichts darauf, als daß seine Augen dicht hinüber einen Glanzstrahl in die ihrigen warfen, aber ihm war etwas im Gedächtniß geweckt worden,

und um ein paar halb verhaltene Athemzüge später sprach er mit leiser Stimme: „Du sagtest gestern, Niña, daß Du mir zum Abschied etwas geben wolltest — Johannes Schmid kam grade dazwischen — oder ich sollte es Dir, ich weiß es nicht mehr genau — was meintest — ?“

Doch nun flog die Stirn Annas roth überflossen in die Höh', sie rief einfallend: „Nein, wir wollen nicht vom Abschied sprechen, Manuel, jetzt nicht!“ und behend vom Stuhl niederspringend und ein wenig unsicher umherblickend, fügte sie rasch hinterdrein: „Mein Gott, wie spät es über den Vorhängen geworden ist, wir sollen gewiß zum Thee — und ich muß noch — Du kommst wohl gleich nach.“

Damit huschte sie aus der Thür und nach Haus. Es war in der That Zeit, die spät untergehende Maisonne täuschte über die vorgeschrittene Stunde. Der Abend verlief wie der gestrige; Silvana bat, auf ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, fröhlich saßen Frau Lundmark, Anna und Manuel nach schon langgewohnter Weise zusammen am Theetisch. Als sie sich trennten, stand die Mondscheibe am Himmel, Anna hatte noch ihr Fenster geöffnet und sah hinaus. Der weiche Wind hatte sich noch mehr verstärkt, blies ihr das Haar um die Schläfen.

Lehnte Manuel drüben in seiner neuen Wohnung ebenfalls aus dem Fenster? Unterscheiden ließ es sich nicht, doch im Schatten erschien's ihr wie ein kleiner

weißer Schimmer. Sie rief laut einmal: „Gut' Nacht!" Da kam's von drüben zurück: „Gut' Nacht, Niña!" Also ließ sich hinüber und herüber rufen; das war hübsch, fast hübscher, als wenn Manuel noch droben in der Kammer wohnte.

Anna kleidete sich heut' im Dunkel aus; warum sie ihr Licht ausgeblasen, wußte sie nicht recht, aber die Mondhelle reichte ja vollständig hin. Dann lag sie im Bett, dachte an Silvana, an Frau von Thalhof, was diese wolle und mit Johannes Schmid weiter beredet haben möge. Doch plötzlich sprang sie wieder auf, der Mond war so schön, sie mußte noch einmal nach ihm hinaussehn. Jetzt hob ein Lichtschimmer durch die von ihr verfertigten Vorhänge das Fenster Manuels aus dem Dunkel, ein Weilchen lang, dann losch der Schein aus. Wie Anna das Fenster schließen wollte, fiel ihr Blick noch auf einen Menschen, der, in einen Mantel gehüllt, drunten etwas entfernt auf der nächtlichen Straße stand. Er schien nach etwas zu sehen; eine Gestalt war's, die sie an ihren Vater erinnerte. Nun bewegte er sich in den Schatten und blieb nicht mehr sichtbar.

Nur hoch droben im Hause brannte jetzt noch ein Licht oder vielmehr ein Talglichtstümpfchen, das, auf einen Nagel gesteckt, mit roth glasendem Docht den Lattenverschlag Johannes Schmids nicht aufhellte, sondern eben das Nächste um seinen Sitz undeutlich hervorschimmern ließ. Doch hatte er bei der trübseligen Be-

leuchtung noch geschrieben, legte eben die Feder hin. Ein Blatt lag vor ihm, darauf stand:

Der Tag erlischt, es summt im Ried
Der Wind ein sanftes Schlummerlied;
Nun schließe still die Lider zu,
In Träumen geht Dein Herz zur Ruh'.

In dunklem Mantel kommt die Nacht
Und hält an Deinem Bette Wacht,
Der Frieden ruht vor Deiner Thür,
Und Sterne ziehen über Dir.

Und wenn ein Leid der Tag Dir gab,
Von Deinem Herzen fällt es ab,
Und hat er leis ein Glück gebracht,
So blüht es auf in Märchenpracht.

Ich aber schaue still hinaus
Nach Deinem traumumschirmten Haus,
Von Glück und Trauer gleich bewegt,
Daß solchen Blüthenduft es hegt.

Daß so viel Schönheit blumenhaft
Die Erde schuf aus ihrer Kraft —
Daß so viel Schönheit, kaum bescheert,
Die Erde schon zurückbegehrt.

Johannes Schmid lehnte den Kopf an die Latten-wand zurück, vor ihm fiel das zu Ende gebrannte Talgstümpfchen von dem Nagel, doch im Auslöschen sein Gesicht noch einmal etwas deutlicher überhellend. Ein leises, schönes Lächeln regte sich ihm um die Lippen,

und ein still seliger Ausdruck legte sich verklärend über seine Züge. Man sah, was er eben geschrieben, galt auch ihm selbst; er schloß die Lider, und „in Träumen ging sein Herz zur Ruh'".

Nur draußen auf der Straße wachte noch jemand, der Mann, den Anna vorhin eine Secunde lang im zitternden Licht der Nacht gesehn. Er war mit dem letzten Eisenbahnzug über Köln von Calais her gekommen; der Mond fiel nun hell auf sein Gesicht und ließ unter dem tiefherabgedrückten Hut den Capitän Carl Lundmark erkennen, der geisterhaft regungslos mit starrem Blick nach dem Hause hinaufsah, in dem seine Frau und seine Tochter schliefen.

---



# Fünftes Capitel.

Anna hatte in der Nacht wunderlich geträumt, wenn sie beim Erwachen auch begriff, wodurch der Traum ihr gekommen. Sie war Hand in Hand mit Manuel in einen brasilianischen Urwald gegangen, immer weiter vorwärts, wie lange, wußte sie nicht, ob Stunden oder Tage. Alles lag so wundervoll blühend um sie her, wie er es ihr gestern beschrieben, unglaublich große Schmetterlinge schwebten, bald himmelblau, bald wie ein flatterndes Sonnenstück über ihr, setzten sich ihr auf's Haar, auf die Schultern, und einer von ihnen legte sein langes Fühlhorn wie einen Arm um sie, daß ihr war, als trage er sie in der Luft. Aber Manuel sagte immer, sie müßten weiter, es werde noch viel schöner. Sie wollte gern bleiben und fragte: „Was kann denn noch Schöneres kommen?“ Dann sah er sie an und lachte, das sei ein Geheimniß, sie werde es sehen, wenn sie dorthin kämen. — „Wo denn?“ — „Da vor uns!“ und sie gingen weglos

vorwärts. Wie so oft, war es ein närrisches Gerede von ihm, denn es konnte ja gar nicht schöner sein. Und doch, wenn es wirklich ein solches Geheimniß gab — und in ihr sagte etwas klopfend: „Ja“ dazu — dann hatte er doch recht, daß sie noch bis dahin müßten. Nun kam es wohl aus dem tiefen Wald hervor, etwas wundervoll Schönes, nur was es eigentlich sei, ließ sich noch nicht sagen. Eine von Strahlen überschleierte Gestalt war's, wie die wundersame Fee, von der Johannes Schmid manchmal in seinen Gedichten sprach. Doch flammten ein paar dunkle, blitzende Augensterne aus dem schimmernden Gewebe, und plötzlich fühlte Anna, daß sie nicht mehr die Hand Manuels halte. Er stand einige Schritte von ihr entfernt, sah sie todestraurig an, stieß dann erschreckt aus: „Meine Mutter!“ und begann zu laufen. Aber gleichzeitig schnellte sich aus dem weißen Schleier her mit gewaltigem Sprung ein tigerhaftes Thier, wohl ein Jaguar, nach ihm, erfaßte ihn freilich nicht, doch er verschwand. Und jetzt stand die Gestalt in prachtvoller Schönheit als seine Mutter da, nur einen Augenblick lang, dann rann sie auseinander, und Anna befand sich allein im tiefen Wald. Sie rief: „Manuel! Manuel!“ Aus weiter Ferne kam eine Antwort: „Ich darf nicht, Niña“, und wehklagend rief sie nochmals: „Manuel!“ und wachte davon auf.

Der Traum erklärte sich leicht, es war Alles darin vorgekommen, wovon sie gestern Nachmittag bei der

Vorhangsarbeit zusammen gesprochen, doch nach der Art auch der thörichtesten Träume hielt er Anna unter seinem Bann fort. Ihr Herz klopfte noch rascher als sonst, sie hätte so gern erfahren, zu welchem Geheimniß Manuel sie führen gewollt, und würde sicherlich auch dazu gelangt sein, wenn der dumme Jaguar nicht gekommen wäre. So kleidete sie sich an, erkundigte sich nach Silvanas Befinden, das unverändert war, und ging ihren Morgenobliegenheiten im Hause nach. Sie hatte gesehen, daß in der Zimmerthür Manuels ein kleines Fenster war, dem ebenfalls ein Vorhang fehlte. Sollte sie ihm den auch noch anfertigen? Ihr Tüllvorrath, den sie daraufhin prüfte, reichte noch aus. Aber wenn es drüben so drückend wie gestern war und ihr wieder schwindlig wurde? Freilich die Sonne schien jetzt nicht hinein.

Jedenfalls mußte sie vorher erst zu Johannes Schmid hinaufgehen, um von diesem zu erfahren, was er mit Frau von Thalhof beredet habe; sie hatte heute noch garnicht dran gedacht. Schnell lief sie die Treppen hinan und war schon lange erwartet worden, da man ihrer Beihülfe für den Mittag bedurfte. Nach einer getroffenen Abmachung sollte sie um zwölf Uhr Silvana unter dem Vorwand, Johannes Schmid habe ihr etwas von ihrem Vater auszurichten, zur Bodenkammer hinaufbringen und sie dort mit der statt seiner eintretenden Frau von Thalhof allein belassen. Manuel müsse natürlich während dessen abgehalten werden, hinaufzugehen.

Anna hörte die Mittheilung der ihr zubemessenen Aufgabe an, versprach selbstverständlich derselben genau nachzukommen. Doch auf ihre Frage, was denn geschehen solle, konnte oder wollte Johannes Schmid vielleicht nicht eingehend erwiedern, und sie zeigte sich durch das Wenige seiner Antwort auch vollkommen befriedigt. Sie mußte rasch wieder hinunter, denn ihr fiel ein, daß sie drunten noch etwas versäumt habe. Wie sie in ihr Zimmer zurückkam und aus dem Fenster schaute, sah Manuel von dem seinigen herüber. Gottlob, da stand er wie gestern; der Jaguar, dessen rothgeflammtes Fell ihr immer noch vor den Augen schwebte, hatte ihm nichts gethan. Er machte ein Zeichen mit der Hand, als stehe er im Begriff, herüberzukommen; Anna erschrak, das durfte er heut' Morgen ja nicht, und sie winkte ihm hurtig ab. Aber er begriff dies natürlich nicht und kam muthmaßlich dennoch; es war ihr Auftrag und ihre Pflicht, ihn davon abzuhalten. So mußte sie doch zu ihm hinüber, raffte eilig den Tüllstoff auf und lief hinaus. Zu ihrem weiteren Schreck zeigte die Uhr schon fast auf halb zwölf.

Auf der Treppe kam ihr Jemand entgegen, sie wollte rasch vorüber, aber dann sagte sie: „Ah, bist Du's, Onkel Detlev?“ Es war Detlev Hellingborg mit wetter- und sonnengebräuntem Gesicht und trotzdem auffällig blaß, grade die braune Farbe der Haut ließ ihre Blutlosigkeit noch stärker hervortreten. Doch Anna sah es nicht, ihr Kopf war zu voll, auch um sie im Augen-

blick daran denken zu lassen, daß der Ankommende ein halbes Jahr verreist gewesen sei. Er fragte mit einer klanglosen, ein Zittern beherrschenden Stimme: „Ist Deine Mama zu Hause, Anna?“ Sie antwortete gehobenen Fußes: „Im Wohnzimmer, glaub' ich — entschuldige, Onkel Detlev, ich habe große Eile.“ Auch er machte keine Miene, anzuhalten, stieg weiter hinauf. So kamen sie sich in wenig Secunden vorüber; erst drunten fiel Anna ein, daß er eine lange Reise gemacht habe und vermuthlich grade von dieser heimkehre, er sehe angegriffen, überwacht aus. Zugleich kam ihr die Erinnerung, daß sie einmal daran gedacht, den Onkel Detlev zu heirathen. Was für ein komischer Einfall war das gewesen, so närrisch, wie Manuel ihn nur haben konnte! Sie sah in die Höh', da stand der letztere am Fenster, winkte freudig ihrem Kommen entgegen, und sie flog seiner Wohnung zu. In einiger Entfernung flußaufwärts erkannte ihr gutes Auge am Rande des Dampfschiffhafens die lange Gestalt Herrn Christian Rodwalds, der ungewohnter Weise am Vormittag sein Comptoir verlassen hatte. Doch in gewisser Weise befand er sich auch hier in geschäftlicher Angelegenheit, die Ankunft der Freya war signalisirt worden, und in ihrer Erwartung wandelte er am Ufer vor ihrem bräuchlichen Anlegeplatz hin und wieder.

An die Thür des Wohnzimmers aber, in dem Frau Lundmark sich aufhielt, ward jetzt angeklopft, und auf ihre Antwort trat Detlev Hellingborg herein. Sie

saß in einer kleinen Fensternischen-Vertiefung, hatte gegen die mittägig einfallende Sonne die Vorhänge zusammen gezogen, so daß ein gedämpftes, aber leise von einem Goldschimmer durchwirktes Licht um sie her lag. Der Eintretende hielt bei ihrem Anblick unwillkürlich und sichtbar überrascht auf der Schwelle an, ihm flog vom Munde: „Sind Sie's? Oder haben Sie aus dem Jugendbrunnen getrunken, Frau Hedwig?"

Nun erkannte sie ihn, stand auf und bot ihm freundschaftlich die Hand. „Sie, Hellingborg? Die Freude der Erwartung hat wohl etwas von solchem Brunnen, und für meinen Mann nehme ich Ihr Compliment mit Dank an, oder wünsche vielmehr, daß er auch Ihre Augen mitbringt."

Hellingborg schwieg kurz, dann fragte er aus hörbar gepreßter Brust:

„So ist Lundmark noch nicht zurückgekommen?"

„Nein, er hat mir geschrieben, daß er von Geschäften in England festgehalten wird und erst nach der Freya eintrifft. Doch ich bin glücklich und zufrieden, ihn gesund dort zu wissen; wenn man so lange gewartet hat, ertragen sich auch ein paar Tage mehr noch."

„Glauben Sie, daß es nur ein paar Tage sein werden?"

„Länger sicher nicht. Sie sind auch einige Zeit verreist gewesen, Hellingborg?"

„Es scheint, daß Sie mich nicht sonderlich ver-

mißt haben, Frau Hedwig.“ Ein etwas gezwungenes Lächeln begleitete die Antwort des Sprechers, er fügte nach: „Sieben Monate sind eine ziemliche Zeit, und so lange ist's, daß ich zuletzt bei Ihnen war. Ich reiste damals um zwei Tage später fort und bin heute Morgen heimgekehrt.“

Hedwig Lundmark setzte sich in die Nische zurück, sie entsann sich jetzt, daß allerdings der ganze Winter darüber vergangen und seine Entgegnung auf ihre Aeußerung nicht unberechtigt gewesen sei. So versetzte sie, um die Gleichgültigkeit, die sich darin ausgesprochen, freundlich zu überdecken:

„Gewiß erinnere ich mich, daß wir Grund haben, mit Ihnen unzufrieden zu sein. Sie verließen die Stadt, ohne Abschied von uns zu nehmen, ohne ein Wort vorher zu sagen. Wir waren damals sehr verwundert —“

Unwillkürlich hielt sie an, denn ihr kam, wie sie es sprach, noch etwas aus ihrem letzten Beisammensein mit ihm zurück, woran sie nicht mehr gedacht. Sie sah ihn im tiefen Dämmerlicht vor sich stehen, und daß sie ihm beim Fortgang nicht die Hand reichen gewollt, dies nach einem Zögern nur widerstrebend gethan. Das Auftauchen dieses Gedächtnisses ließ sie einen Augenblick stocken, dann setzte sie hinzu:

„Aber wir sind ja an solch' ein plötzliches Verschwinden von Ihnen schon seit Alters gewöhnt. Sind Sie weit fortgewesen und mit Ihrem eignen Schiff etwa?“

„Sie waren damals verwundert, Frau Hedwig?“ Der mit einem anzweifelnden Ton Fragende trat auf ein andres, ihm zunächst befindliches Fenster zu, durch welches das volle Mittagslicht über ihn fiel, und zog an demselben die Vorhänge ebenfalls zusammen. „Verzeihen Sie den eigenmächtigen Eingriff in Ihr Hauswesen, aber die Sonne ist selbst für Jemanden, der aus der heißen Zone zurückkommt, heut' stark und die Augen unangenehm blendend, besonders wenn man sich nicht völlig wohl fühlt.“

Auch auf der Zimmerseite, wo er sich befand, entstand dadurch ein schattig abgedämpftes Licht, in dem er sich jetzt auf einen Sessel niederließ unaufgefordert, doch für den bald zwanzigjährigen Freund des Hauses verstand es sich von selbst, daß er nicht auf eine Einladung dazu wartete. Fast in gleicher Weise hatten sie sich an dem Abend hier gegenüber gesessen, als sie zusammen vom Hafen zurückgekehrt waren, und Hedwig Lundmark kam lebhafter die Erinnerung an ein unheimliches Gefühl, das sie damals anwachsend aus seinen Worten und seinem Wesen überlaufen. Was sie im Gang der Jahre ab und zu als eine dunkle Ahnung empfunden, war ihr in jener Stunde klar und unzweifelhaft geworden, daß Detlev Hellingborg sie liebe und immer, schon in ihrer Mädchenzeit geliebt habe. In jugendlicher Unbefangenheit hatte sie es stets nur als Freundschaft für sie und für ihren Mann angesehn, mochte ihm, ohne es selbst zu

wissen, durch ihr Betragen gegen ihn jede Hoffnung genommen haben, daß sie ihn jemals anders betrachten werde. Und nie war ein Wort über seine Lippen gekommen, das ihr von dem, was er im Herzen verschloß, geredet — nie durch so viel Jahre, bis zu jenem Abend hin. Da hatte aus seinem sonderbaren, ihr oft unverständlichen, doch zuletzt fühlbar von einer bebend zurückgepreßten Leidenschaft durchglühten Sprechen ein unbestimmter Schauer sie angefaßt, ihr ein kaum beherrschbares vulkanisches Aufdrängen und Lodern in seinem Innern offenbart. Obwohl er dies beim Abschied unter erkünsteltem Scherz verdeckt, ohne eine wirkliche offene Kundgabe fortgegangen, hatte sie sich doch vor seiner Wiederkehr gefürchtet, die Mittheilung Annas, daß er verreist sei, mit Beruhigung aufgenommen. Aber damals war September gewesen und nun war es Mai, der Monat, der das sichere Glück, die Schönheit des Jahres brachte und alles Unheimliche abbannte. Mit seiner hoffnungsfreudigen Erwartung jedes Tags ließ der Mai keine Furcht mehr in die Brust Hedwigs ein, regte in ihr aus dem Anblick Detlev Hellingborgs nur ein weibliches Mitleid. Er hatte gesagt, daß er sich nicht völlig wohl fühle, doch sein Aussehen sprach mehr, er sei innerlich krank, schwer leidend. Ihr blieb kein Zweifel, warum er die winterlange Reise plötzlich unternommen; er hatte sich nicht stark genug gefühlt, während der Abwesenheit ihres Mannes am selben Ort mit ihr sein, sich bei

öfterer Wiederkunft zu ihr stumm zu bezwingen. So entfloh er vor sich selbst, denn er war ein Mann von tiefinnerster Ehre, der sich selbst eine unehrenhafte Aeußerung gegen die Frau seines Freundes nie hätte vergeben können. Nun glaubte er Lundmark zurückgekehrt, solche Gefahr nicht mehr für sich vorhanden und wagte es wieder, das Haus zu betreten. Nur Eins begriff Hedwig nicht, daß die so lange von ihm gebändigte Leidenschaft jetzt zu so jäh-heftigem Ausbruch bei ihm gekommen, einer wenn auch nicht alten, doch schon in dem Alter befindlichen Frau gegenüber, daß sie fast eine erwachsene Tochter besaß. Aber das Unverständliche war zweifellos thatsächlich; sein bleiches Gesicht trug unverkennbarste Anzeigen eines wild in ihm ringenden Kampfes, aus seinen grauen Adleraugen brach ein seltsamer irrer und scheuer Glanz.

Das waren die Gedanken und Empfindungen, die Hedwig Lundmark in der letzten Minute aus aufgeweckter Erinnerung des schon lang oder kürzer erst Vergangenen überkommen. Eine flüchtige Stille hatte in dem Zimmer geherrscht, nun sagte sie freundlich:

„Ja, Sie sehen angegriffen aus, Hellingborg; ich denke, sobald Carl zurück ist, werden Sie sich recht bei uns erholen und durch ihn in heitre Stimmung gebracht werden, dann folgt das bessere Befinden schon nach. Unter heißer Zone waren Sie mit ihrem Schiff, um unserm Winter zu entkommen? Man sieht es Ihnen trotz Ihrer augenblicklichen Blässe an, Ihr Gesicht hat

die Farbe, die mein Mann auch immer mitbringt. Wer heißt Sie denn, so unnöthige Strapazen durchmachen, lieber Freund? Ist das nicht eigentlich thöricht? Sie sind in der glücklichen Lage, sich Ihr Leben so schön einrichten zu können; wenn Sie den Winter hier fliehen wollen, hätte Italien solche Schätze für Ihren Kunstsinn, ohne Ihnen als Mitgift Fieber in's Blut zu bringen, denn mich däucht, etwas Derartiges müssen Sie sich unterwegs irgendwo mitgenommen haben. Aber da es nun einmal so ist, möchte ich mir nach eigensüchtiger Menschenart Ihre überflüssige Plage mit zu gut kommen lassen. Wer eine Reise macht, sagt der alte Wandsbecker Bote, hat Interessantes zu erzählen. Und zumal, wer in fremden Welttheilen gewesen. Wohin waren Sie?"

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen etwas erzähle, Frau Hedwig?"

Die Art und der Ton, mit dem Detlev Hellingborg es fragte, besaßen Sonderbares. Es kam hastig hervorgestoßen aus seinem Munde und doch so, als wolle er es wieder zurückgreifen. Die Befragte nickte: „Gern, ich bat Sie ja darum." Sie hatte es gethan, um dem Aufkommen einer peinlichen Schweigsamkeit vorzubeugen, zu diesem Zweck nach ihren halb freundschaftlich-sorglichen, halb scherzenden Worten die letzte Aufforderung hinzugefügt.

Hellingborg suchte augenscheinlich nach einem Anfang, ohne ihn finden zu können. So tönte durch den

Raum nichts, als das Pendelticken der alten Wanduhr, nach der er jetzt plötzlich den Kopf umwendete und dazu sagte:

„Als ich zuletzt hier saß, rieth ich Ihnen, sie stehen zu lassen. Wollen Sie es nicht heute, Frau Hedwig?“

„Was hat Ihnen denn die arme Uhr gethan? Sie geht hart, doch ich höre sie gern; jedes Ticken von ihr bringt mir ein Glück näher, statt es wie damals von mir zu entfernen.“

„Wenn Sie solche Erwartung auf sie setzen — ich erinnerte mich, daß ich sie damals stehen lassen wollte, um die Einbildung bei Ihnen zu unterstützen, die außerhalb der Zeit liegt. Das ist allerdings für mein heutiges Erzählen nicht nöthig, denn es liegt in der Zeit, in der Gegenwart; so mag der Pendel weitergehen.“

Der Sprecher schwieg einen Moment, dann fuhr er fort oder begann vielmehr:

„Ich war in Brasilien —“

Die Zuhörerin fiel überrascht ein: „In Brasilien? Sie auch? Haben Sie etwa meinen Mann dort —?“

„Nein, ich kam nur in den Norden, an den Ausfluß des Marañon, vierhundert Meilen von Bahia entfernt; der Abstecher zu einem Besuch dorthin wäre selbst für Freundschaft etwas groß gewesen. Aber daß ich drüben an's Land ging, war gut, sonst könnte ich Ihnen nicht davon erzählen. In einer kleinen Stadt

am Amazonenstrom war's, und natürlich befand sich auch eine schöne Amazone darin, eine sehr schöne, wie ich sie von äußerem Zauber noch nirgendwo so gesehen. Sie lächeln, Frau Hedwig? Nein, mich ging sie nicht an, ich bin gefeit gegen jede Circe. Doch erinnern Sie sich, daß an dem letzten Abend, als ich hier saß, meine Einbildung sich etwas vorstellte, ein — wie soll ich sagen? — ein Doppelleben eines Menschen —?"

Die Augen des Redenden hefteten sich jetzt mit einem brennenden Geflimmer in die matt vom Goldschein durchwirkte Fensternische hinein, und Hedwig Lundmark that etwas Unwillkürliches. Sie schlug die dunkelnden Vorhänge auseinander, daß die Fluth des hellen Sonnenlichtes über sie fiel. Es war besser so für den Blick Detlev Hellingborgs, für den Ton und den Gang, die seine Erzählung einzuschlagen drohte. Zugleich faßte ihre Hand nach einer auf dem Nähtischchen liegenden Stickarbeit, welche ihr die beigefügte Erklärung ermöglichte: „Es hört sich besser zu, wenn man nicht unthätig sitzt —"

Doch bei dem letzten Wort flog sie, wundersam erregt, in die Höh'! Ihr Auge war durch das Fenster hinausgegangen, und draußen auf dem breiten Fluß zog gegenwärtig, unweit vom Ufer, ein Dampfschiff grad' unter dem Hause vorbei. Es kam, mit voller Kraft gehend, nur langsam gegen das stark bewegte Wasser vorwärts, der Gischt sprühte hoch über die weiße Brust und das goldene Haar des Gallionbild-

nisses auf. Und mit hastiger Deutung die Hand vorstreckend, stieß Hedwig aus: „Die Freya — sie ist da — wenn er mich getäuscht hätte und doch mit ihr käme!“

„Nein, er kommt nicht, verlassen Sie sich darauf!“

Die Worte schollen so wunderlichen Klang's hinter ihrem Rücken, daß es sie mit einem Schreck durchlief, ihr Kopf herumfuhr und sie, den Arm des Sprechers fassend, fragte:

„Warum nicht? Woher können Sie — wissen Sie etwas von ihm, Hellingborg —?“

Sie blickte diesen ängstlich an, er erwiederte langsam: „Glauben Sie denn, daß Ihr Mann Sie täuschen könnte, Frau Hedwig? Wie sollte ich von ihm wissen? Sie haben mir ja selbst gesagt, daß er Ihnen geschrieben, er komme nicht. Darum sagte ich's — doch wenn Sie das Gefühl haben, man dürfe sich nicht auf das verlassen, was er schreibt und spricht —“

Die Wanduhr holte zum Schlage aus und schlug die Mittagsstunde. Detlev Hellingborg drehte sich jäh um, trat auf sie zu und hielt den Pendel an. Er sagte: „Lassen wir die Zeit stillstehen, solange ich Ihnen weitererzähle, Frau Hedwig. Sie stört mich; wenn ich fertig bin, mag sie neu anfangen.“ — —

Auch von einem nahen Kirchthurm draußen schlug es zwölf Uhr und ließ Anna in der Stube Manuels von ihrer neuen Vorhangsarbeit auffahren. Sie rief aus: „Wie kann das denn sein, ich habe ja noch

kaum angefangen! Du mußt wieder so merkwürdig ungeschickt beim Helfen gewesen sein, Manu; allein käme ich viel weiter. Nun ist's für heut' Vormittag vorbei, ich muß um zwölf drüben sein, wozu, darf ich Dir noch nicht sagen. Es geht Dich auch garnichts an, und Du würdest es nicht verstehen. Laß Dich von keinem Jaguar auffressen — gottlob, bei uns laufen die nicht auf der Straße herum — und — warte — halt mal die Scheere und das da — Letzter, Manu!"

Sie klappte leicht mit ihrer Hand auf seine und schoß zur Thür hinaus und die Treppe hinunter. Er warf Alles, was sie ihm zum Halten gereicht, zu Boden, sprang hinterdrein, um ihr den „Letzten" zurückzugeben, aber er holte sie nicht mehr ein. Mit dem Wind um die Wette lief sie über den freien Platz, sie fühlte sich auch heut' noch so körperlos leicht, es war ihr nicht schwindlig geworden, sie begriff nicht, woher dies gestern eigentlich gekommen. Ausführlich hatte sie Manuel ihren nächtlichen Traum erzählt, auch von dem Geheimniß, zu dem er sie habe führen wollen, und gefragt, ob er vielleicht wisse, was das denn gewesen sein könne. Er nickte dazu, als ob er es wisse, und sah sie an, aber sagen wollte er es nicht, obwohl sie ihn in's Ohrläppchen kniff, daß er es solle, bis sie rief: „Du thust nur groß und weißt es ebenso wenig als ich!" Darüber und über manchen Spaß sonst noch war die Zeit doch begreiflich vergangen — auch die Abkürzung „Manu" hatte sie heut' Morgen erfunden,

da er sie fast nie „Anna“, sondern noch immer „Niña“ nannte und sie einen Drang fühlte, ihm das gewissermaßen mit gleicher Münze zurückzugeben — und beinahe hätte sie den Glockenschlag überhört. Eigentlich klang übrigens „Niña“ auch hübscher als „Anna“, das hieß, aus seinem Munde, ein Anderer hätte es nicht so sprechen können, und sie mußte gleichfalls einen Namen für ihn haben, mit dem ihn Niemand sonst anredete. „Manu“ war entschieden sehr gut gewählt, ebenso kurz und weich wie Niña“, und paßte ganz für ihn.

Vor ihrer Wohnungsthür glitt Anna sich rasch einmal über Stirn und Haar — Manuel hatte es ihr fraglos und natürlich nicht in Ordnung gelassen — aber vor Allem konnte sie nicht mit so lachendem Gesicht zu Silvana kommen, um ihren Auftrag zu erfüllen. Im Grunde war's entsetzlich unschicklich, so mit bloßem Kopf über die Straße zu laufen; sie sollte Manuel doch in Allem ein gutes Anstandsbeispiel geben, hatte schon vor mehr als einem halben Jahr einmal in einem seidenen Kleide eine große Gesellschaft mitgemacht und war von den jungen Herren dort als eine Dame behandelt worden. Aber warum wohnte Manuel auch so nah, daß es sich gar nicht lohnte, einen Hut aufzusetzen — und dann, zu erwarten, daß er solches Befolgen der Anstandsvorschrift an ihr nur bemerke, war völlig zwecklos. Der sah sie darum doch nicht für eine junge Dame an und betrug sich nicht anders gegen sie,

denn daß er jemals etwas von einem jungen Herrn an sich bekommen sollte, war ganz undenkbar.

Aus der Gedankenreihe in Annas Kopf prägte sich einer haftend ein und blieb ihr, wie sie nun mit möglichst ernst-ehrbarem Gesichtsausdruck in Silvanas Zimmer trat. Es fiel ihr leicht, die letztere zum Hinaufsteigen in die Bodenkammer zu bereden, um dort mit Johannes Schmid zu sprechen. Silvana ertrug selbst den einförmigen Aufenthalt zwischen ihren Wänden nicht mehr; unstät hin und wieder schreitend, kam sie sich wie in einem Gefängniß vor, an dessen Gitterstäben alle ihre umirrenden Gedanken hülflos rüttelten; jede Veränderung bedünkte sie wie ein kurzes Freiwerden der Brust vom Einathmen erstickender Luft. So begab sie sich willenlos-willig die Treppen mit hinan; in der Kammer befand sich Niemand, ihre Führerin sagte, daß sie Johannes Schmid rufen wolle, und ging zurück. Doch schon trat Ofilie von Thalhof aus dem Lattenverschlag, in dem sie bereits gewartet, hervor, glitt flüchtig dem Mädchen mit liebreicher Hand über die Schläfe und flüsterte: „Du hast es gut gemacht, Kind, nun sorge, daß wir allein bleiben." Sie öffnete die Kammerthür und schloß sie schnell hinter sich; Anna hörte noch einen vom Munde Silvanas entfliegenden Ruf der Bestürzung, des Nichtfassens, doch auch einer hindurchzitternden Freude, dann klang die milde Stimme Ofilies auf. Nun wandte die draußen Stehende sich rasch zurück;

Johannes Schmid befand sich nicht in seinem Verschlag, auch drunten in seiner Wohnung, wo sie ihn aufsuchte, war er nicht. Sie verstand sogleich, weshalb er das Haus verlassen, sein feines Gefühl hatte ihn getrieben, sich nicht dort aufzuhalten, wohin Worte aus der Kammer klingen konnten, und drunten vermochte er nicht mehr irgend etwas geistig zu thun. Die Kinder schrien, wie Anna vorüberging, gleich wild aufgestachelten Thieren, und die Stimme Christine Schmids keifte schrill kreischend, hörbar von ausgetheilten Hieben ihrer Hände begleitet, drein. Es war nicht zu begreifen, daß Johannes Schmid sich gestern Morgen angeschuldigt hatte, „so glücklich gewesen zu sein und in seiner Seligkeit nicht an Leid und Weh in der Welt gedacht zu haben“.

Eigentlich war Anna aber augenblicklich garnicht so darauf versessen, ihn zu finden, sondern der verbliebene Gedanke, mit dem sie zu Silvana eingetreten, arbeitete in ihrem Kopf fort, ließ sie nun drunten in ihrem Zimmer an den Schrank treten und ihr noch nie wieder angelegtes blauseidenes Kleid herausnehmen. Sie betrachtete es — wenn sie das zu Mittag anzöge — und vielleicht das Sternblumen- und Vergißmeinnichthalsband vom Onkel Detlev dazu, das ihre Mama ihr neulich zurückgegeben — da würde Manuel doch einmal sehen, daß sie wirklich eine junge Dame sei, und mehr Respekt vor ihr bekommen. Sie könnte es ja nach Tisch zum Schonen wieder ausziehen — — —

Um zwei Zimmer von dem Annas entfernt, hatte

Detlev Hellingborg sich nach dem Anhalten des Uhrpendels wieder auf seinen Platz zurückgesetzt und in seiner unterbrochenen Erzählung fortgefahren. Hedwig Lundmark saß ihm in der jetzt sonnenhellen Fensternische, mechanisch an ihrer Stickerei arbeitend, gegenüber. Sie konnte nicht Herrin einer über sie gerathenen Aufregung werden, die ihr nach doppelter Richtung den Kopf einnahm. Ihr Ohr horchte gespannt, ob nicht ein Fußtritt im Flur aufklinge, der ihr die Rückkunft ihres Mannes mit der Freya ankünde, und andrerseits rang sie gegen ein nicht zu beherrschendes dunkel-unheimliches Gefühl, als wisse der vor ihr Sitzende etwas von jenem, daß ihm irgend ein Unglück zugestoßen, und sei gekommen, um ihr dies mitzutheilen. Beides war eigentlich thöricht; er hatte ja geschrieben, daß er nicht mit dem Schiff heimkehre, und Hellingborg konnte keine neuere Nachricht von ihm besitzen, als sie selbst. Aber sie war einmal durch die sonderbar gesprochenen Worte: „Nein, er kommt nicht, verlassen Sie sich darauf!“ in schreckhafte Erregung versetzt worden und vermochte sich nicht davon zu befreien. So hörte sie dem Weitersprechenden zu, doch ohne Achtsamkeit auf das, was er erzählte. Ihre Gedanken verknüpften sich nicht damit, das Ohr ihrer Seele lauschte nur, ob etwas auf ihren Mann überzuleiten drohe, auf eine Gefahr, in der er sich befinde — eine Vorbereitung vielleicht auf solche —

Doch von ihm war nicht Rede. Detlev Helling-

borg hatte seiner Einbildung eines „Doppellebens", die ihm an jenem Septemberabend hier gekommen, weiter gedacht, sich zurückgerufen, was seine Phantasie sich damals vorgestellt. Daß es vielleicht nicht immer nöthig falle, Jemanden zu beklagen, der aus seiner Heimath in eine fremde Welt hinaus müsse, weil sich denken lasse, ihn empfange dort keine kalte Fremde, sondern gleichfalls eine sonnenwarme Heimath, in der er keinen Schmerz der Entbehrung, vielmehr ein stätes Glück empfinde, das ihn dort erharre und in einem Zauberbann halte —

„Erinnern Sie sich noch daran, Frau Hedwig?"

Die Befragte sah auf. „Ja, ich glaube — Sie sagten so etwas —"

Das ging sie ja nichts an, sprach nicht von ihrem Mann, konnte keine Einleitung bilden, um auf ihn überzulenken, sondern entfernte sich offenbar völlig von ihm. Sie athmete beruhigter und immer mehr, denn nun begann Hellingborg von einem Vorfalle in Brasilien zu erzählen, und ihr Mann befand sich ja sicher in England.

„Es ist seltsam, wie meine Einbildung sich damals etwas vorgestellt, was in Wahrheit — drüben in dem Städtchen am Marañon — vorhanden war, Frau Hedwig."

„So?" Ihre feinen Finger setzten die Stickarbeit ruhiger fort. „Ich höre ganz gut dabei, bitte, erzählen Sie es mir, Hellingborg."

Eine eigenthümliche Geschichte war's, die er dort erfahren. Vor langen Jahren war ein junger Deutscher hinübergekommen, lebensfroh, empfänglich für Schönheit, von leicht erregbaren Sinnen, hatte ein Liebesverhältniß mit einer dortigen jungen, überaus schönen Portugiesin angeknüpft. Er mußte häufig längere Zeit von ihr abwesend sein, und wie er einmal zurückkam, war er der Vater eines Knaben geworden. Ursprünglich hatte er wohl nicht an einen dauernden, einen Lebensbund mit ihr gedacht, aber er war weichen Gemüthes, und als er ihre Verzweiflung — sie war eine gläubige Katholikin — um ihr Seelenheil und das ihres Kindes gewahrte, erkannte, wie er sie andernfalls dem Schimpf der Welt preisgebe, da entschloß er sich kurz, ihre Ehre wieder herzustellen und sie gesetzmäßig zu heirathen. Dies fiel auch wohl begreiflich; allerdings stand ihre geistige Bildung und Bedeutung der seinigen erheblich nach, doch sie übte einen Zauber aus, der wenigstens für das leidenschaftliche Gefühl der Jugend jenen Mangel geringachten, vergessen ließ. Und dieser Reiz zeigte sich nicht, wie sonst zumeist in den heißen Zonen, als ein früh vergänglicher, sondern blieb ihr. Hellingborg hatte sie mit eigenen Augen gesehn, im Gespräch mit ihr gesessen, und sie war noch heut', obwohl ihr Knabe etwa achtzehn Jahre alt sein mußte, von wundervoller Schönheit, die einen der Leidenschaft unterworfenen Mann in unentrinnbaren Fesseln zu halten vermochte.

„Sie hören doch, Frau Hedwig?“

„O gewiß, Hellingborg — Sie sprachen von einer sehr schönen Frau —“

Klang da nicht draußen etwas auf der Treppe, wie ein heraufspringender Fuß? Nein, es war wieder still.

Detlev Hellingborg erzählte weiter. Der Mann jener schönen Frau mußte häufig nach Deutschland zurückkehren und fand hier einmal Unerwartetes vor, ein Mädchen, das ihn liebte. Er kannte sie lange schon, ohne es zu ahnen, nun offenbarte es sich plötzlich und unter besonderen Umständen, die ihn heftig in Erregung versetzten. Ein Andrer wäre derselben wohl Herr geworden, aber er trug zwei Seelen in seiner Brust, eine der leidenschaftlich entzündbaren Sinne und die zweite einer tiefen Sehnsucht nach dem, was man unter deutschem Himmel Liebe nennt. Diese letztere Seele in ihm hatte er bis dahin nicht gekannt, doch nun wachte sie auf einmal auf, übermächtig und Besinnung raubend. Denn ein deutsches Mädchen stand vor ihm, das nicht nur schön von Antlitz war, das auch alle süße Lieblichkeit des Herzens und des Geistes besaß, die unter der Tropensonne nur von heißer Glut verzehrt ward.

„Und sie liebte ihn und wäre — hören Sie zu, Frau Hedwig?“

Das war zweifellos ein Fußtritt auf der Treppe. Die in der Nische Sitzende hob den Kopf. „Ja —

ein Mädchen — Hellingborg. Eine Deutsche — nicht wahr?"

„Ja, hier in unserer Stadt. Ich will kurz sein — statt, als ein Mann von Ehre, gegen sich selbst zu kämpfen, unterlag er als ein Feigling, als ein Selbstsüchtiger. Er war ein Elender, der auch das deutsche Mädchen heirathete, zwei Frauen besaß und betrog, die nichts von einander wußten, sich jede allein von ihm geliebt glaubten — betrog bis zum heutigen Tag. Schändlich — denn wenn Gesetz und Recht es vernahm, so war die Zweite, die Edlere der Beiden nicht seine Frau, nur seine Geliebte, ihr Kind ein als unehelich von der Welt gebrandmarktes."

Detlev Hellingborg hatte ein paar Worte seiner letzten Aeußerung betont: „Als ein Mann von Ehre." Es klang daraus: Das durfte er dem, von welchem er erzählte, absprechen, denn er war ein solcher, er war ein Mann von Ehre, konnte sich jenem als Einer gegenüber stellen, der sich zu bekämpfen gewußt, nicht feig und selbstsüchtig unterlegen wäre. Und ihm fiel ein Recht anheim, zu sagen: Ein Betrüger, ein Elender!

Hedwig Lundmark athmete vollständig frei jetzt. Gottlob, Detlev Hellingborg war nicht gekommen, sie auf etwas ihrem Manne Widerfahrenes vorzubereiten; er befand sich in England oder auf dem Weg von dort hierher, und was in Brasilien am Amazonenstrom geschah, ging ihn nichts an. Doch ein Gedanke hatte aus dem halben Zuhören ihr den Kopf durchschossen.

Eine Doppelehe — ein Mädchen hier aus der Stadt — das war ja die Geschichte Silvanas und Ortlofs von der Heide. Manches klang allerdings nicht damit zusammenstimmend, aber sie war wohl zu unachtsam gewesen, es mußte doch sein. Und von ihrer Bangigkeit erlöst, nahm sie zum ersten Mal nachträglich ein Interesse an der Erzählung und fragte lebhaften Ton's:

„Wie heißt denn Der, von dem Sie gesprochen, Hellingborg?"

Der Angeredete erwiederte nicht. Seine Brust vermochte keine Luft zu schöpfen, sein Blick den klar auf ihn gerichteten Augen nicht zu begegnen. So saß er zwei Secunden lang, wie sprachberaubt, dann antwortete er langsam:

„Sie fragen, Frau Hedwig, wie das Ganze überhaupt geschehen, verborgen bleiben konnte. Der Name des Verbrechers, meinen Sie, hätte den Betrug früher offenbaren, ruchbar machen müssen, daß er drüben und hier eine Frau besitze. Doch als er die erste heirathete, bestand noch kein solcher Verkehr mit Brasilien wie heut. Man wußte dort kaum etwas von Deutschland und noch weniger von der deutschen Sprache, die dem portugiesischen Ohr zu verstehen und der Zunge zu sprechen nicht möglich fiel. Man nannte deshalb den deutschen Ankömmling nicht bei seinem hartklingenden Namen, sondern anfangs „Señor Risueño", den „freundlichen Herrn", weil er so heiter lachende Züge besaß. Dann hieß man ihn „den Herrn, der hinter den Wäl-

dern“ wohne — so stellte man sich Deutschland vor — el señor traz os selvas — und das schliff sich wieder im Munde der Leute ab, so daß er den daraus entstehenden Namen selbst drüben annahm, seine erste Geliebte ihn unter demselben kennen lernte. Und sie selbst trägt ihn als seine Frau noch heut', denn auch vor dem parroco des kleinen Orts, wo er die Trauung stattfinden ließ, benannte er sich weiter — was ist Ihnen, Frau Hedwig?“

Sie war jählings aufgesprungen, gewaltsam von ihrem Sitz emporgetrieben. Doch nicht von Unruhe, es hatte nur bei ihrer raschen Bewegung so scheinen können; ihr nach der Thür gerichteter Blick sprach von keiner Befürchtung mehr, sondern von neugeweckter Hoffnung, Erwartung. Doch nur einen buchstäblichen Augenblick lang, denn der Flur dröhnte von einem eiligen Tritt, aber nun tönte der lachend laute Ruf Annas draußen auf: „Manuel — ich lasse Deine Hände nur los, wenn Du mir versprichst, Manuel —“

„Nein, er ist es doch nicht,“ sagte Hedwig Lundmark, sich mit einem leichten Seufzer zurücksetzend. Hellingborg fragte: „Wer? Sie meinten noch immer, Frau Hedwig —? Meine Erzählung scheint Sie wenig zu fesseln. Ich wollte Ihnen den Namen mittheilen, den der doppelt Verheirathete drüben trug und noch heute trägt, so daß nur ein Zufall zur Entdeckung seines Verbrechens an der deutschen Frau führen konnte. Er nennt sich dort —“

Doch die Thür ward, den Sprecher unterbrechend, weit aufgerissen, und herein flog es gleich einem riesigen brasilianischen Blaufalter, wie unter Sonnenstrahlen hinschwebend oder wie von aufgelösten Goldfäden überflattert. Anna Lundmark war's, in ihrem Gesellschaftskleide mit dem Sternblumen- und Vergißmeinnicht-Halsband blindlings hereinstürmend, mit köstlich roth leuchtenden Wangen und strahlenden Augen. Die letzteren liefen ihr hastig voraus, trafen zunächst auf Hellingborg, und sie stürzte gradaus diesem zu, hinter seinen Sessel, duckte sich, einen Arm um ihn schlingend, halb zu Boden und rief: „Beschütze mich, Onkel Detlev — vor Manuel — er will mir den Letzten geben, und er darf's gar nicht mehr, es ist gegen alle Regel —"

Manuel war hinter ihr drein in das, wie es schien, nach seiner Meinung leere Zimmer gestürmt, prallte nun indeß bei dem Anblick Frau Lundmarks und eines fremden Herrn ein wenig verdutzt zurück. Das machte Anna besonderen Spaß, und sie sprudelte jetzt aus ihrer sicheren Deckung von den Lippen:

„Du mußt ihn einmal ausschelten, Mama, denn auf mich hört er nicht mehr. Und er hat auch gar keinen Respect vor mir und sagt, ich sähe nicht wie eine junge Dame, sondern wie einer von den großen blauen Schmetterlingen bei ihm zu Hause aus, zu denen er mich mit haben will, um uns zu vergleichen. Er ist zu närrisch damit, daß er fest glaubt, ich käme einmal dorthin — und er darf jetzt nicht oben auf

die Kammer hinauf und wollte es nun natürlich durchaus, obgleich ich vorhin gesagt, als ich ihm drüben in seiner neuen Stube den Vorhang genäht, es gehe nicht an. Und da mußte ich ihn festhalten, an beiden Händen, daß er mir den Letzten nicht wieder geben sollte —"

„Aber Kind —" um Frau Hedwigs Lippen ging ein Lächeln, wie sie den Redestrom des Mädchens unterbrach — „warum hast Du denn im Hause dies Kleid angezogen?"

Ein klein wenig Verlegenheit schlich sich in Annas Gesicht; sie antwortete, offenbar erst im Augenblick nach einem Grund dafür umhersuchend: „Ich — ja — Du sagtest im Herbst selbst, Mama, ich sollte es an dem Tage anziehn, wenn der Papa wieder käme, und er kommt gewiß heute — und ich sah auch, daß der Onkel Detlev zu Dir ging, der mir das schöne Halsband geschenkt hat. Da wollte ich ihm doch zeigen, daß ich — für Manuel hätt' ich's gewiß nicht gethan, der lacht mich nur drin aus, ich sei aus einer Luke vom Himmel herunter gefallen, wie Andre aus einem Speicherboden."

„So, deshalb? Nun, da trag's, Kind, daß es uns den Papa heute noch heimbringt."

Hedwig Lundmark begleitete ihre Antwort noch einmal mit dem gleichen Lächeln; nun fragte Detlev Hellingborg verwundert, wer der Fremde sei, und sie erwiederte:

„Ich vergaß, Sie kennen ihn wohl noch nicht, er

kam nach Ihrer Abreise. Unser junger Hausfreund aus Brasilien, Manuel da Selva."

„Da Selva?" wiederholte Hellingborg und blickte sonderbar starr auf den Genannten, während Frau Hedwig mit kurzen Worten hinzufügte, wie derselbe hierher nach Deutschland und zu ihnen in's Haus gekommen sei. Dann brach sie ab: „Was ist Ihnen, Hellingborg?"

„Mir? Nichts." Er starrte noch immer Manuel regungslos in's Gesicht, und mühsam die Worte hervorbringend, fügte er nach:

„Da Selva — ich vernahm in Brasilien — ich las in einer Zeitung, daß ein junger Mensch des Namens heimlich das Land verlassen habe und von seinen Eltern nach ihm geforscht werde. Ich glaube, sie hießen — sie hießen — Carlos und Dolores da Selva —"

„Meine Mutter — und mein Vater —" kam unwillkürlich vom Munde Manuels.

Er hatte lange nicht mehr an sein heimliches Davongehen gedacht und war etwas erschrocken, doch Anna noch mehr. Sie stieß ängstlich aus:

„Und glaubst Du, Onkel Detlev, daß sie ihn wieder haben wollen — daß sie Manu mit Gewalt zurückholen lassen, wenn sie erfahren, wo er ist — wenn Jemand angäbe, daß er hier — aber nein, Du thust es doch nicht — nicht wahr — Du thust es uns doch nicht, lieber Onkel Detlev?"

Es bedurfte keines besonderen Ohres, um herauszuhören, was aus dem Klange der ebenso hastig und doch so ganz anders als zuvor heraussliegenden Worte sprach, in die jedoch Hedwig Lundmark jetzt unwillkürlich mit einem Ton der Besorgniß einfiel:

„Sie sehen wirklich sehr angegriffen, leidend aus, lieber Freund; ich glaube, Sie haben sich zu viel zugetraut und bedürfen der Ruhe —“

Der Anblick lehrte, daß die Aeußerung nicht grundlos war, denn Detlev Hellingborg saß vollkommen blutlosen Gesichts, erschreckend, wie ein Todter. Nur in seinen Augen, die jetzt, wie sich einbohrend und festklammernd, auf dem Antlitz des Mädchens hafteten, war ein irres Leben; doch aus ihrer Tiefe dämmerte jener ihnen fremd stehende weiche, zärtliche Glanz herauf, der sie an jenem Septemberabend erfüllt hatte, als er Anna Lundmark im weißen Mieder und rothen Unterröckchen vor dem Anlegen des neuen blauen Kleides in ihrem Zimmer angetroffen. So blickte er sie stumm an; in seinen Zügen aber drückte sich etwas aus, ein innerer furchtbarer Kampf, wie das Ringen eines Sterbenden. Ein paar Herzschläge lang bot es den Anschein, als ob er leblos vom Sessel niederzusinken drohe, doch dann kam er mit einem unendlich tiefen Athemzug zu sich, zur Fähigkeit des Sprechens zurück und sagte tonlosen Stimmenklang's:

„Sie haben wohl recht, Frau Hedwig — das Tropenfieber — ich hatte mir zu viel zugetraut. —

Nein, ich thue es nicht, Anna — ja, ich brauche Ruhe. Leben Sie wohl, Frau Hedwig — leben Sie glücklich —"

Er war aufgestanden, reichte Hedwig Lundmark die Hand und wehrte ihren Versuch, ihn zu halten, ab: „Nein, ich bin stark genug, das noch zu können, nach Hause zu kommen; dort finde ich, was mir nöthig thut. Ich danke Dir, Anna — daß Du mein Halsband umgelegt, um mich bei meiner Rückkunft damit zu erfreuen — leb' wohl, mein Kind — und auch Sie, Manuel da Selva. Kehren Sie sobald als möglich freiwillig zu Ihrer Mutter — ihren Eltern zurück, auf daß Sie ihnen nicht weiter Sorge machen! Sollte Lundmark kommen — ich meine, wenn er kommt — so bitten Sie ihn, gleich einmal nach mir zu sehen. Er ist ja auch drüben gewesen und weiß vielleicht ein neues Mittel gegen das Fieber. Nein, begleitet mich nicht, laßt mich nur allein! Mir ist es wieder ganz gut — lebt wohl!"

Sich anstrengend, ging er kräftig sicheren Schrittes zur Thür. Die Zurückbleibenden sahen ihm nach, Frau Hedwig verwundert über den fremdartig weichen Ton, mit dem Detlev Hellingborg gesprochen. Sie äußerte: „Ich glaube wirklich, Anna, Dein Anblick that's, es rührte ihn so, daß Du das Halsband von ihm umgelegt hattest." Manuel kannte die Wirkung des Fiebers seiner Heimat und sagte: „Es kommt manchmal mit solchem blitzschnellen Anfall und geht ebenso rasch wieder vorbei, daß die Leute sich körperlich erholen, nur geistig

sind sie gebrochen.“ Der junge Portugiese hatte seinen Lehrwinter hörbar vortrefflich benutzt, das in deutscher Sprache fehlerlos ausdrücken zu können; doch Anna dachte im Augenblick nicht daran, ihm eine „gute Note“ dafür zuzutheilen, noch an den Onkel Detlev mehr, sondern fiel ihm in's Wort: „Ich habe solche Angst um Dich, Manu, daß Du von uns fort mußt.“ Und sie griff nach seiner Hand, ihn zu halten.

„Geistig gebrochen.“ Noch Jemand war's um diese Stunde im gleichen Hause.

Auch droben in der Bodenkammer hatte ein Menschenmund eine Geschichte erzählt, scheinbar ähnlicher Art, wie die Detlev Hellingborgs, die Geschichte einer Doppelehe. Doch nur scheinbar, denn die Lösung stellte sich als eine andre heraus. Hier war der Mann von seiner ersten Frau in Wirklichkeit gesetzmäßig geschieden, frei gewesen, mit einer zweiten noch einmal nach Lebensglück zu suchen.

Silvana saß regungslos und vernahm, was Osilie ihr sprach, erst vor dem der Hörerin schon Bekannten den Lebensgang ihrer eignen kurzen Ehe, dann den noch verschwindend kürzeren derjenigen Silvanas. Dieser war der Kopf zu schwer verworren, um sie fragen, denken zu lassen, woher die Erzählende von dem Letzteren wissen könne. Nur einmal stieß sie einen jähen, befreienden Ruf aus: „Der Brief — der Schlüssel — das Alles kam nicht von Dir? O dafür hab' Dank!“ Die Worte sagten, ihr volles Vertrauen, ihre Liebe zu Osilie seien zurück-

gekehrt, und ihr Thun bezeugte dies noch mehr. Sie legte wie ein Kind ihren Kopf an die Brust der Freundin, wie an die einzige Stätte, wo sie Schutz und Beistand finde. So vernahm sie Alles weiter, weshalb das Unbegreifliche in jener Nacht mit ihr geschehen sei. Alle Glieder ihres Körpers zitterten, als ob sie es noch einmal durchlebe; ab und zu fühlte Osilie, daß ein heftig rüttelnder Schauer durch die schwer an sie Gelehnte hinlief.

Derartig kam kein Laut mehr vom Munde Silvanas bis zum Schluß, bis Alles klar vor ihr lag. Auch danach regte sie sich eine Weile nicht, blieb wie todt liegen. Eine Starre in ihr bot ähnlichen Ausdruck, wie zur selben Zeit drunten an Detlev Hellingborg in seinem Sessel. Ihr Gesicht ließ sich nicht wahrnehmen, doch an den krampfhaft ineinander gezogenen Händen sah man, daß in dem unbewegten Körper etwas wie gegen eine nach ihr ausgestreckte Todeshand rang.

Aber dann schnellte sich Silvana mit einem plötzlichen Sprunge empor, stand festaufgerichtet im Zimmer. Ihre noch zusammengepreßten Lippen öffneten sich und stießen hervor: „Also nur eine Prüfung war's — an mir, die ihn liebte — die ihm vertraute — die ihm Alles vergeben hätte, was er an Schuld auf sich zu laden vermocht, wenn er gesagt — doch nur eine Prüfung!“

Ein fremdes, hochaufstrahlendes Licht ungeheuren

Stolzes flammte aus ihren weit offenen Augen. Das war kein Kind, kein Mädchen, sondern ein im tiefsten Innern tödtlich getroffenes Weib, das jetzt erst die ganze unaussagbare Marter begriff und empfand, der es preisgegeben worden. Einen Athemzug lang schwieg sie, dann fuhr sie fort:

„Und was willst Du? Warum bist Du hier? Warum hast Du mir das Alles gesagt? Meintest Du, in meinem Herzen sei noch ein Funke, den Du auslöschen wolltest? Daß er nicht wieder aufwachte und Dir den streitig machte, den Du noch liebst? Du hast es erreicht — hättest Du mir gesagt, er sei ein Fälscher, ein Mörder, Alles, doch er habe mich geliebt — es hätte Deinem Zweck nicht gedient. Aber jetzt hast Du's erreicht!"

Ein Schreck hatte Osilie durchfahren, die letzte Tiefe der Seele des Mädchens war ihr doch nicht erschlossen gewesen. Sie hatte ein ahnendes, warnendes Gefühl davon in sich getragen, bei ihrer Erzählung vorsichtig tastend den Gemüthszustand Silvanas zu prüfen versucht — es gab ja keinen anderen Ausweg, als diesen, die volle Wahrheit mitzutheilen — aber sie war dennoch auf falschem Weg gegangen. Ihr drängte sich in die Empfindung, so hätte sie kämpfende Liebe im Herzen der blonden, kindlichen Anna Lundmark zum Siege bringen können, doch Ortlof von der Heide würde Silvana Rodwald nicht zu seiner Lebensgenossin gewählt haben, wenn er nicht erkannt, daß

unter ihrem unschuldsvoll biegsamen Mädchenthum unbewußt ein hoher Stolz weiblicher Würde in ihrer Seele schlummere. Und doch auch dieser in seinem wildheftigen Ausbruch — bebend fühlte es Osilies Herz — war immer nur noch unbewußte, aber sich vergeblich selbst zu tödten bemühte Liebe.

Einen Augenblick hatte sie ihre Gedanken sammeln müssen, nun erwiederte sie ruhig:

„Ich verstehe Dich nicht, Silvana, doch es scheint, Du verstehst mich noch weniger, hast es nicht gethan, seitdem wir uns kennen. Du fragst, warum ich hier bin? Weil ich Dich liebe, und die Liebe hieß mich Dir folgen, nachsinnen, wohin Du von mir geflohen sein möchtest, und ein von Dir zurückgelassener Brief Deiner Freundin Anna brachte mir die Vermuthung nahe, Du hättest bei ihr Zuflucht gesucht und gefunden. Warum aber ich Dir Alles gesagt —“

Silvana fiel ihr jählings in's Wort. Zum ersten Mal durchschoß es ihr den Kopf, daß sie auffahrend rief: „Woher kannst Du es wissen?“ Und aus ihren Augen flackerte ein irrer Argwohn in das Gesicht Osilies.

Diese stockte nicht, sie war auf die Frage bereitet, erwiederte gleichmüthig: „Die alte Frau, welche Dich in der Nacht empfing, war von allem unterrichtet und ehemals meine Dienerin. Ich habe sie auf der Reise hierher aufgesucht und für gute Belohnung das Geheimniß von ihr erfahren.“

„Von ihr weißt Du's? Nicht von —?"

Silvana sprach die letzte Frage nicht zu Ende, doch der Ausdruck des suchenden Mißtrauens losch in ihrem Blick hin. Ofilie fuhr fort:

„Und ich theilte es Dir mit, weil uns ein gemeinsames Schicksal betroffen und zusammengeknüpft hat. Mich dünkt, es war kein Zufall, der es damals so gefügt. Ich mußte Dich finden, und Du mich, denn ich fühle, wir gehören zu einander, Silvana, zusammen auch unserem gemeinsamen Hasse gegen Den zu leben, der uns beide um unser Lebensglück gebracht."

Die Augen der Hörerin erweiterten sich zu einem großstarrenden Blick. „Du? Du haßt ihn auch?"

„Warst Du denn ein Kind, das nicht zu empfinden? Ich hasse ihn — wie Du. Und ich verlange nach Dir, um von meinem Haß mit Dir reden zu können."

„O dann vergieb mir, was ich gesagt. gedacht — dann vertraue ich Dir ganz —"

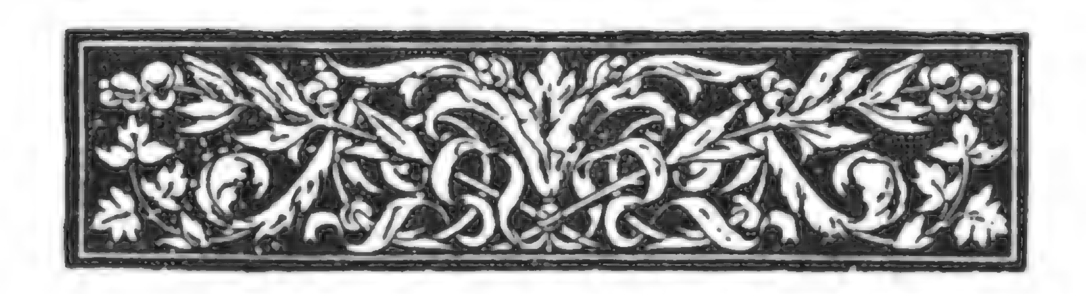
„So komme wieder zu mir, Silvana! Dich darum zu bitten, suchte ich Dich hier. Wir sind ja Schwestern und mein Herz Dir verwandter, verständnißvoller für Dich, als das glückliche eines Kindes, einer Anna Lundmark."

Doch die Kraft des Mädchens war nach der zu hohen Anspannung erschöpft. Sie hörte nicht mehr, vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu halten. Ohne es zu wissen, sagten ihre Lippen noch einmal mit

einem herzzerreißenden Ton: „Nur eine Prüfung —,“ dann fiel sie bewußtlos auf das Bett zurück, an dem Anna Lundmark vor zwei Tagen Manuel da Selva ihre ernste Strafpredigt gehalten. Kurze Weile sah Osilie stumm auf sie nieder; sie hielt die Hand auf ihr Herz gedrückt, in ihrem Gesicht stand, es sei etwas fast auch über ihre Kraft gegangen. Es war nochmals ein Kampf mit der eignen tödtlichen Sehnsucht und Selbstsucht eines Menschenherzens gewesen, wie ihn Detlev Hellingborg um einige Stufen tiefer durchgerungen; doch hier, wie dort, hatte das Edelste in der Menschenbrust gesiegt. Aber der Blick Osilies sprach, gegen das, was sie in sich nieder gezwungen, sei alles Leiden Silvanas doch nur ein Kinderweh, ein vorübergehender Schmerz gegen unheilbare Krankheit bis an's Ende.

Nun beugte sie sich über die Liegende, küßte sie und brachte sie zum Bewußtsein zurück. Dann sprach sie flüsternd ihr in's Ohr, daß sie am Abend zusammen in ihre friedliche Stille am Rhein heimkehren wollten, sich nie mehr zu trennen, in der Liebe füreinander gemeinsam — ihrem Hasse zu leben.

---



# Sechstes Capitel.

Anna Lundmark hatte richtig empfunden, weshalb Johannes Schmid seinen Lattenverschlag verlassen; er wollte nicht wider Willen vielleicht zum Belauscher des in der Kammer gegenüber Gesprochenen werden und begab sich, um dies zu vermeiden, beim Heranrücken der Mittagsstunde aus dem Hause fort. Als ob er damit oder überhaupt je im Leben eine lohnenswerthe That vollbracht habe, verfolgte das Glück ihn förmlich, denn wie er am Hafen entlang wanderte, begegnete er dem dort vergnüglich harrenden Herrn Christian Rodwald, und dieser redete ihn an. Nicht mit Bezug auf seine Tochter — der Rheder war augenblicklich zu sehr mit anderen Gedanken beschäftigt, um Erkundigung nach ihr einzuziehen — aber er fühlte sich für die glückliche Rückkehr der Freya und den von ihr erzielten außergewöhnlichen Gewinn zu einer Gegenleistung verpflichtet, einer Feier durch Einladung seiner Geschäftsfreunde zu einem Festmahl, und der Anblick Johannes

Schmids fügte ihm für dies Vorhaben eine gute Idee hinzu. Das Hochzeitsgedicht desselben hatte durch den großen Reichthum der darin enthaltenen classischen Götternamen seinen vollen Beifall gefunden, er glaubte sich zu erinnern, daß es bei den Alten ebenfalls Götter des Meeres und des Handels gegeben habe, denen bei solcher Gelegenheit einen Dank in Versen auszusprechen, eine geeignete Tischrede bilde und hübschen Eindruck mache. So befragte er den Angetroffenen darüber; er hatte sich damals als umsichtiger Kaufmann unter der Hand nach dem Preise des Festpoems erkundigt und war bereit — wenn auch zwei Thaler eine sehr hohe Forderung für Derlei seien — für die gleiche Anzahl von Versen und von alten Göttern den gleichen Betrag zu entrichten. Man las in seinem Gesicht das Bewußtsein, er werde die „Lieferung“ des Artikels auch für die Hälfte der Summe erzielt haben, doch es stand dem Namen seiner Firma nicht an, zu markten und weniger zu bieten, als das, wofür eine geringere zur Abnahme erbötig gewesen. Sein weiterer glücklicher Gedanke war, das Gedicht von seiner Tochter Martha — sie hatte ehmals in der Schule immer sehr gut auswendig lernen gekonnt — declamiren zu lassen, vielleicht in einem Costüm, welches sie in schicklicher Weise als die Freya darstelle, und hierüber Rücksprache nehmend, wandelte Christian Rodwald auf und ab mit Johannes Schmid, der all' dies unverdiente Glück für ihn und seine Familie von irgendeiner Einwirkung

Anna Lundmarks herleitete. Auf welche Weise, konnte er sich nicht angeben, aber es mußte von ihr herstammen. Dann kam die Freya, weißen Schaum um sich quirlend, herangedampft, drehte sich in weitem Bogen, um anzulegen, und Herr Christian Rodwald sagte, sich befriedigt die Hände reibend: „Möchten Sie wohl, mein lieber Herr Schmid, daß dieses Schiff Ihnen gehörte?“ Die Vorstellung war für den Befragten eine so ungeheure, daß er nur stotternd hervorbrachte: „O nein — Herr Rodwald — o nein — ich habe ja genug — dann müßte ich gewiß das Schönste, was ich habe, dafür hergeben und den Neid der Götter fürchten.“ — „Neid der Götter?“ nickte der Rheder, „das ist gut ausgedrückt, das können Sie in Ihrem Gedicht mit anbringen; man kann recht zufrieden mit seinem Leben und seiner Thätigkeit sein, wenn man beneidet wird.“ Er schritt nun mit wohlwollendem Abschiedsgruß der bereit gehaltenen Landungsbrücke zu, und Johannes Schmid wanderte allein weiter am Hafen dahin.

Als die Freya schon ein Weilchen am Bollwerk gelegen, kam, leicht schwankenden Ganges, Detlev Hellingborg daher, trat gleichfalls an Bord des Schiffes und suchte den Steuermann auf. Bei diesem erkundigte er sich nach den Verbleiben und Befinden des Capitäns; der Angesprochene gab Auskunft, äußerte sich über das letztere dem Freunde Lundmarks besorgt. Der Capitän habe sich schon seit der Abfahrt von Bahia in sonderbar befremdlichem Geisteszustand befunden,

dieser sich immer mehr zu einer hochgradigen Erregung gesteigert, so daß er sich im Canal von dem fliegenden Holländer oder einem sonstigen Gespenst verfolgt geglaubt. Nach der Gewittersturmnacht sei allerdings die Vernunft scheinbar in seinem Kopfe wieder zur Herrschaft gelangt, er habe das Commando sicher wieder übernommen, doch auffälliger Weise das Schiff in den Hafen von Plymouth geführt, um geschäftshalber dort zurückzubleiben und die Freya nach seinem Befehl erst in zwei Tagen ihre Heimfahrt fortsetzen zu lassen.

Hellingborg begab sich wieder an's Ufer, schritt mechanisch in der Richtung seiner Wohnung weiter. Er ging in tiefe, irrumhertreibende Gedanken versunken. Was wollte er? Was sollte geschehen? Eins drängte sich ihm aus Allem als Oberstes hervor, er mußte nach England und Carl Lundmark dort aufsuchen, verhindern, daß dieser etwa dennoch in sein Haus zurückkehre. Das durfte jetzt um keinen Preis möglich werden — noch nicht — was sonst nöthig fiel und wie es zu machen war, das mußte später —

Er war schreckhaft überreizt, fuhr von einem Fußtritt in der menschenleeren, mittagsstillen Straße zusammen und blickte aufsehend einem ihm dicht Entgegenkommenden in's Gesicht. Auch dieser that das Nämliche, und Beide erkannten sich, schienen indeß Beide keinen Antrieb zu fühlen, dies durch Wort oder That zu bestätigen. Aber dann hielt der Andre doch den Fuß an und sagte:

„So geschieht's also, wie Sie gedacht, daß es sein

könne, und wir treffen uns in Deutschland wieder, Herr Ungenannter. Hier besteht wohl kein Grund mehr, uns unsere Namen zu verschweigen; der meinige ist Ortlof von der Heide."

„Ich heiße Detlev Hellingborg."

Mechanisch reichten sie sich die Hände, der letztere fügte, offenbar um etwas zu sagen, nach: „So sind Sie der Schwiegersohn des Herrn Rodwald; ich erinnere mich, daß ich eine Einladung zu Ihrer Hochzeit erhielt, ihr aber nicht Folge leisten konnte. Hätte ich es gethan, so wären wir uns in Bahia nicht fremd gewesen."

Worte oberflächlichster Höflichkeit waren's, keiner zeigte Neigung, auf die seltsame Art ihrer Gesprächsführung in der Posada zurückzukommen, sondern jeder schien den Wunsch schnellen Wiederauseinandergehens zu hegen. Ortlof von der Heide versetzte in der nämlichen gleichgültig-höflichen Weise:

„Haben Sie damals Ihre Absicht, den Urwald zu besuchen, ausgeführt?"

„Ja, ich that's."

„Und wurden Sie befriedigt?"

Der Fragsteller machte eine Bewegung, als ob er sich mit den Worten verabschieden wolle, doch ein Zucken in den Gesichtsmuskeln Hellingborgs hielt ihn unwillkürlich an. Er verstummte einen Augenblick, dann setzte er hinzu:

„Wir sprachen an dem Abend anders miteinander, obwohl wir uns nicht kannten. Sie sagten zuletzt, wir könnten uns einmal seiner erinnern und uns mit-

theilen, ob er ein Vorabend der Erreichung unserer Hoffnungen für uns gewesen sei. Ich wußte damals nicht, worauf ich hoffte — wußten Sie es, und hat es sich Ihnen erfüllt?"

Detlev Hellingborg nickte. „Ja, ich meinte, wir seien zwei Pfadführer nach dem, was uns als Glück vorschwebe. Lassen Sie mich fragen, ob Sie es gefunden?"

Ortlof antwortete nicht, und sie sahen sich schweigend an. Der Ton ihrer beiden Stimmen besaß Aehnliches eines müden, lebenssatten Klanges, und wie sie in der Sonne neben einander standen, hatten sie selbst etwas von der leeren Ausdruckslosigkeit ihrer Schatten, nur körperliche Züge ohne eine Leuchtkraft des Lebens darin. Es waren nicht mehr die beiden Menschen, die vor noch kaum vier Monaten in der brasilianischen Wirthschaft ungewöhnliche Gedanken gegen einander gewogen hatten, sondern, als ob dasselbe Tropenfieber zerstörend in ihr Blut geschlichen sei, zwei im Innersten Krankende von gebrochener geistiger Kraft. Jeder sah es dem Andern an, aber jeder hatte auch an dem eignen Elendgefühl in sich genug, zu viel, um für das des Andern Theilnahme fassen zu können. Doch kam Ortlof von der Heide noch Eins, daß er sagte:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen für etwas danken soll, was Sie an dem Abend gesprochen. Sie thaten's wohl nicht in der Absicht, daß es so in mir bliebe, mich keine Minute mehr verlasse, als Sie sagten: Das Schlimmste thut der Mensch dem Menschen an."

„Ja, das thut er," nickte Hellingborg, „es kommt nur darauf an, ob er es wieder gut machen kann." Seine Worte weckten augenscheinlich in ihm selbst ein Gedächtniß, denn er fügte rasch hinzu: „Ich darf mich nicht länger aufhalten, da ich nach England reisen muß, um den Antheilhaber an dem Geschäft Ihres Schwiegervaters, meinen dort erkrankten Freund Lundmark aufzusuchen."

„Den Capitän?" fragte Ortlof und fuhr auf die Bejahung des Andern fort: „So kann ich Ihnen die Reise ersparen, denn ich bin gestern mit Herrn Lundmark von Köln hierher gefahren, das heißt nicht zusammen, aber ich sah ihn dort auf dem Bahnhof und im hiesigen am Abend aussteigen. Er schien allerdings leidend, war in einen hochaufgeschlagenen Mantel gewickelt, und ich erkannte ihn nur durch Zufall. Auch gerieth er mir hier bei der Ankunft gleich aus dem Gesicht."

Man sah, die unerwartete Nachricht hatte einen noch in Detlev Hellingborgs Seele glimmenden Funken des Lebens angefacht, doch seine Züge mit einem plötzlichen Aufzittern des Schrecks überfahren. Er fragte hastig, ob es gewiß sei, und auf die Erwiederung Ortlofs, daß er Lundmark zu oft im Rodwald'schen Hause gesehen, um sich irren zu können, versetzte Hellingborg schnell: „Ich danke Ihnen, so muß ich eilen. Leben Sie wohl — nochmals werden wir uns wohl nicht wieder irgendwo antreffen."

In seiner unverkennbaren Bestürzung darüber, daß der erkrankte Freund die Reise hierher zu machen im Stande gewesen, lag etwas widerspruchsvoll Befremdliches, aber dem Hörer kam dies nicht zum Bewußtsein. Er dachte an seine Bangniß, nicht an fremde; ein Riß war durch das Leben Beider gegangen, und sie nahmen gegenseitig kein Interesse an dem des Andern. So schritten sie mit kurzer Handreichung jetzt wieder auseinander; sie hatten Zeit versäumt und einzuholen.

Ortlof von der Heide sah auf seine Uhr, die zweite Nachmittagsstunde ging zu Ende, und er begab sich in einen Gasthof, wo er eine Erkundigung einzog. Dann klopfte er an eine Zimmerthür, trat ein, wie eine weibliche Stimme darauf antwortete. Drinnen wendete Osilie sich erstaunt um: „Du hier? Das ist nicht nach der Abrede.“

Er erwiederte leise: „Ja“; sein Blick fügte hinzu: „Ich konnte nicht anders.“ Nun fragte sie:

„Wie kommst Du dazu, mich hier zu suchen?“

„Ich rieth Dir ja, diesen Gasthof zu wählen.“

Daran hatte sie im Augenblick nicht mehr gedacht. Beide standen ein paar Secunden lang wortlos gegenüber, bis er mühsam hervorbrachte:

„Ist sie hier?“

„Ja“.

„So warst Du bei ihr?“

„Ja.“

„Und —?“

In dem kurzen Wort klang eine unendliche Frage auf, und unendlich mehr wieder, als eine Frage. Osilie antwortete kühlen Tones:

„Was ich befürchtete, ist. Du hättest Alles sein und thun können, was Du nicht gewesen und nicht gethan. Aber, daß Du es nur zum Schein warest, sie nur prüfen wolltest, geht über die Kraft ihres Herzens. Ich darf ihr Deinen Namen nicht mehr nennen.“

Ortlof hatte bisher gestanden, nun setzte er sich, unfähig sich aufrecht zu halten, in einen Sessel.

Kurz war es todtenstill in dem Zimmer, man hörte den Athemzug. Doch dann durchfuhr es Osilie mit einem jähen Schreck, sie zitterte, trat hastig, soweit der Raum es zuließ, von dem Sessel fort an's Fenster und stieß aus:

„Nein — hier nicht — Du darfst nicht hier bleiben. Thu' nach unsrer Abrede — was ich will, können werde, weiß ich noch nicht — vielleicht hilft etwas Unvorhergesehenes. Aber eile — sonst wird es zu spät — und ich muß vorher Ruhe haben — will mich —“

Ihr Blick wich scheu von seinem Sitz ab und noch hastiger von dem Gegenstand, auf den ihr Auge übergeglitten. Offenbar bedurfte es keiner Wiederholung dessen, was sie abgeredet gehabt, Ortlof von der Heide erhob sich willenlos und schritt wieder zur Thür. In seinem Kopf hämmerte nur das Eine: Sie hatte recht,

es ward zu spät, wenn er zögerte; er mußte den nächsten Eisenbahnzug noch erreichen. Nun stand Osilie wieder allein, sah sich um, und ein Schauer überlief sie. Das Zimmer war nicht für einen Gast eingerichtet, sondern für zwei, unverkennbar für Mann und Frau eines Ehepaares bestimmt.

Schnellen Ganges am Hafen zum Bahnhof entlang eilend, kam Ortlof von der Heide unweit an dem dort noch hin und her wandernden Johannes Schmid vorüber, ohne indeß von diesem bemerkt zu werden. Den letzteren beschäftigte der vor Kurzem erhaltene Auftrag; es war ihm ein absonderlicher Gedanke, sich Fräulein Martha Rodwald als Freya vorzustellen. Man sollte eigentlich niemals lachen, weil man nicht wußte, was für tödtliches Weh und Leid im selben Augenblick von einem andern Menschen durchgelitten werde oder sich vorbereite, ihn zu treffen, aber fast mußte Johannes Schmid die Lippen gegenwärtig doch zu einem Lächeln verziehen. Wie anders dachten Menschen sich eine Freya! Die Einen trugen ihr Bild als das der höchsten Göttin, der Fee des Himmels auf der Erde im Herzen, selig beglückt und begnadet von dem Gefühl, daß es ihrem Leben zu Theil ward, die irdische Gestaltung solcher Lieblichkeit mit Augen sehen, zu ihrer Bestimmung des Gebens und Nehmens höchsten Glückes beitragen zu dürfen. Für die Augen und Ohren der Anderen war es eine Freya, wenn ein nüchtern hausbackenes, seelenloses Geschöpf sich mit ein paar bunten

Kleiderlappen behängte und schwulstige Verse dazu declamirte. Der Verfasser von solchen stellte ein recht jämmerliches Geschöpf noch kläglicherer Gattung dar, denn er machte sich der Entweihung des Schönsten und Heiligsten mitschuldig, lud sogar den größten Theil dieses Frevels auf sich. Aber zwei Thaler waren doch eine so gewaltige Summe, die hungrigen Kinder konnten so viel dafür essen, das Geschrei und Gezänk bei Tag und Nacht wurde für eine Weile davon still. Dies letzte Begehren entsprang freilich wohl aus Selbstsucht, aber das andere doch nicht; es war der Riß, der durch das Menschenleben ging. Und er klaffte überall zwischen der Wirklichkeit, der bitteren Nothwendigkeit des Lebens und den schönen Empfindungen der Brust. Nur wenige, von einer Güte des Schicksals Auserlesene vermochten jene innerliche Schönheit auch mit der Luft um sich einzuathmen, auch das äußere Dasein, von ihrer stätigen Sonnenhülle umgeben, zu verbringen. Die Meisten mußten zufrieden sein, wenn sie einen derartigen Gnadenschatz in sich besaßen, ihn still im tiefsten Herzenswinkel vor dem rauhen Ansturm der Welt behüten und geheime Einkehr bei ihm halten konnten, sich in beglückenden, heiligen Traumstunden über den klaffenden Riß des Lebens wegzuflüchten. Johannes Schmid fühlte, die Schönheit und der Reichthum der Menschenempfindung hatten nie und nirgendwo einen Marktwerth besessen, konnten es niemals, sondern einzig die Handwerksleistungen, welche den plumpen Bedürfnissen und

Sinnen der Masse dienten. Von dieser rohen Verständnißlosigkeit in tadellos angepaßten Fräcken und seidenen Röcken hatten auch die großen leuchtenden Gestirne der Menschheit zu ihren Lebzeiten immer ihr Höchstes ungeahnt und gleichgültig unter die Füße treten lassen müssen, um zu verhungern, wenn sie nicht ein gemeines Handwerk daneben betrieben, ihrer körperlichen Nothdurft dadurch zu genügen. Das war ein Weltgesetz vom Anfang und bis zum Ende, und so fiel auch ihm dem nichtig Kleinen, die Nöthigung desselben zu, auf dem vorhandenen Markt mit gemeiner Waare für die Nachfrage zu handeln, die nichts als solche verlangte. Kein Erniedrigen des Schönen war's, sondern ein Behüten, denn er verkaufte nicht dies, nur eine werthlose Nachahmung desselben für Blinde und Taube. Und die Pflicht gegen seine Kinder forderte es von ihm, die er in's Leben gerufen und darin nicht untergehen lassen durfte. Ja, auch die Pflicht gegen seine Frau. Wer den Drang der Dichtung in sich empfand, sollte nicht heirathen, um sie nicht entwürdigen zu müssen, aber er hatte es einmal gethan, eine Schuldforderung damit unterzeichnet, wie in alten Pacten mit seinem Lebensblut. Auch das war ein Riß, der den Menschen durchzog, vor Allem ihn in der Jugend zerspaltete. Als Mitgift der Natur lag neben der Sehnsucht nach dem Schönsten und Edelsten der Empfindung die Leidenschaft in seiner Brust, vielleicht um so stärker, je machtvoller auch die erstere war, und

wer der Forderung der Leidenschaft nicht widerstehen konnte, mußte auch ihre Folgen auf sich nehmen. Denn durch ihre dämonische Gewalt erhielt sich die Menschheit wohl, aber log ihr zugleich das Recht ab, ihr von menschlicher Nützlichkeitssatzung gesteckte Schranken zu durchbrechen.

Solcherlei Gedanken durchzogen den Kopf und das Herz Johannes Schmids bei seinem Auf- und Abwandern am Hafen. Seine Frau und seine Kinder aßen wohl schon seit geraumer Zeit zu Mittag, und auch in seinem Magen knurrte der Hunger, aber wenn er mit der Stillung desselben bis zum Abend wartete, hatten jene heut' um so mehr für den ihrigen, und dies Gefühl befriedigte ihn besser, als leibliche Sättigung. Er bedurfte der letzteren durchaus nicht, richtete sein Augenmerk auf geistigen Nährstoff für den ihm vom Himmel zugefallenen Auftrag, suchte unter den Hunderten von Schiffsnamen umher, ob aus ihnen vielleicht irgendein in seinen Gedanken nicht gegenwärtiger griechischer Göttername ihm entgegenspringe. Dazwischen kam ihm immer wieder ein sonst seiner Gemüthsrichtung fremder Antrieb. Das Leben war so ernst, aber die Vorstellung Fräulein Martha Rodwalds als einer Freya doch so zum Lachen regend. Ein Reiz wandelte ihn an, in seinem Festgedicht, ohne daß Jemand es bemerke, die alten Götter über ihre costümirte nordische Collegin und die Zuhörer derselben heimlich auch lachen zu lassen — Galathea oder Amphitrite ließen sich dazu wohl

bereitwillig finden, und Merkur, „der Gott der Kaufleute und der Diebe", war ein Schalk von Hause aus.

Der Umschauende und Nachsinnende war mehrmals bei seinem Hin- und Herschreiten nah an einer kleinen Matrosenschenke vorübergekommen, von der aus einem Fenster im oberen Stockwerk ein Kopf die Ankunft und das Anlanden der Freya, dann mit starrendem Blick das Betreten des Schiffes durch Detlev Hellingborg beobachtet hatte. Danach fielen die irren Augen auf Johannes Schmid, blieben auf ihm haften, folgten ihm bei seinem Fortgehen, sahen ihm bei der Umkehr mit einem scheuen und doch brennenden Verlangen, als suchten sie ihn zu sich heranzuziehen, entgegen.

Nun wanderte er wieder dicht an der Schenke vorbei, als unerwartet sein Name ihm in's Ohr klang. Er wandte den Kopf und sah nichts — doch da, hinter der offenen Thür im dunklen Hausflur stand etwas — und jetzt stieß er hochüberrascht aus: „O Herr Lundmark — sind Sie es wirklich, Herr Lundmark — und doch mit der Freya zurückgekommen? O wird das eine Freude in Ihrem Hause werden — wird Fräulein Anna jubeln und lachen — ich höre es schon —!"

„Eine Freude — sagen Sie —?"

Der Capitän Carl Lundmark brachte nicht mehr als diese, dem Angesprochenen unverständlich klingende Frage heraus. Er sprach, wie wenn ihm etwas Erstickendes im Halse festgesessen, das er erst wegräumen

gemußt, um fortfahren zu können: „So ist nichts — ich meine, so sind meine Frau und meine Tochter gesund — und — erwarten mich?“

„Mit großer Ungeduld, Herr Lundmark.“

„Und wann — wann haben Sie sie zuletzt gesehen?“

Eine sonderbar unverständliche Aengstlichkeit klang auch wieder aus dieser Frage; Johannes Schmid entgegnete: „Heut' Mittag, eben, vor kaum zwei Stunden.“

Nun athmete die Brust Lundmarks lang und tief auf. „Dann wird's ja sein,“ sagte er und fügte rasch etwas verworren nach: „Nein, ich bin nicht mit dem Schiff gekommen, sondern mit dem Zug — soeben erst. Ich hatte noch eine dringliche Sache vorher — und kann auch jetzt noch nicht gleich. Wenn Sie nach Haus gehen, thäten Sie mir einen Gefallen — mich vielleicht anzumelden — daß ich bald käme. Und es wäre mir lieb — wenn meine Frau mir aus dem Fenster entgegensähe — so daß ich schon von Weitem gewahren könnte — sie stehe dort.“

So hurtig war Johannes Schmid noch kaum in seinem Leben gelaufen und Treppenstufen hinangesprungen. Fast einem großen Knaben gleich, beinahe wie Manuel am Mittag hinter dem blauen brasilianischen Schmetterling drein, stürmte er in die Lundmarksche Wohnung und rief: „Fräulein Anna! Fräulein Anna!“ Da kam sie, zusammen mit Manuel vom beendeten Mittagstisch. „Was soll ich?“

„Er ist da — Ihr Papa — er kommt gleich!“

Auch Frau Hedwig hörte es im Zimmer und flog heraus, vernahm, daß Ihr Mann wünsche, sie möge ihm aus dem Fenster entgegensehen. Unverweilt wandte sie sich wieder und eilte dorthin, ohne auf den Ausruf Annas zu achten: „Siehst Du, Mama, wie richtig es war, daß ich dies Kleid angezogen habe!“ Sie hielt Manuel an der Hand, doch nun sagte Johannes Schmid: „Gehen Sie auch ans Fenster, Fräulein Anna — und ich meine — Manuel ist ein Wildfremder für Herrn Lundmark, es ist wohl besser, wenn er Sie beide erst mit Ihrem Papa allein läßt, bis heut' Abend oder bis Sie ihn rufen. Er kann ja oben in die Kammer hinaufgehn, ich will ihm dort Gesellschaft leisten; vielleicht weiß er einen guten Rath für mich, für einen Auftrag, den ich habe.“

Anna hätte nicht daran gedacht; es ließ sich nicht vorstellen, daß Manuel für Jemanden ein Wildfremder sein könne und obendrein für ihren Papa. Aber sie sah ein, wenn auch sehr widerwillig, daß Johannes Schmid recht habe, und Manuel bejahte dies ebenfalls. Er wollte durchaus auf Anna's Vater keinen unangenehmen Eindruck machen, diesem keine Freudenstörung bei der Heimkehr verursachen, sondern droben warten, bis er gerufen werde, wenn es auch in die Nacht hinein dauern sollte. Und so stieg er hurtig mit Johannes Schmid die Treppen hinan.

Es war Zeit, denn Carl Lundmark hatte doch nicht mehr warten gekonnt, sich um kaum eine Minute später jenem nach begeben. Nur ging er langsamer und immer zögernder, bis er an die Ecke kam, von der aus er sein Haus zuerst erblicken mußte. Vor dem Umbiegen hielt er einen Augenblick athemberaubt an — was erharrte ihn?

Er wußte es nicht und dachte nichts, als daß die Gegenwart, der Tag, die Stunde noch sein sei. Im Grabe hatte er schon gelegen und die Sonne vom Himmel niedergefallen geglaubt zu ewiger Nacht, aber er war aufgewacht, sie noch einmal zu sehen und zu fühlen. Wie lange, darauf gab es keine Antwort. Doch noch war sie, und Alles, was er nicht mehr zu hoffen gewagt, um das sein Leben allein noch in tödtlicher Sehnsuchtsqual gebangt, für das er es nicht von sich abgeworfen, sollte ihm zu Theil werden. Und war es nur eine Minute, so war sie einer Ewigkeit gleich.

Doch war's denn wirklich, kein schreckensvoller Betrug? Er konnte es noch nicht glauben, sein Körper zitterte so heftig, daß er anhalten mußte, den Kopf nicht um die Ecke vorzubiegen vermochte. Er schloß die Augen, machte so einen Schritt vorwärts — und nun öffnete er sie —

Da standen am offenen Fenster, das gestern Nacht schwarz und leblos über seinem aufstarrenden Blick gelegen, zwei lichtgekleidete Gestalten und winkten ihm mit weißen Tüchern und Händen entgegen. Sein Herz

setzte einmal aus, dann lief er vorwärts — dann fühlte er, ohne etwas zu sehen, Stufen unter seinem Fuß — dann war er von den Armen seiner Frau und seiner Tochter gehalten, umfaßt, umschlang sie mit den seinigen und stieß besinnungslos aus:

„Ich habe Euch — ich habe Euch noch einmal wieder!“

Das erschreckte seine Frau, ihr erstes Wort fragte ängstlich: „Warum noch einmal?“

Nun besann er sich. „Ich war im Canal in schwerem Sturm, Hedwig, und fürchtete, Euch nicht wieder zu sehn.“

Und dann saß Carl Lundmark, die Hände der Beiden haltend, im Zimmer. Nur ihre glücklich leuchtenden Gesichter sah er, nichts sonst von den altvertrauten Gegenständen um ihn her. Er befand sich in einem raum- und zeitlosen Dasein, fast auch ohne Gefühl der Leiblichkeit, wie man in einem Traum körperlos auf einer Lichtwelle dahinschwebt. Denn er empfand dabei, daß er nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in einem wundersamen Traum von der Schönheit des Erdenlebens dasitze, aus dem er aufwachen müsse, und Alles sei vorüber, dunkle Grabesfinsterniß, Kälte und Leere ewiger Nacht um ihn. Aber bis diese kam, um ihn zu fordern, wollte er nichts fürchten und nichts denken, einzig mit jedem Herzschlag den seligen Traumwahn des Glückes fühlen, ihn tausendfältig leben. Er war heiter, sprach und hörte, zog die Seinigen, zwischen ihnen auf einer Ruhbank sitzend, fest an sich. Wie die

Drei aneinandergeschlossen dasaßen, stellten sie ein sonniges Bild schattenlosen Glückes zur Schau. Zugleich das des Sommers und des ersten lächelnden Frühlings; Mann und Frau standen in schöner Höhe des ersteren, und Anna gleich der Verkörperung lieblichen, himmelblauen Märztages, der sich ihnen anschmiegte. Auch ihr war es so schwebend leicht und Alles so voll Blüthenduft um sie her, und sie trug wohl das Empfinden in sich, das stamme nicht allein von der Wiederkunft ihres Vaters. Aber gegenwärtig dachte ihre Freudigkeit nur an ihn.

Niemand maß die Zeit, als die alte Wanduhr, die ihre Zeiger gleichmäßig wie immer rücken ließ, doch für die Wiedervereinten flogen sie dahin. Kaum glaublich schien's, daß schon eine Stunde über dem nichtigen, wichtigen, beglückenden Hin- und Herreden vergangen, dem Fragen und Beantworten von hundert sich im ersten Wechselgespräch flüchtig herandrängenden, ergriffenen und schon wieder vorüberschwindenden Dingen. Ihr Geflatter mußte erst zur Ruhe kommen, um Anderem, Bedachtem, Bedeutenderem Eingang und längeres Eingehen zu verstatten. Endlich gelangte Frau Hedwig zum Mittheilen, daß Silvana sich seit einigen Tagen bei ihnen im Hause befinde, berichtete kurz über die seltsame Geschichte derselben, aus der sich noch nicht klar entnehmen lasse, ob Ortlof von der Heide wirklich in einer Doppelehe lebe oder nicht. Die Erzählende fügte nach, es sei doch undenkbar und müsse sich anders

herausstellen. Denn wenn es sich so verhielte, lasse sich doch kein größeres Lebenselend erdenken, als das der betrogenen, schuldlosen jungen Frau, für die es ein Himmelsglück gewesen wäre, ihren Mann nach der Hochzeit durch plötzlichen Tod zu verlieren, ohne daß sie von dem Entsetzlichen erfahren. Dann hätte sie doch in der Erinnerung an ihn noch fortleben, den schönen Wahn in sich bewahren können, er habe sie allein geliebt, und es wäre keine feindliche Trennung in ihrer Seele von ihm entstanden, der Schmerz des Verlustes nicht zu anklagendem bitteren Haß und Abscheu, sondern zu Thränen der Wehmuth, unauslöschlich bleibenden Liebesgedächtnisses geworden.

„O tausendmal eher den Todten beweinen," schloß Hedwig Lundmark, „als weiterathmen mit solchem nicht ertragbaren Wissen falscher Untreue seines Lebens!"

Trauernd und schaudernd über das Geschick Silvanas, drückte sie ihren Kopf fest an den sicheren, lebendigen Halt der Brust ihres Mannes. Dieser saß, regungslos auf ihren blonden Scheitel niederblickend; ein kalter Schauer hatte ihm das Blut durchlaufen, eine Mahnung war durch die Stunde gegangen, daß sie nur ein Traum sei. Nun hob die sorglos Hingelehnte ein wenig die Stirn und fragte: „Was knistert so an Dir?" Unter ihrer Schläfe hatte etwas beim Anlegen des Kopfes ein knitterndes Geräusch verursacht.

„Nichts, Hedwig — Papier in meiner Brusttasche."

Carl Lundmark antwortete es hastig abgestoßen.

Es waren die Blätter, die er am Abend seiner Ankunft in Plymouth beschrieben und bei sich trug. Ahnungslos ruhte die Wange seiner Frau an ihnen.

Mußte es denn ein Traum sein, um wesenlos zu zergehen?

Wenn die Flamme diese Blätter aufzehrte, wer wußte, was auf ihnen gestanden, wer erfuhr es jemals —?

Doch — Jemand wußte es — aber wer — woher?

Nun sagte Anna, von einem Gedächtniß berührt:

„Als Du abgereist warest, Papa, fand ich auch ein Papier in einer Rocktasche von Dir, droben in Deiner Kammer. Ich freute mich so drüber, es stand etwas drauf geschrieben, aber ich glaube, es war portugiesisch, ich konnt' es nicht lesen, nur daß wohl ein Schiff, das ‚Dolores' hieß, darin vorkam. Onkel Detlev war gleich nachher bei mir, der nahm das Blättchen mit und wollt's mir übersetzen. Doch er hat's vergessen, oder vielmehr, er reiste ein paar Tage später für den ganzen Winter fort und ist erst heut' wiedergekommen."

„Detlev Hellingborg?"

Ein Namensausruf und eine Frage zugleich war's, was dem Munde Lundmarks entfuhr; dann setzte dieser hinzu: „Er war verreist? Den Winter lang? Wohin?"

Das hatte Anna noch nicht erfahren, doch Frau Hedwig antwortete: „Nach Brasilien — drücke ich Dich, Carl? Mir war's, als zuckte es an Deiner Brust."

„Nein, Hedwig — bleib' so. In Brasilien, sagtest Du, war Hellingborg?"

„Ja, mit seinem Schiff; Ihr müßt dicht hintereinander gefahren sein, denn er ist, glaub' ich, auch erst heute zurückgekehrt und kam gleich hierher, um zu fragen, ob Du gekommen. Er erzählte mir eine lange Geschichte, die er drüben in Brasilien gehört; begriffen hab' ich nicht viel davon, denn ich dachte immer an Dich dabei und ob Du wohl doch auf der Freya seiest, und ich weiß noch nicht, ob es eigentlich die Geschichte von Silvana und ihrem Manne war, oder nicht, denn es kam auch Jemand drin vor, der zwei Frauen geheirathet hatte. Wirklich unglaublich ist's, was in der Welt von Menschen geschehen kann und geschieht, wovon man keine Ahnung gehabt, daß es möglich sei. Hellingborg ist ein sonderbarer Mensch und seine Unterhaltung zuweilen sehr wunderlich; sie war's auch schon an dem Abend, als Du abreistest und er uns nach Haus brachte und lange hier bei mir sitzen blieb. Damals erzählte er mir allerhand Phantasieen, wollte, ich solle die Uhr stehen lassen, solange Du fort wärest, und heut' Vormittag hielt er ebenso den Pendel wieder an, grad' als die Freya drunten vorüberfuhr, und erschreckte mich mit der Versicherung, Du kämest nicht mit ihr. Ich habe in den letzten Tagen so viel von Männern gehört, die zwei Frauen haben, aber weißt Du, Carl —"

Die Sprecherin hob ihre Lippen dicht an das Ohr

Lundmarks und flüsterte, so daß Anna das Weitere nicht vernehmen konnte:

„Ich glaube, es giebt eine Frau, die von zwei Männern geliebt wird, schon sehr lange, schon seit ihrer Mädchenzeit her. Du lächelst vielleicht im Stillen dazu, es sei Fraueneitelkeit, zu meinen, das könne noch jetzt, nach bald zwanzig Jahren noch sein. Aber so thöricht es klingt und ist, es ist wirklich so, Carl; geahnt habe ich es wohl früher ab und zu einmal, ohne Dir davon zu sprechen, doch als gewiß gefühlt und erfahren hab' ich's erst heut'. Daher kam sein wunderliches Wesen und Reden seit Deiner Fortreise. Lach' Deine Frau nur aus, daß die Thorheit ihr mit fünfunddreißig Jahren ein Hirngespinnst vormacht, aber es giebt noch zwei Augen außer Deinen, die noch kein altes Mütterchen in ihr sehen und Dir wohl Grund zur Eifersucht abgeben könnten."

Um die Lippen Frau Hedwigs, die das Letzte mit schalkhaft-übermüthigem Ton des Glückes geraunt hatten, ging ein freudiges Lächeln; sie fügte nach: „Nein, Du weißt, daß Du so wenig Grund dazu hast, wie ich," und den Kopf wieder an die Brust ihres Mannes zurücklegend, sagte sie jetzt wieder laut wie zuvor:

„Uebrigens ist Hellingborg sehr schlecht aussehend, wirklich krank von seiner Reise heimgekehrt. Er muß das Tropenfieber in sich haben, denn es faßte ihn heut' Mittag bei uns mit einem Anfall, daß ich erschrak

und fürchtete, er könne uns leblos vom Stuhl sinken. Er bat, wenn Du heute kommen solltest, möchtest Du doch gleich einmal bei ihm vorsehen."

In einem dumpfen Trieb hatte Carl Lundmark versucht, das zu thun, was seine Frau von ihm erwartete, den Mund zu einem Lachen zu regen. Doch es war unmöglich, die Lippen gehorchten nicht, blieben starr, nur ein geisterhafter Ausdruck ging um sie hin.

Was er geahnt, was ihn dunkel-unheimlich schon im letzten Augenblick der herbstlichen Abfahrt angerührt hatte, jetzt wußte er's. Klar stand plötzlich Alles vor seiner Erkenntniß, bis in's Innerste deutlich. Detlev Hellingborg war's — Detlev Hellingborg, der seine Frau liebte. Dessen zwei Jahrzehnte lang ohnmächtig gefesselte Leidenschaft die furchtbarste Waffe in die Hände bekommen und in tödtlichem Zweikampf zur Erreichung seines Zieles keine Schonung für seinen Gegner kannte.

Aber warum war das Gespenst mit dem erbarmungslosen Willen noch nicht zwischen ihn und die hier um ihn Sitzenden getreten? Warum wußten seine Frau, seine Tochter noch nicht, was Detlev Hellingborg wußte, der heut' Mittag hier gesessen? Warum hatte dieser gebeten, er möge gleich zu ihm kommen?

Mußte diese Stunde nur ein Traum sein, oder dämmerte grade aus der neuen Erkenntniß ein Schimmer der Hoffnung auf — unsagbar das Herz durchzitternd — daß dennoch eine Möglichkeit sei, die Sonne könne

sich aus dem Grabesabgrund der Nacht noch wieder zu einem lichten Tag aufheben? Niemand auf Erden wußte es, als die Blätter an seiner Brust und Einer noch — und Beide konnten schweigen. Dann war es nicht, war wie seit zwanzig Jahren.

Da zuckte ein Flammenschein vor den Augen Lundmarks herunter, doch kein Goldstrahl der Sonne, sondern ein niederfahrender Blitz, grell blendend, Sinne und Seele wie ohnmächtig betäubend. Ein kurzes Wort vom Munde Annas war es: „Manuel —"

Sie hatte die geflüsterten Worte ihrer Mutter nicht hören können, auch nicht darauf gehorcht, der Onkel Detlev interessirte sie durchaus nicht so, um ihr Ohr und ihre Gedanken gegenwärtig mit ihm zu beschäftigen. Ganz Anderes drängte sich während des leisen Sprechens in den Vordergrund ihres zu einem Ueberlegen gekommenen Kopfes, brachte als Ergebniß mit sich, daß sie es jetzt, da einige Augenblicke Niemand redete, für sehr zeit- und zweckgemäß betrachtete zu sagen:

„Manuel meinte auch, daß Onkel Detlev —"

Doch sie gelangte nicht weiter, denn ihren Vater hatte es aus dem ersten Wort mit einem krampfhaften Ruck durchfahren. Er beherrschte sich zwar nach diesem mit übermächtiger Kraft, doch ein Beben der Lippen konnte er trotzdem nicht zurückzwingen, wie er fragte:

„Wer? Von wem sprichst Du, Anna? Wer ist Manuel?"

Sie hatte diese Frage erwarten müssen, grade die-

selbe zum Aussprechen zu bringen beabsichtigt. Manuel saß schon über zwei Stunden wartend droben auf der Kammer, er mußte sich schrecklich langweilen, wenn auch Johannes Schmid ihm Gesellschaft leistete, und es war unbarmherzig, ihn noch länger so dort zu lassen. Auch durchaus nicht nöthig mehr war's, denn jetzt störte seine Gegenwart ja doch garnicht mehr, und er säße doch viel hübscher und natürlicher mit hier unten. Und Anna entgegnete rasch auf die erharrte Frage, im Anfang ein klein wenig nicht ganz die Wirklichkeit ihrer Gedanken ausdrückend oder sie umgehend:

„Ach, weißt Du noch nicht von ihm, Papa? Er ist auch aus Brasilien gekommen und heißt Manuel da Selva. Das ist ein hübscher Name, nicht wahr, und Manuel —"

Ja, es war doch nur ein Traum, aus dem er aufwachen gemußt, jählings emporgeschreckt von einer Stimme, einem Anruf, an den er am Wenigsten gedacht, vor dem nichts in ihm gebangt hatte. Wie aus einem schon erloschenen Feuer sich noch einmal an einem vom Wind hineingetragenen Scheitspan eine Flamme hebt, freudig aufflackernd und anschwellend, aber nach flüchtigem Lodern von dem zu schwachen, rasch verzehrten Brennstoff wieder auslöschend in die graue Asche zurücksinkt, um nicht mehr zu sein, so fiel der leuchtend und winkend angefachte Hoffnungsstrahl der Seele Carl Lundmarks in sich zusammen. Niemand sah es, stumm und regungslos hörte er auf das eilige

Weitererzählen des Mädchens, denn er war ein Todter, vom Blitzstrahl getroffen, keine Kraft des Lebens mehr in ihm, sich gegen Unabänderliches, gegen ein unerbittliches Verhängniß zu wehren. Anna sprach von Manuel da Selva fort, frohstimmig wie das erste Frühlingsjauchzen eines Vogels, bis eine Sorge ihren Jubelton zu dämpfen begann. Sie dachte an das, was der Onkel Detlev heut' Mittag gesagt, und bat ängstlich ihren Vater, Manuel vor dem seinigen, vor Herrn Carlos da Selva, zu beschützen, wenn dieser von seinem Hiersein erfahre und ihn mit Gewalt nach Brasilien zurückbringen lassen wolle. Denn er scheine ein strenger Vater zu sein und nicht zu begreifen, daß Manuel eigentlich viel mehr hierhin als dorthin gehöre.

Nicht zu glauben, nicht zu fassen — undenkbar und doch unzweifelhaft! Eine Bestimmung war's gewesen, an der Menschen nicht zu rütteln gegeben. Unbeweglich gleich einer Leiche saß der Hörer.

Nun, wie Anna schwieg, hob Frau Hedwig nochmals den Mund zu einem kurzen Flüstern an sein Ohr: „Du hörst etwas aus ihrem Sprechen, Carl, wovon sie selbst noch nicht weiß, nur ihr Herz, nicht ihr Kopf noch. Aber ich weiß, wenn Du ihn siehst, wird es Dir ergehn wie mir, und Du wirst mich nicht schelten, daß ich die Kinder das Köstlichste des ganzen Lebens genießen ließ. Denn wenn wir uns je einen Sohn gedacht, Carl, so ist er, wie Du und ich ihn uns vergeblich erhofft und gewünscht.“

Jetzt zum ersten Mal kam wieder ein Laut aus dem Munde Lundmarks: „Wo ist er?“

Anna flog in die Höhe. „Droben in Deiner Kammer — soll ich ihn rufen, Papa?“

„Nein! — Nein, Anna, noch nicht.“

Der Antwortende hatte das Erste rasch herausgestoßen, dann das Folgende mild nachgefügt. Aus kurzem Nachsinnen fragte er weiter:

„Hellingborg sah ihm also auch hier und er gefiel ihm ebenfalls?“

„Ich glaube,“ versetzte Frau Hedwig, „doch grad' als wir ihm von Manuel erzählten, bekam er den Anfall, und als er sich ein wenig erholt hatte, ging er fort.“

In den Zügen, den Augen, den Händen Carl Lundmarks war Alles todesruhig. Nur in seinem Kopf lebte etwas, ein suchendes, doch sicheres, zielbewußtes Denken. Noch eine Minute saß er, und Annas Stimme klang um ihn, ohne daß er hörte, was sie sprach. Da drehte sein Blick sich nach der Uhr, er stand auf und sagte:

„Die Stunden waren schön. Habt Dank dafür!“

Er zog Frau und Tochter noch einmal dabei fest an sich und fuhr fort:

„Jetzt will ich zu Hellingborg gehen, da er nach mir verlangt, danach habe ich noch einige nothwendige Angelegenheiten. Zum Abendessen komme ich zurück. Lebt wohl so lange, meine Lieben!“

Auf der Schwelle wandte er den Kopf, sie noch einmal anzusehen. Zum ersten Mal jetzt nahm er die ungewöhnliche Kleidung Annas gewahr oder gerieth sie ihm zum Bewußtsein. Er hielt an und sagte:

„Daß ist wohl Dein Kleid, in dem ich Dich damals nicht mehr sah. In der Nacht, als ich abfuhr, standest Du so vor mir unter dem Sternenhimmel. Für Silvana Rodwald war das eine böse Nacht, wie ich gehört — behüte der Himmel Dein Leben vor solcher, Anna!“

Unwillkürlich war er wieder zurückgekommen, das Mädchen antwortete: „Ja, ich war ganz überzeugt, daß Du heute kämest, Papa, darum hatte ich das Kleid — Manuel sagt freilich, ich wäre ein brasilianischer Schmetterling. Sind sie wirklich drüben so, Papa?“

„Nein, so sind sie nur in Deutschland, Anna.“

Seine Hand glitt zärtlich über ihr Goldhaar, er setzte hinzu: „Also für mich hast Du Dich so geschmückt — das muß ich Dir doch noch danken,“ und er schloß sie in die Arme und küßte sie. Dann drehte er sich um: „Ich glaube, die Mama ist eifersüchtig, Anna —“ und er schlang die Arme ebenfalls um den Nacken seiner Frau zusammen und küßte auch sie, doch lange, um Vieles länger, daß sie sagte: „Siehst Du, Anna, ich bekomme doch noch mehr, als Du, von Rechtswegen, denn mich kennt der Papa länger als Dich.“

„So lebt wohl, noch einmal! Es fällt mir schwer, so bald wieder von Euch zu gehn, doch ich muß.“

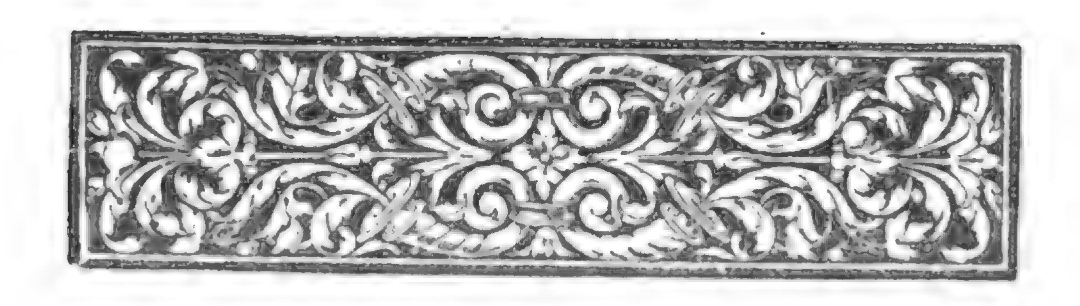
Schnell verließ Lundmark nun das Zimmer, auf dem Flur preßte er kurz die Hand krampfhaft auf die Augen, dann ging er. Der Traum war zu Ende.

Klar gewahrte er Alles um sich, klar in sich das Ziel, das er erreichen mußte. Drobenher am Fenster sahen Hedwig und Anna ihm nach, wie er eilig über die Straße davonschritt. Die erstere lachte: „Man sollte meinen, es sei Januar, so geht der Papa in seinen Mantel gewickelt, mit hochaufgeschlagenem Kragen, daß man ihm begegnen könnte, ohne ihn zu erkennen.“ Anna erwiederte: „Der Wind geht heut' draußen noch stärker als gestern, und wenn Jemand grad' aus den Tropenländern kommt, ist's ihm eben bei uns leicht zu kalt. Manuel fror im Anfang auch immer, aber nun ist er ganz ein Deutscher geworden und hat immer warme Hände, wenn man sie anfaßt, ebenso warme, wie ich, mir kommt's vor, fast noch wärmer. Mein Gott, und er sitzt immer noch oben — ich will schnell hinauf — meinst Du nicht, Mama, wenn der Papa wiederkommt, dann kann er ihn doch gern bei uns finden?“

„Ja, das thu' nur, Kind! Gewiß kann er das und wird sich freuen, wenn er ihn kennen lernt. Wir wollen es recht schön heut' Abend haben; nach dem Essen kannst Du mit Manuel etwas in's Nebenzimmer gehn, damit ich den Papa auch ein bischen für mich habe.“

„Gern, Mama, gern, ich bin gar nicht eifersüchtig, und Manuel nimmt's gewiß auch nicht übel.“

---



# Siebentes Capitel.

Carl Lundmark schlug eilenden Schrittes den Weg nach dem Hause Detlev Hellingborgs ein, doch er brauchte nicht weit zu gehen, um diesen vorzufinden. Der letztere hatte sich, nachdem er die kurze Begegnung mit Ortlof von der Heide gehabt, nicht nach seiner Wohnung begeben, sondern war hastig in der Richtung zurückgeschritten, aus der er am Mittag gekommen. Dann stand er, hinter einem aufgrünenden Busch verborgen, in einiger Entfernung an einer Stelle, von wo er die Thür des Lundmark'schen Hauses im Auge hielt. Gleich nachdem er diesen Platz eingenommen, sah er den ihm unbekannten Johannes Schmid hurtig auf die Thür zulaufen und in ihr verschwinden, danach wenige Minuten später Lundmark vom Hafen her zaudernd um die Ecke biegen. Hellingborg machte eine Bewegung, ihm entgegen zu eilen, doch im selben Augenblick gewahrte er oben am Fenster, mit den Tüchern und Händen winkend, die Frau und Tochter des bei

diesem Anblick laufend Herankommenden. Um den letzteren anzuhalten, hätte er es vor den Augen der droben Stehenden thun müssen; vergeblich suchte er Lundmark ein Zeichen zu geben, der nichts sah und dachte, als die beiden ihm vom Fenster Entgegenblickenden. So ließ Detlev Hellingborg den Arm niedersinken, über sein Gesicht ging ein fatalistischer Zug, er sprach halblaut vor sich hin: „Wie das Schicksal es will!“ Ohne Regung blieb er stehen, unverwandt mit starr vorgerichteten Augen nach den Fenstern hinüber blickend, stundenlang, wie gestern in der Mondennacht der mit dem Bahnzug Eingetroffne es gethan. Ein Sandsteinbild hätte nicht bewegungsloser in seiner Stellung verharren können; kein Zug seines Gesichtes sprach irgend etwas. Er hatte das Seinige thun wollen, um zu verhüten, was da drüben geschehen konnte, wahrscheinlich geschah, doch es war nicht mehr möglich gefallen, und er wartete schweigend, um anzunehmen, was kam. Was seine Lippen gemurmelt, bildete den Grundzug seiner Natur, des Daseins, das er geführt: „Wie das Schicksal es wollte,“ war er zweimal mit seinem leichten Klippschooner über den Ocean, in der Wetternacht hart vor dem Bugsprit der Freya vorüber gelaufen. Sturm und Wogen hatten ihn nicht in die Tiefe gerissen, das Dampfschiff sein Fahrzeug nicht zermalmt und in den Grund gebohrt, es war nicht so bestimmt gewesen. Denn Alles, was geschah, stand unabänderlich festgesetzt; der Mensch glaubte

nur, mit eigner Kraft etwas zu erstreben, zu vollbringen, doch er war nichts als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Beschlusses über ihm, an dem sein Wollen und Thun nichts änderte. Beschlossen war es gewesen, daß Anna Lundmark in dem Augenblick lachend und jubelnd mit Manuel da Selva in's Zimmer hereinstürzen, rufen solle „Beschütze mich, Onkel Detlev!“ wie sein Mund im Begriff gestanden, den verhängnißschweren Namen auszusprechen. Er hatte es nicht mehr gekonnt, denn er hatte es nicht gesollt. War es Schicksalswille, daß Manuel da Selva drüben jetzt ebenso mit Anna durch die Thür hereintrat, oder war es nicht? Zwei Stunden lang harrte Detlev Hellingborg regungslos auf das, was bestimmt sei. Ihn, das Werkzeug der Uebermacht, ging es nicht an; er vermochte ihr nicht in die Zügel zu greifen. Nur die eine Freiheit war dem Menschen gegeben, den Kampf des Lebens gegen jene zu beenden, wenn er ihn nicht länger wollte. Seit zwanzig Jahren trug Hellingborg in einer Kapsel stets ein augenblicklich tödtendes Gift bei sich.

Zwei lange, endlose Stunden vergingen dem Einsamen, da traf plötzlich ein einziger, aus todter Ruhe auffahrender Herzschlag gegen seine Brustwandung. Carl Lundmark kam wieder aus der Hausthür hervor, seine Erscheinung, wie er trotz dem Mai tief in den Mantel gewickelt ging, sprach, daß er verhindern wollte, von Jemandem erkannt zu werden; droben am Fenster

blickten, wie bei seinem Kommen, die beiden hellen Frauengestalten ihm freudig und lachend nach. Der Schicksalswille hatte es nicht beschlossen gehabt — doch das konnte das plötzliche Aufklopfen in der Brust Detlev Hellingborgs nicht verursachen. In ihrer scheinbaren todten Ruhe lebte doch noch etwas; der jähe Herzschlag zitterte glücklich für Anna auf, für die liebe kleine Anna Lundmark. Dem Leben Johannes Schmids bildete sie eine sonnenschöne Fee des Himmels, aber für Detlev Hellingborg war sie vielleicht doch noch mehr. In der Tiefe seines Herzens lebte sie wie sein eigenes Kind, die einzige auf der Erde, die auch mit Liebe von Kindheit auf an ihm hing, und ohne daß er es wußte, war seine Liebe für sie dem Schicksal in die Arme gefallen.

Nun eilte er davon, so schnell er konnte, durch einige Nebengassen, trat an einer Umbiegung dem herankommenden Lundmark mit den Worten entgegen: „Du willst zu mir, ich habe auf Dich gewartet.“

Der Angesprochene stutzte einen Augenblick, dann antwortete er: „Da Du das gethan, wirst Du auch mit mir kommen. Deine Wohnung ist weit, ich bringe Dich an einen näheren Platz, denn ich habe viel zu thun, und nicht Zeit zu versäumen.“

Beide hatten sich grußlos angeredet, als ob sie sich vor einer Stunde zuletzt gesehen; Hellingborg nickte nur stumm Einwilligung, sie tauschten kein Wort mehr, schritten schweigend neben einander fort bis zu der

Matrosenschenke, aus deren Fenster Lundmark im Beginn des Nachmittags geblickt. Dort führte er seinen Begleiter in das kleine Zimmer hinauf, wo er die Nacht verbracht hatte, und schloß die Thür.

Einige Secunden lang standen sie sich hier lautlos gegenüber, es war, als scheue jeder sich vor einem Wort zum Beginnen. Dann hob Detlev Hellingborg den Kopf und sagte:

„Was willst Du von mir, Carlos da Selva?"

Es war nicht feindselig gesprochen, nur eisig gleichgültig gegen den, welchem es galt, doch in seiner kalten Tonlosigkeit Alles sagend. Und es löste die Zunge des Andern, daß er erwiederte:

„Zuerst will ich Dir danken."

„Was ich gethan — oder nicht gethan — that ich nicht für Dich."

„Das verringert meinen Dank nicht. Du liebst meine Frau, hast sie immer geliebt?"

„Wenn Du es weißt, warum fragst Du?"

„Weil es mich Dein Thun begreifen und vergeben läßt. Die Liebe ist mächtiger, als unsere Kraft, unser Wille; sie zwingt uns, ihr zu gehorchen, auch wenn wir dadurch freveln."

Nur mit tiefem Ernst, ohne Haß, ohne einen Vorwurf hatte Lundmark es ausgesprochen; er klagte das Handeln Detlev Hellingborgs nicht an, sondern rechtfertigte es. Der letztere entgegnete:

„Du hast gefrevelt, nicht ich. An die Liebe, nach

der ich begehrte, die ohne Dich vielleicht mein Eigenthum geworden wäre, hattest Du kein Recht, als das des Betrugs."

Sein düsterer Blick sagte, für den Urheber des letzteren sei keine Fiber des Mitgefühls in ihm. Lundmark schwieg kurz, eh' er antwortete:

„Du weißt Alles, doch Eins vielleicht nicht. Kennst Du meine — kennst Du Dolores da Selva?"

„Ja."

„Und Du begreifst nicht — oder willst Du nicht begreifen?"

So gelassen klang's, doch in die Seele des Hörers hinein, als ob er gefragt: „Willst Du nicht begreifen, daß es der Wille des Schicksals war, gegen das der Mensch ohnmächtig ist?" Hellingborg stand, ohne zu erwiedern; dann fragte er:

„Was willst Du von mir?"

Zugleich indeß zog er mit rascher Bewegung ein Dolchmesser hervor, warf es klirrend auf den Tisch und setzte hinzu:

„Wenn Du mich stumm machst, weiß es Niemand mehr auf der Erde. Thu's — mir ist's ein Freundesdienst, der ein Leben endet, das keinen Werth hat und niemals einen besessen."

Ein Schauer durchfuhr Lundmark — das hatte er vor einer Stunde auch noch gedacht. Nur die Blätter an seiner Brust wußten es und Detlev Hellingborg. Wenn Beide nicht redeten, sei es nicht.

Aber vor einer Stunde war das gewesen, jetzt nicht mehr. Ahnungslos hatte das Verhängniß jener beiden noch einen Dritten hinzugesellt, der nicht zum Schweigen gebracht werden konnte.

Oder vielleicht fiel selbst das möglich, ließ auch dafür sich noch ein Mittel erdenken. Doch wenn es geschehen konnte, war es dennoch zu spät. Noch Einer wußte es, der nicht schwieg, nicht mehr schweigen konnte. Nicht die Blätter auf der Brust, doch die Brust selbst.

Hellingborg verstand nicht, was lautlos in dem Andern vorging; da dieser stumm blieb, fügte er nach:

„Fürchtest Du, des Mordes beschuldigt zu werden, wenn Niemand mehr Dich der Bigamie anklagen kann? Sei unbesorgt, ich will vorher auf ein Blatt schreiben, daß meine eigene Hand es gethan, und zu dem Bewußtsein dessen, was Du schon trägst, kannst Du auch das noch tragen. Es wird federleicht dagegen sein.“

Ja, das sprach es aus. Federleicht gegen das andere Bewußtsein! Fast zwanzig Jahre lang hatte er es wie in einem Traum getragen, doch nun war er aufgeweckt worden, und es ging nicht mehr. Seine Kraft brach unter der Last zusammen, der sie bis hierher widerstanden. Sie war schon an ihm abgefallen gewesen, und er konnte sie nicht wieder auf sich laden, mit bewußter Seele nicht mehr sein Doppelleben auf's Neue beginnen. Nur zwei Dinge hatte er noch zu vollbringen, zwei Pflichten seines Lebens.

Ohne auf die finster-ernste Aufforderung Hellingborgs zu entgegnen, erwiederte Lundmark:

„Du hast bis jetzt nicht gesprochen — warum nicht?“

„Ich sagte Dir, nicht um Deinetwillen.“

„Doch Du wolltest es, mußtest es, um Dein Ziel zu erreichen. Du kamst heute zu meiner Frau, um es zu thun. Warum unterließt Du's? Fürchtetest Du im letzten Augenblick, es könne sie tödten, und Du — Du bliebest doch allein?“

Der Befragte zauderte kurz. „Ich schwieg auch nicht um ihretwillen.“

„Ich verstehe Dich nicht —“

„Es sollte nicht sein. Wie ich im Begriff stand, es auszusprechen, trat Deine Tochter mit Deinem Sohn herein.“

Da irrte von einem Herzschlag das weiche Licht in die Augen Detlev Hellingborgs empor, auftauchend und verschwindend. Doch es warf eine Helle in das Verständniß und einen Strahl der Hoffnung, eines letzten Glückes in die Seele Lundmarks. Wie vor sich hin sprechend, sagte er: „Für Anna verstummte Dein Mund —“

„Was geht's Dich an, für wen!“

Scharf hervorgestoßen, durchschnitt es die Luft. Man fühlte, eine wunde Faser war im Herzen des Sprechers berührt worden. Rücksichtslos selbstsüchtig war er zur Erreichung seines Zweckes über Alles hin-

weg geschritten, auch über den Todesstoß, den er der Frau versetzen mußte, die er liebte. Aber an Eins hatte sein blindes Thun nicht gedacht, daß er Anna Lundmark mit in Jammer und Verderben hinunterriß, und wie ein Schutzengel des Hauses hatte sie plötzlich vor ihm gestanden, an sein Herz gegriffen und gerufen: „Ist Deine schöne, selbstlose Liebe für mich nicht stärker als Deine Leidenschaft?"

Sie war's gewesen, und es zuckte in seiner Brust, daß eine andre Hand daran rührte, ihm anklagend in's Bewußtsein riß, auch er habe einen tödtlichen Frevel an der Liebe zu begehen im Begriff gestanden, an der schönsten und reinsten, die das Leben in einer Brust erschuf. Zum ersten Mal wichen seine Augen denen Lundmarks aus, der jetzt mit sicherer Betonung sprach:

„Du bist ein Mann von Ehre, Hellingborg."

Unwillkürlich entfuhr es diesem: „Ich weiß es nicht mehr —"

„Doch — ich weiß es. Ein Mann, der Ehre und ein Menschenherz in sich trägt. Was geschehen ist, liegt hinter uns, unabänderlich — und es ist besser, ist gut, daß es geschehen. Ich verlange nichts für mich von Dir — aber für die Andern, die Du liebst, gieb mir Dein Wort, zu schweigen — und ich vertraue Deinem Leben, als ob Du nicht mehr wärest."

„Du sagst es — ich schweige, als ob ich nicht mehr wäre."

„Deine Hand, Hellingborg!"

Augenblickskurz zögerte die Hand des letzteren, dann streckte sie sich aus. „Meine Hand, Lundmark!"

Es waren zwei wie leblos kalte Hände, die sich gefaßt hielten, nicht die von Freunden, und mit ihrer Besiegelung nicht für sich selbst, sondern nur für ein der Liebe ihrer Herzen gemeinsames Drittes vorbedacht. Aber doch war es seltsam, wie sie gegenwärtig so, Hand in Hand, standen, und beide empfanden es gleicherweise. Sie hätten Freunde sein können, die sie niemals wirklich gewesen. Von Anbeginn war das Leben mit einem Riß im Innern zwischen ihnen durchgegangen, der keine Freundschaft zuließ.

Nun lösten sich die Hände kühl, wie sie sich erfaßt, auseinander, und Lundmark sprach: „Ich danke Dir. Jetzt wirst Du meinen Dank annehmen."

„Ich danke Dir, daß Du mir als einem Ehrenmann vertraust."

Sie waren fertig, hatten persönlich nichts weiter mehr mit einander zu reden. Wie jeder sein Leben fortführe, ging ihn allein an. Wenn sie sich hier trennten, sahen sie sich niemals wieder.

Doch für das Andre waren sie noch nicht am Schluß, noch blieb die Sorge um dasjenige ihnen gemeinsam, was sie hier zusammengeführt. Auch das fühlten sie beide gleich, und keiner regte den Fuß, die Stube zu verlassen. Nach einem Stillschweigen sagte Lundmark:

„Du weißt auch, was während meiner Abwesenheit

in meinem Hause geschehen, was Liebe, die nicht Geschwisterliebe ist, dort gethan, zu thun im Begriff steht. Du liebst Anna, wie ich; Dich allein kann ich fragen: ‚Muß das Schmerzliche sein?'

„Ja, es muß sein."

„Verstehen wir uns, Hellingborg? Ich frage nicht: Darf es sein?"

„Wir verstehen uns. Doch es darf nicht geschehen."

„Warum nicht? Auch das ist Menschenerfindung und -Willkür. Ihre Herzen zeigen, es ist gegen Menschennatur."

Einige Augenblicke schwieg Detlev Hellingborg, dann antwortete er:

„Du hast es vorhin gesagt. Ich fühle ihren Schmerz, den Schmerz für sie, wie Du. Aber nach dem, was hier zwischen uns geschehen, gehört sie mir, wie Dir. Es ist Menschenerfindung, gleichgültig für Dich und mich. Kannst Du beide auf eine Insel, in ein Paradies bringen, das kein Menschenfuß außer ihnen betritt, so thu's! Kannst Du hindern, daß sie selbst niemals von ihrem gleichen Ursprung erfahren, daß kein Zufall ihn je an's Licht zieht und Menschenwillkür sie im Namen einer Satzung auseinanderreißt, ihr Glück vernichtet, so laß es zur Blüthe gelangen, Lundmark, wie die Natur es ihnen bestimmt. Doch auch ich habe das Recht erlangt, zu fordern, daß Du jene Bürgschaft auf Dich nimmst. Sonst wiederhole ich: Es darf nicht sein. Weißt Du ein Mittel dazu?"

„Keins".

„Denn es giebt keins gegen den Zufall. Dein Leben hat es Dich gelehrt."

„Keines. — Auch dann nicht —"

Carl Lundmark sprach nicht zu Ende, auch dann schütze kein Mittel gegen einen Zufall, wenn keine Gefahr vorhanden sei, daß Manuel ihn als den Vater Annas erkenne. Wenn Beide nicht auf immer getrennt wurden, konnte, mußte fast in Brasilien wie in Deutschland durch Unberechenbares die Entdeckung einmal stattfinden.

Er hatte gewußt, es sei unmöglich, aber kurz stand er doch von der bestätigenden Forderung Hellingborgs dumpf betäubt. Ein ungeheurer Schmerz zermarterte ihm noch einmal das Innerste. Und er fühlte, daß er ihn gerecht trage; er durfte nicht dagegen aufschreien, daß er den Frühlingstraum, das hoffnungsselige Lebensglück seiner schuldlosen Kinder zerstörte. Es war die Strafe seiner Schuld.

Doch nun hob er fest den Kopf. Es mußte sein, und der Traum, der Duft, der süße Blüthenglanz eines Frühlings war noch nicht das Leben. Unter der lächelnden Sonne nagte an diesem ein giftiger Wurm, der vernichtet werden mußte, dann — was die Zukunft brachte — junge Menschenherzen waren stark. Sie gingen nicht im ersten Sturm unter, der sie packte, sondern rangen sich wieder aus den feindlichen Lebenswellen auf, doch noch einem neuen Glück entgegen.

Und das versunkene lag dann hinter ihnen, als hätten sie nur einmal im Kinderherzen davon geträumt.

Die Zeit drängte; mechanisch griff Lundmark nach seiner Uhr. Nun fragte er rasch, doch ruhig:

„Willst Du mir helfen?"

„Dazu wartete ich auf Dich vor Deinem Hause, wenn das Schicksal es so bestimmte."

„So bringe Manuel unter einem Vorwand mit dem Beginn der Dämmerung in dies Zimmer. Verlasse es, wenn Du mich kommen hörst, und warte drunten vorm Hause, bis ich Dich rufe. Ich baue auf Dich um Annas willen."

Lundmark hatte es gesprochen, wie er in Sturmgefahr eine Anordnung auf dem Schiff traf. Hellingborg nickte, kurz zustimmend:

„Ich weiß nicht, was Du beabsichtigst, aber Du handelst auch für sie und kannst auf meine Hülfe bauen."

„Jetzt bitte ich Dich, mich allein zu lassen. Es sind noch zwei Stunden, bis es dämmert, und ich habe fast mehr zu thun, als die Frist möglich macht."

„Also in zwei Stunden."

Detlev Hellingborg wandte sich grußlos zur Thür. Doch es schien, daß seine Lippe etwas in ihm Aufdrängendes zurückhalte; auf der Schwelle drehte er sich und fragte:

„Was willst Du thun?"

Das „Du" klang wie von einer leisen Unruhe

betont. Lundmark versetzte: „Du wirst es erfahren — ich muß eilen.“

Nun ging Hellingborg, das ernst-regungslose Gesicht des Sprechers mit einem letzten Blick überstreifend, aus dem etwas Aehnliches, wie aus dem leicht betonten Wort der Frage hervorkam. Der Zurückbleibende horchte kurz auf den draußen verklingenden Fußtritt, dann setzte er sich ohne Aufenthalt an den Tisch. Er zog die in Plymouth beschriebenen Blätter aus der Brusttasche; es war noch die gleiche Anzahl, von seiner Handschrift angefüllt, hinzugekommen, ein leerer Bogen fand sich daneben. Ueber diesen ging jetzt Carl Lundmarks Feder, lange, ihr Knistern war der einzige Laut in der Todesstille des Raumes. Manchmal blickte er mit Augen, die in die Weite sahen, durch's Fenster, dann schrieb er wieder.

Nun war er fertig, schob sämmtliche Blätter in einen Umschlag, den er mit einem aus England mitgebrachten Wachssiegel schloß; darauf setzte er die Aufschrift: „An Manuel da Selva.“ Seine Hand zitterte nicht dabei, sie war fest und sicher, wie Alles an ihm. Er blickte wieder auf seine Uhr, die Zeit, deren er bedurfte, blieb ihm. Aufstehend barg er das Schriftstück in seine Tasche zurück und verließ gleichfalls das Haus.

Weitum an den unabsehbar langen Uferbollwerken, Quadermauern, Brücken des Hafens herrschte die rastlose Bewegung des immer gleichen Getriebes. In

seinem Kommen und Gehn, seinem Abstoßen und Anlanden machte es keine Pause, war wie das Leben, das unablässig durch den Tod Lücken reißt und sie durch neue Geburten wieder ausfüllt. Gleichgültig hier wie dort, ob der Einzelne daraus fortschwinde, denn das Ganze blieb, stätig unverändert das Gleiche.

Für den Fremden, den Neuling fiel es schwer, aus dem tausendfältigen Gewirr von Bewegungen und Tönen Unterscheidendes, etwas Bestimmtes herauszufinden, doch der geübte, prüfend das Getümmel durchmusternde Blick des Capitäns Lundmark blieb nach kurzer Zeit auf einem von ihm gesuchten Gegenstand haften. Aus dem Rauchschlot eines stattlichen Dampfschiffes stieg es wie ein leichter gekräuselter Nebel, zeigte, daß drunten mit der Heizung des Kessels begonnen worden; darauf schritt Lundmark schnell zu, fragte einen auf dem Deck hantirenden Matrosen: „Wohin geht ihr?"

„Westindischer Hafen, Herr."

„Wann fahrt ihr?"

„Mit's Dunkel, Herr."

„Ist der Capitän an Bord?"

Der Matrose mußte jetzt den Fragsteller an der Art seines Sprechens als zur See gehörig erkennen, denn er versetzte, an die Mütze greifend: „Glaub', in seiner Koje, Herr Capitän."

Lundmark trat auf's Schiff und begab sich zum Capitän hinunter. Es dauerte ungefähr zehn Minuten, bis er, von dem Capitän begleitet, wieder her-

aufkam; der letztere brachte ihn bis an die Landungsbrücke und sagte: „Mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen zu Dienst zu sein, Herr Steuerbordbruder; soll Alles sicher besorgt werden, können sich drauf verlassen. Kommt wohl vor, Jugend hat keine Tugend. Von Cuba geht's direct wieder um den Tafelberg nach Singapore, kann fünf Jahre dauern, bis ich einmal wieder hier liege. Sie haben's besser und legen sich wohl 'ne gute Zeit zur Ruh'."

„Ja, ich denke, eine gute Zeit. Fahren Sie gut, Capitän!"

Lundmark schüttelte seinem Collegen die Hand, schritt an's Ufer und an diesem entlang bis zum Landungsplatz der Freya. Hier trat er gleichfalls an Bord, besichtigte kurz die Lage des Schiffes in Bezug auf das seit dem Morgen immer höher ansteigende Wasser und ertheilte einige Anordnungen an die Matrosen für den Fall noch stärkeren Fluthandrangs; dann wandte er sich, die Hafengegend verlassend, raschen Ganges dem nächsten Stadtviertel zu. Draußen lag noch heller Tag, doch in den alten engen Straßen herrschte schon ein gedämpftes Licht, zumal im Innern des Raumes, in den er eintrat. Es war eine kleine Apotheke, am Bordtisch stand eine eben angekommene verschleierte Dame und bat um ein gut wirkendes Schlafmittel für eine Kranke. Der Inhaber des Ladens zuckte etwas die Achsel, daß er ein solches nicht ohne Vorschrift des Arztes verabfolgen dürfe, aber man sah, er war ge-

wöhnt, diese Verpflichtung nicht allzuschwer zu nehmen, wenn das Umgehen derselben sich verlohne. Die Dame antwortete: „Ich bin fremd hier, kenne keinen Arzt und werde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir zu einem Mittel für den guten Zweck verhelfen.“ Das beruhigte das Gewissen des Apothekers vollständig, er mischte etwas in einem Fläschchen zusammen, lächelte: „Wir wollen es gut süß machen, daß es sich auch süß danach schläft,“ vergaß auf die hingelegte Silbermünze herauszugeben, und die Empfängerin verließ den Laden. — „Und Sie wünschen, Herr —?“ Lundmark erwiederte: „Geben Sie mir das Nämliche wie der Dame.“ Mit einem Blick auf das noch auf dem Tisch liegende Geldstück versetzte der Hörer: „Gern, Herr — ein vorzügliches Schlafmittel, besser als die Herren Doctoren es verschreiben; es wirkt außerordentlich schnell und hält sicher vor.“ Achtlos nahm Lundmark die erste ihm in die Hand gerathende Münze aus seiner Börse, einen Peça Brasil, legte ihn hin und eilte davon. Der Apotheker öffnete unwillkürlich den Mund, ihm nachzurufen; auf das Goldstück nicht herauszugeben, erschien ihm doch im ersten Augenblick etwas zu stark. Allein da der Fortgehende keine Miene machte, seiner Vergeßlichkeit eingedenk zu werden und umzukehren, schloß der Nachblickende in weiserer Erkenntniß seine Lippen wieder und murmelte erst um etwas später: „Der scheint's noch wichtiger mit dem Schlaf zu haben, als die Andre; na, angeführt sind sie ja auch nicht damit.“

Er strich den Thaler und den Peça zusammen; der letztere war allerdings eine fremde, überseeische Münze, aber darauf kam es in der großen Handelsstadt nicht an. Gold war Gold und besaß seinen sicheren Curswerth.

Lundmark begab sich aus dem dunklen Gassengeflecht an den Hafen zurück, wo die Sonne noch ihre letzten Strahlen herüberwarf. Flüchtig ging ihm ein Gedanke an die Dame durch den Kopf, die mit ihm zugleich in der Apotheke gestanden. Ihr war auch der Preis für das von ihr Verlangte gleichgültig gewesen; wozu mochte sie den Schlaftrunk nöthig haben? „Für eine Kranke“ hatte sie gesagt.

Ja, er brauchte den seinigen auch für eine Genesung, zum Verhüten einer noch schwereren, unheilbaren Krankheit. Er hatte den Apotheker nicht gegen seine Vorschrift verstoßen lassen, denn er selbst war ein Arzt, der mit sicher-ruhiger Bedachtnahme erwog und das unumgänglich Nothwendige that.

Ganz leise begann ein Zwittern des Lichtes. Lundmark schritt bis zu einer Stelle des Hafens, die augenblicklich von verankerten Schiffen leer war. Grau zog der breite Strom an der Lücke vorüber, doch nicht in ebenmäßigem Wallen, wie an stillen Tagen. Der heftig gesteigerte Wind fuhr den Wassermassen entgegen, in sie hinein, peitschte auseinander brechende Wellen aus ihnen auf und warf sie klatschend gegen das Bollwerk. Ein starkes Boot, von mehreren kraftvollen Ruderern geführt, flog wie eine Nußschaale, tauchte, jäh verschwin-

dend hinunter, als komme es nicht wieder in die Höh'. Darauf ruhte unbeweglich der Blick Carl Lundmarks, der die Dämmerung erwartete.

Durch die Lundmark'sche Hausthür trat um diese Zeit Detlev Hellingborg. Bleichen Gesichtes, wie am Vormittag, stieg er die Treppe hinan, doch anderen Ganges. Sein Schritt war fest entschlossen, zögerte nicht; auf dem Flur traf er Anna, die überrascht, doch erfreut ausrief: „Ist's Dir besser, Onkel Detlev?"

Er antwortete: „Ja, mir ist's besser, mein Kind," und glitt ihr mit der Hand über die Wange. Sie frug: „Mein Papa wollte zu Dir, hat er Dich nicht zu Hause gefunden?"

„Ja, Anna, ich komme deshalb. Ist Dein Freund Manuel noch bei Euch?"

„Ich wollte eben hinauf, er ist noch droben auf der Kammer mit Herrn Schmid. Wir wollen —"

Hellingborg fiel ihr in's Wort: „Dein Papa hat einen Schiffscapitän getroffen, der ihn sehn möchte. Er sucht einen jungen Mann, der zur See gehen will und feinere Art und Bildung besitzt, ihn beim Schreiben und Rechnen unterstützen kann. Manuel würde es gut bei ihm haben, besser für den Anfang als anderswo, und rascher Steuermann werden können."

Halb beglückte die Nachricht Anna, halb erschrak sie. „Aber er fährt doch nicht gleich, Onkel Detlev — und nicht weit?"

„Nein, Kind — nur ihn sehen und mit ihm

sprechen will der Capitän gleich. Hole ihn dafür zu mir herunter — oder noch nicht — Du kannst noch eine Viertelstunde droben mit ihm warten, dann muß er hier sein. Ich gehe noch vorher zu Deiner Mama."

Die Festigkeit, die das Wesen Hellingborgs sonst an den Tag legte, hatte ihn beim letzten Sprechen verlassen, und die Worte waren ihm mit einer ungewissen Hast, abgebrochen vom Munde gekommen. Nun flog Anna die Treppe hinan, während er an die Thür des Wohnzimmers klopfte.

Frau Lundmark rief „Herein!" und empfing den Eintretenden mit Ueberraschung, doch gleichfalls mit freudiger; die Stimmung des Hauses fand heute ihren natürlichen Ausdruck in der Freudigkeit. „Sie, Hellingborg? Es scheint, mein Mann ist ein Wunderthäter, daß sein Kommen Ihnen gleich geholfen."

„Ja, Frau Hedwig. Ich wußte, er kenne ein Mittel, darum bat ich gleich um sein Kommen. Ihr junger Hausgenosse da Selva findet vielleicht eine Stellung, wie er sie wünscht, und ich bin geschickt, ihn zu dem Capitän hinzuführen. Darf ich hier auf ihn warten?"

Der Stimmenton des Sprechers klang ganz anders als am Mittag, von seiner damaligen Athempressung befreit. Doch nicht das allein; es war kein verhaltenes Lodern mehr darin zu fühlen, aus einer kühlen Beschwichtigung der Brust kamen die Worte herauf. Das feine Ohr der Frau empfand diese Wandlung sogleich

bei der ersten Begrüßung und sie begriff schnell auch den Ursprung derselben. Detlev Hellingborg war ein Mann von Ehre, den die Rückkunft ihres Mannes, seines Freundes, voll zur Besinnung gebracht hatte. Er kam, ihr dies zu zeigen, für seinen ferneren Verkehr im Hause wieder in den seit so langen Jahren stets innegehaltenen Ton einzulenken. Sie brauchte nicht mehr zu befürchten, daß er ihr eine böse Nachrtcht über ihren Mann mittheile, doch ebensowenig mehr Scheu zu hegen, er könne durch eine Aeußerung das alte, ihm als Hausfreund geschenkte Vertrauen beeinträchtigen. So reichte Frau Hedwig ihm die Hand, freundlich, mit dem hauchartig leise sich kundgebenden weiblichen Mitgefühl, das eine Frau fast immer der unerwiederten Liebe eines Mannes gegenüber empfindet, und sie antwortete:

„Wie freut es mich, Hellingborg, Sie so wieder zu sehen. Sie thaten mir leid heut' Morgen, mehr, als Sie an mir bemerkt haben mögen, denn einen so alten Freund leiden zu fühlen, schmerzt, und das Leben bringt nicht viel treue Freundschaft.“

„Ja, ich war krank, Frau Hedwig — schon vor dem letzten Anfall vom Fieber wie aufgeregt — und habe wohl sinnlose Dinge gesprochen, was, weiß ich selbst nicht mehr. Doch — einer Thorheit erinnere ich mich — ich wollte, Sie sollten die Uhr stehen lassen; meine Nerven waren so gereizt, daß sie das Ticken des Pendels nicht ertrugen. Jetzt höre ich es ganz ruhig,

Sie können sicher vor einer Wiederholung solcher Unvernunft bei mir sein. Ich danke Ihnen, Frau Hedwig, daß Sie mich einen alten, treuen Freund genannt, und ich hoffe, es Ihnen zu bewähren, solange die Erde uns noch zusammen auf sich fortwandern läßt. Mir fällt auch noch ein — ein Unsinn, den ich heut Mittag geredet, erschreckte Sie, grad' als die Freya drunten vorüberfuhr. In meinem wirren Kopf hatte ich vergessen, daß Sie selbst mir gesagt, Lundmark komme nicht mit dem Schiff zurück, und meinte, ich hätte es anderswoher erfahren. Ich sprach Alles, wie man's im Fieber thut — auch die langweilige Geschichte vom Marañon, die Sie nicht interessiren konnte — sie selbst, glaub' ich, war ebenfalls eine Fieberphantasie und von dieser erfunden oder ausgeschmückt; ich kann mir nicht mehr vorstellen, was für einen Schluß sie haben sollte. Vielleicht war auch eine Freundesunruhe in mir durch eine Wirkung aus der Ferne, wie Goethe sie heißt — es giebt ja manches Unerklärliche der Art, das des Raumes und der Zeit zu spotten scheint, und das mag sich mir hineingemischt haben. Denn Sie waren ahnungslos in einer großen Gefahr, Frau Hedwig — Ihr Mann hat es Ihnen wohl nicht so berichtet und wird es wahrscheinlich nie — aber Ihr Lebensglück war schwer vom Untergang bedroht — in einem Wettersturm auf dem Canal — und Sie haben es neu gewonnen. Behüten Sie es sich, Frau Hedwig — die bösen Geister sind diesmal noch zurückgebannt

worden — doch setzen Sie alle Kraft Ihrer Liebe daran, Ihren Mann zu bestimmen, daß er seine Seefahrten aufgiebt, nicht wieder nach Brasilien hinübergeht. Auch Anna soll das Gleiche thun — er braucht es nicht mehr, er kann und muß es lassen — und dann können Sie noch sorglos leben, Frau Hedwig, nicht mehr getrennt von ihm, in dem Glück, das mein Freundesherz für Sie und für Anna erhofft und erstrebt."

Detlev Hellingborg hatte gegen das Ende nicht aus einer heiß verzehrten Brust, sondern warm, wie noch niemals im Leben gesprochen, daß Hedwig Lundmark ihm unwillkürlich nochmals die Hand reichte und sagte:

„Ja, das will ich — ihn bitten, ihn beschwören — o Himmel, war die Gefahr, das Entsetzliche so nahe? Das hat er uns nicht — ich danke Ihnen, Hellingborg, danke Ihnen! Wenn er mich liebt, darf er nicht mehr —"

„Nein, er darf es nicht mehr, wenn er Sie liebt, Frau Hedwig."

Es begann leise zu dämmern; die Wohnzimmerthür ging in diesem Augenblick auf, und Silvana trat herein. Sie kam, um Frau Lundmark für die Aufnahme in ihrem Hause zu danken, ihr mitzutheilen, daß sie sich anders besonnen habe, nicht in ihr Vaterhaus, sondern mit dem Nachtzuge an den Rhein zurückkehren wolle. Frau Hedwig stellte ihr Detlev

Hellingborg vor, sagte, ihm zugewendet: „Frau Silvana —.“ Sie stockte dabei, denn sie wußte nicht, welchen Namen sie nachfügen solle, doch er fiel ein:

„Frau von der Heide — gewiß, ich erinnere mich aus dem Hause Herrn Rodwalds. Ich traf Ihren Herrn Gemahl vorhin auf der Straße und bedauerte, ihn so hier wiederzufinden. Er scheint auch das Tropenfieber mitgebracht zu haben, und wird sehr Ihrer Pflege bedürfen, um sich zu erholen.“

Hellingborg sprach es artig, leichthin, doch nicht ohne eine Absicht. Er fühlte, daß er Hedwig Lundmark gegenüber zuletzt von einer vielleicht etwas auffälligen Lebhaftigkeit und Wärme fortgerissen worden, und es kam ihm erwünscht, auch für eine Fremde oder wenigstens nur ganz oberflächlich Gekannte Theilnahme an den Tag legen zu können. Doch seine Gedanken verweilten nicht dabei, wie er auch nicht sah, daß Silvana bei seinen Worten leicht zusammenfuhr; was er in diesem Zimmer gewollt, hatte er vollbracht, und das Zwielicht mahnte ihn an seine übernommene Aufgabe. So verabschiedete er sich und trat auf den Flur hinaus.

Droben in der Bodenkammer sagte Anna ziemlich gleichzeitig: „Du mußt jetzt wohl gehen, Manu, der Onkel Detlev wartet gewiß schon. Aber wenn auf dem Schiff nicht Alles ganz so ist, wie Du es Dir denkst, nicht wahr, dann läßt Du es noch und wartest, ob mein Papa nicht noch etwas Besseres für Dich findet.“

Sie stiegen zusammen die Treppe hinunter, Manuel

hatte den Arm um sie geschlungen, um sie auf den schlechten, leitersprossenartigen Stufen sicher zu halten, und antwortete:

„Gewiß — ich möchte auch noch nicht — nein, wenn nicht Alles ganz so ist, gehe ich noch nicht fort. Wenigstens einen Tag muß ich noch —“

Da er anhielt, sagte Anna: „Ich weiß nicht, so lang ist mir noch nie ein Tag vorgekommen, wie ein ganzes Leben dünkt er mich. Es war so viel — der Onkel Detlev und die Frau von Thalhof, dann die Ankunft des Papa — und heut' Vormittag saß ich noch drüben bei Dir und nähte an Deinem Thürvorhang, den will ich morgen früh fertig machen, sobald Du aufgestanden bist, oder wenn Du wieder so lange schläfst, sitze ich an Deinem Bett und nähe ihn, und nach dem letzten Stich da steche ich Dir mit der Nadel in die Nadelspitze. Dann erzählst Du mir wieder von Brasilien — glaubst Du noch immer —? Nein, ich meine, so lang und so schön war noch niemals ein Tag. Ich begreife garnicht, daß es erst heut' Morgen gewesen, als ich aufgewacht und den Traum gehabt — nein, der war nicht schön, der war schrecklich —“

Sie drückte sich in der wieder geweckten Erinnerung ängstlich dichter an Manuel, der unwillkürlich seinen Fuß und damit zugleich den ihrigen anhielt und fragte:

„Was wolltest Du sagen, Niña: ‚Glaubst Du noch immer —?‘“

Anna zögerte einen leisen Athemzug lang, dann versetzte sie:

„Ich meinte — es fiel mir grad' ein — ob Du noch immer glaubst, daß ich einmal dorthin — nach Brasilien — komme?"

Auf der Treppe dämmerte es schon stark, nur die Augen der Beiden, die sich ansahen, leuchteten noch wie ein Doppelpaar lichtauffangender blauer Steine gegen einander. So standen sie, und Manuel erwiederte:

„Das glaube ich nicht, daß weiß ich gewiß — so gewiß, als —"

„Als —?"

Er lachte: „Als Du mich im nächsten Augenblick nicht mehr sehen sollst —"

Sein Gesicht bog sich vor, und unverkennbar stand er im Begriff, ihr die Augen auf irgendeine Art zuzuschließen, da scholl unter ihnen eine Stimme herauf: „Seid Ihr es, Anna?"

„Ja, Onkel Detlev — wir kommen —"

Das Mädchen hatte sich bei dem Ruf hurtig aus dem Arm Manuels fortgebogen und eilte hinunter. „Da sind wir schon, Onkel Detlev, ich bin ganz außer Athem vom Laufen."

Hellingborg stand zum Fortgang bereit. Er wollte Anna ein Abschiedswort sagen, aber er brachte es nicht hervor und stieg rasch voran weiter abwärts. Manuel folgte ihm, das Mädchen blieb oben stehen und sah ihm nach, wie er um die Treppenwindung verschwand.

Das Herz klopfte ihr, wie noch niemals im Leben, sie wußte nicht warum, so selig und zugleich so angstvoll den Athem raubend. Sie wußte auch nicht, was sie that, aber sie stand auf einmal die halbe Treppe hinunter nachgelaufen und rief: „Manu!"

Er hörte es und kam zurückgeflogen. Was, Niña?"

„Ich habe vergessen, Dir zu sagen —"

Sie verstummte, denn sie wußte selbst nicht, was sie sagen wollte. Aber etwas mußte es doch sein, und sie fügte das Erste nach, was ihr einfiel: „Ja — Du — nimm Dich recht vor dem Jaguar in Acht!"

Das war sehr drollig, doch er hatte ihre Hand gefaßt, als sei es sehr ernsthaft, und antwortete stotternd: „Ja, das will ich, Niña —"

„Versprichst Du es mir?"

„Ich verspreche es Dir."

In der Treppenwindung war es fast dunkel, und wenn ein Dritter zugegen gewesen wäre, hätte er kaum wahrnehmen können, daß die beiden Gesichter sich bei den letzten Worten dichter gegen einander bogen. Doch sie selbst sahen es auch nicht, denn Beide hielten die Augen jetzt geschlossen. Nur von gleichem unbewußtem und unwiderstehlichem Drange getrieben, kamen sie sich näher und näher, fühlten den warmen Anhauch ihrer Lippen, und nun ruhten diese einen Herzschlag lang auf einander. Zum ersten Mal, leise, sanft und wortlos. Es war nur eine Bestätigung des Versprechens, daß Manuel sich vor dem Jaguar in Acht nehmen wolle.

Dann sprang er ohne Laut wieder abwärts, sein Fußtritt hallte noch ein kurzes Weilchen an das Ohr des regungslos stehen gebliebenen Mädchens zurück, aber schnell lag nur tonlose Stille und Dunkel um sie. Kaum eine Minute war über der Umkehr Manuels vergangen, unweit vor dem Hause erreichte er Detlev Hellingborg wieder. Beiden war die Brust zu voll, um sie zum Sprechen zu regen, die eine von Glück und die andre von Trauer. Sie gingen schweigsam neben einander bis zu der Matrosenschenke, dort führte Hellingborg seinen Begleiter in die Stube hinauf. Er hatte Lundmark schon drunten aus einiger Entfernung Acht gebend gewahrt, hieß Manuel warten, da er den Capitän rufen wolle, und verließ sogleich das Zimmer.

Der Zurückbleibende stand, den Kopf zum Fenster auf den überdämmerten Hafen hinauswendend, doch er sah nichts von den Schiffen, den da und dort auf= glimmenden Signal= und Cajütenlichtern, der abendlich endenden Betriebsamkeit am Bord der meisten Fahr= zeuge. Seine Lider schlossen sich wieder, und in seinem Gefühl lag ein enger, dunkler Raum um ihn — jetzt noch wie von zwei blauen, strahlenwerfenden Steinen durchleuchtet — jetzt loschen auch diese aus, und statt ihrer kam durch die Lichtlosigkeit etwas Unsichtbares gegen ihn heran, warm und weich wie die Frühlingssonne — wie ein Hauch, ein Duft, der seine Lippen streifte —

Da flog sein Kopf jäh herum, hinter ihm sagte eine Stimme in portugiesischer Sprache: „Ich bin es, Manuel.“

Dieser starrte den Sprecher, dessen Züge das Licht noch unterscheiden ließ, vollständig verwirrt, wie geistesbetäubt an. Nun legte Carl Lundmark ihm die Hand sanft auf die Schulter und sprach, portugiesisch weiter redend:

„Erschrick nicht, Muchacho, ich bin kein Espectro, sondern Fleisch und Bein, der Capitän, den Herr Hellingborg getroffen und der nach Dir geschickt hat. Da Du den Winter hindurch nicht wieder zu mir kamst, mußte ich wohl nach Dir suchen, Niño.“

Heiter und liebreich klang's, keinerlei Furcht nach der ersten Schreckbetäubung mehr aufkommen lassend. Carlos da Selva schlang den Arm um seinen Sohn, küßte ihn und sprach vorwurfsvollen Ton's: „Meintest Du, daß ich um Dich nicht in Sorge sei? Du hast mir schlimme Stunden gemacht — nein, ich rede nicht mehr davon, wir wollen fröhlich beisammen sein.“

Nur die Kniee Lundmarks weigerten sich, dem Aufgebot seines Willens zu gehorchen. Er mußte sich setzen, zog Manuel auf ein altes, gebrechliches Sopha der kärglich ausgestatteten Stube zu sich nieder. Der letztere fand jetzt zum ersten Mal Worte: „Mein Vater — Du hier —“

„Ich erfuhr durch Herrn Hellingborg, wo Du seiest, aber ich wollte Dich nicht in der Gegenwart von Fremden zuerst begrüßen, darum ließ ich Dich hierherkommen. Du brauchst mir nichts zu sagen; was Du mir erzählen kannst, weiß ich schon, und Du hörst, ich

zürne nicht darüber. Fortan sollst Du Dein Leben selbständig weiterführen — ich werde Dir nichts mehr vorschreiben, Dich in nichts mehr behindern — nur Dir guten Rath geben, besprechen will ich mit Dir noch —“

Die Thür öffnete sich, ein Aufwärter von drunten brachte zwei dampfende Groggläser, und Lundmark fuhr, abbrechend, munter fort: „Da kommt der Trunk, der zu verständiger Beredung nöthig ist. Bei uns zu Haus brauchen wir ihn kühl, hier muß er gut warm sein, um seinen Dienst zu thun. Stellen Sie die Gläser drüben hin.“

Der Aufwärter setzte dieselben nach dem Geheiß auf einen kleinen Tisch und entfernte sich. Nun trat Lundmark zu dem letzteren hinüber, es war so dunkel geworden, daß man ihn nicht mehr deutlich unterschied, ihn nur mit dem Löffel den nicht völlig zerschmolzenen Zucker im Glas umrühren hörte. Dann hob er den leichten Tisch auf, stellte ihn vor das Sopha, kostete von einem der Gläser und äußerte zufrieden:

„Er ist recht — hast Du Dich schon an das deutsche Getränk gewöhnt oder noch nicht? Dann macht's die Beine vielleicht ein bischen schwer, aber einmal, bei solchem Wiedersehen schadet das nicht. Trink! Manuel!“

Er stieß mit seinem Sohn an, hielt den Arm um ihn gelegt, und beredete beipflichtend und freundlich eingehend den Wunsch Manuels, Seemann zu werden, der jetzt ohne Zagen antwortete und selbst über seine

Absicht sprach. Ihm war's, als sitze er in einem Traum da, aber jede Befürchtung über den Verlauf des unerwarteten Zusammentreffens war aus ihm geschwunden. Noch niemals hatte er seinen Vater so zärtlich gesehen, ihn mit so weicher Stimme sprechen gehört. Vertraulich hielt er den Kopf an die Schulter desselben angelehnt und erwiederte mit geschlossenen Augen. Sie sahen ja doch fast nichts mehr — und Niña hatte recht, der Tag war sehr lang gewesen. Das machte wohl so beim Sitzen im Dunkeln die Lider ein bischen schwer — vielleicht that das ungewohnte Getränk auch etwas dazu.

„Also, daß Du ein tüchtiger Capitän wirst, Dein Schiff, Dein Lebensschiff gut zu führen! Die See ist wild, Du kennst sie noch nicht und wirst manchen Sturm erst durchmachen müssen, Manuel. Mögest Du ihn tapfer bestehen! Trink' drauf mit mir, mein lieber Junge!"

Immer lichtloser ward's; Lundmark sprach weiter:

„Nach Deutschland also zog's Dich heimlich immer von Kindheit auf, und Du möchtest hier leben, Dir später eine Deutsche — in dem Hause, wo Du so freundliche Aufnahme gefunden, sagte Herr Hellingborg mir, ist ein junges Mädchen — und er meinte, Ihr hättet Euch in die Augen gesehn, an der Hand Euch gehalten, als trügt Ihr's im Herzen, sie für Euer Leben nicht mehr auseinander zu lassen. Ist's so, Manuel?"

Eine so süße Müdigkeit überwebte die Sinne des

Befragten, aber zugleich war ihm die Zunge oder das Herz so leicht und sorglos gelöst. Das that wohl auch der fremde Trunk, ließ ihn ohne Rückhalt mit traumhaft sehnsuchtsvoller Stimme antworten:

„Ach, wenn Du Niña kenntest, mein Vater —"

Die Brust Lundmarks hob sich schwer. „Und liebt sie Dich auch so, Manuel?"

„Ach, was fragst Du? — Sie weiß es ja nicht — ich wußte es auch nicht — bis vor Kurzem noch — nur mein Herz —"

„So wollen wir unsere Gläser auf sie leeren — auch auf ihr Lebensglück trinken — auf das Annas, Manuel —"

Einen Augenblick kam eine Besinnung in den Kopf des letzteren: „Woher weißt Du ihren Namen, mein Vater?"

„Herr Hellingborg nannte ihn mir — trinke, Manuel!"

Der Aufgeforderte streckte, mit gewaltsamer Anstrengung die Augen öffnend, seine Hand nach dem Glas, leerte den letzten Inhalt desselben und sagte, sich wieder an die Schulter seines Vaters zurücklehnend:

„Anna — sie hört lieber, wenn ich sie niña nenne —"

Dann ward es still, nur ein gleichmäßiger Athemzug ging durch den dunklen Raum. Lundmark saß, den seinigen anhaltend. Eine Minute lang; nun sagte er laut:

„Manuel!“

Da kam es leise, verworren noch einmal von den Lippen: „Ja — sie weiß es — jetzt weiß sie's, daß sie einmal nach Brasilien —“

Abermals Stille, lautlos und regungslos, nur der Athemzug ward immer tiefer.

„Manuel!“

Keine Antwort mehr. Behutsam stand der Vater auf, der Kopf des an ihn Gelehnten sank schwer herab. Carl Lundmark rief und rüttelte ihn, doch er hörte nicht, lag in unaufweckbar tiefem Schlaf.

Der über ihn Gebeugte zog hastig das in seiner Brusttasche im Umschlag geborgene Schriftstück, sowie seine Börse hervor und bewahrte Beides sorgsam in den Taschen des Schläfers. Schnell verließ er darauf die Stube, kehrte in kurzer Frist mit Detlev Hellingborg zurück. Wortlos hoben sie Manuel zusammen vom Sopha und trugen ihn die Treppe hinunter. Er wachte nicht auf.

Draußen lag Nacht, nur ein erster leiser Schimmer des noch unter dem Horizont befindlichen Mondes hellte im Osten. Am Hafen war es verhältnißmäßig still, die Tagesarbeit meistentheils beendet, ein einziges großes Dampfschiff schnob Wolken schwarzen Rauchs und Funkengesprühe dazwischen in die Luft; man sah, daß es zur Abfahrt „klar“ sei.

Auch die Stimme des Capitäns besagte dies jetzt: „Habe schon Ausguck nach Ihnen gehalten, Herr Steuer-

bordbruder, 'sist Zeit, wir müssen abdrehen. Hat ein bischen viel geladen, scheint's, der Supercargo; kommt bei jungen Leuten am Land wohl vor, schläft sich's gut drauf und morgen bläst's der Nordseewind schon weg. Die Koje ist parat."

Lundmark und Hellingborg trugen ihre Last in eine kleine Cajüte hinunter, legten sie dort auf ein schmales Wandbett nieder. Der letztere wankte nicht unter der schweren Bürde, doch obwohl jener der Stärkere war, hatte ihm die Kraft doch fast versagt, zitterten ihm die Glieder zum Zusammenbrechen. Detlev Hellingborgs Anstrengung galt Anna allein, Manuel da Selva ging sein Herz nicht an. Aber der Schlafende, den Carl Lundmark hierhergetragen, war auch sein Kind.

Zwei unermeßliche Secunden lang stand er, in dem trüben Lichtschein der kleinen Cajütenlampe todesweh auf den unbeweglich Hingestreckten niederblickend. Dann fuhr sein Kopf mit einem männlich festen Ruck empor, er murmelte tonlos: „Es muß sein, mein Kind, — heut' und morgen. Werde zu einem Manne und trag es so!" Hastig bückte er sich, küßte die Stirn Manuels und eilte Hellingborg nach auf's Deck. Hier traf er den Capitän noch einmal, sprach diesen rasch an: „Also in Cuba sind Sie ihm behülflich, daß er auf ein richtiges Schiff und sicher zu seinen Eltern zurückkommt. Und wenn er morgen früh aufwacht, er trägt einen Brief bei sich, den er dann lesen soll."

„Wird Alles sicher besorgt, Herr Bruder, können

sich ganz auf mich verlassen. Der junge Ausreißer soll schon zur Raison kommen. So was macht man einmal als Gelbschnabel und dann kriegt man genug. Wollte, ich könnt' mit Ihnen tauschen und mich auch heut' Nacht so ruhig zu Bett legen."

„Ich thät's mit Ihnen, führe gern statt Ihrer wieder hinaus, Capitän."

Lundmarks Mund hatte es mechanisch erwiedert, nun befand er sich mit Hellingborg wieder am Ufer. Das Schiff löste die Taue, die Dampfpfeife gellte, die Räder schlugen ein. Durch Schaum und Gischt rauschte das große Fahrzeug im ersten aufblinkenden Mondstrahl dahin.

„Leb wohl, mein Kind!"

Zusammenzuckend fuhr Carl Lundmark auf. Neben ihm fragte Hellingborg:

„Hast Du alles Nothwendige sicher geordnet?"

„Ganz sicher."

„Doch wie? Daß auch drüben nichts —?"

„Morgen sag' ich's Dir. — Gut' Nacht, Hellingborg. Ich danke Dir für Deine Hülfe und trage keinen Vorwurf gegen Dich in mir. Meine Hand drauf."

Sie standen einen Augenblick Hand in Hand, dann frug Detlev Hellingborg langsam:

„Was willst Du?"

„Mich zur Ruhe begeben. Ich brauche sie."

Lundmark drehte sich ab und ging schnell seinem

Hause zu. Der Zurückbleibende sah ihm nach, wie er in dem noch schwachen Mondlicht verschwand. Nun hob auch Detlev Hellingborg den Fuß, doch nicht in der Richtung seiner Wohnung, sondern er folgte Lundmark drein, bis er diesen in seine Thür eintreten sah. Dann blieb er, wie am Nachmittag, zu den erhellten Fenstern des Hauses aufblickend, regungslos stehn.

---



# Achtes Capitel.

Silvana nahm nicht an der Abendmahlzeit im Lundmark'schen Hause Theil, sie hatte sich schon von Frau Hedwig verabschiedet und wünschte offenbar, eine Begrüßung mit dem heimgekehrten Manne der letzteren zu vermeiden. Merklich war ihr bereits das Zusammentreffen im Wohnzimmer mit Detlev Hellingborg peinlich und ein Anlaß gewesen, daß sie nach kurzem Aussprechen ihres Dankes für die ihr im Hause gewährte Aufnahme sich rasch wieder fortbegeben. Seitdem saß sie in ihrem Zimmer, auf die Rückkehr Osilies von Thalhof wartend, die der mittägigen Abrede gemäß sie zur gemeinsamen Fahrt nach dem Bahnhof abholen sollte. Doch bis dahin war es noch lang, der Zug nach dem Rhein ging erst um elf Uhr, das wußte Silvana sehr genau. Fast visionhaft deutlich sah sie das Zifferblatt der Bahnhofsuhr in der Nacht ihrer Hochzeitsreise vor sich, wie die Zeiger bei der Abfahrt auf der Elf und der Zwölf standen.

Nach der unerwarteten Begegnung und Unterredung mit Osilie droben in der Kammer hatte sie sich beschwichtigt gehabt, voll erkannt, daß es für sie das Wünschenswertheste sei, in die stille, schöne Behausung der Freundin zurückkehren zu dürfen. Doch nachdem sie aus dem Wohnzimmer Frau Hedwigs gekommen, war eine neue Unruhe über sie gerathen. Sie saß und schrieb an ihren Vater, daß sie keinen Anspruch auf die unter ihrem Namen in sein Geschäft eingelegte Summe habe und ihn bitte, diese wieder an Herrn von der Heide zurückzustellen. Aber dabei drängte sich etwas vor Kurzem Vernommenes ihr immer deutlicher in die Vorstellung, ein Doppeltes, zuerst daß jener sich hier in der Stadt befinde, und dann, daß er krank sei, am Tropenfieber leide. Die erstere Nachricht war's natürlich, die ihr die halbgewonnene Ruhe wieder nahm. Sie mußte fürchten, ein Zufall, eine abermalige Begegnung mit Herrn Hellingborg könne ihm ihre Anwesenheit hier verrathen, und sie fühlte, wenn die Thür sich plötzlich öffnete und er hereinträte, so würde sie todt umfallen. Bei einem Geräusch horchte ihr Ohr manchmal in jener Vorstellung mit der Anspannung entsetzlicher Angst auf, und das Herz hämmerte ihr das Blut in die Schläfen empor, daß es ihr wie Vorboten nahender Bewußtlosigkeit durch den Kopf ging. Doch allmählich fiel diese Furcht mehr und mehr von ihr ab. Das Denken sagte ihr, es sei grundlos, mehr als das, sinnlos, diese Angst zu hegen. Sie hatte ja die Prüfung,

die er mit ihr angestellt, nicht bestanden, und also kam er auch nicht. Er könnte am Hause vorübergehen, wissen, daß sie hier sei, und würde nicht kommen. Sie war todt für ihn, wie er für sie.

Aus dem Gedanken „todt“ überlief es sie kalt, weckte die Erinnerung an das Andre, was sie heut' Abend von ihm gehört hatte, auf. Das bezog sich zwar nicht auf Tod, aber gemahnte doch unwillkürlich daran — daß er krank sei, am Tropenfieber leide. Wie konnte er dazu gekommen sein? Es befiel doch nur den, der sich in Tropengegenden aufhielt. Das mußte er also in letzter Zeit gethan haben. Aber warum denn?

Silvana löschte ihre Lampe wieder aus, sie hatte ihren Brief fertig geschrieben und brauchte dieselbe nicht mehr. Der Mond stieg drüben auf, warf Silberlicht in das Fenster, an das sie sich setzte und hinaussah. Derselbe Mond war es noch, den sie auf der Herfahrt vom Rhein aus dem Wagen lange als Kahn am Himmel schwimmend gesehn, nur beinahe voll jetzt geworden. Und heut' Nacht fuhr sie wieder unter ihm zurück.

Vor ihr drunten zog ein großes Dampfschiff den Fluß hinab. Es erschien nur wie ein geisterhaft vorübergleitender Schimmer, doch der Wind trug den Schlag der Räder, das dumpfe Fauchen des Rauchschlotes an's Ohr.

Was für ein Kommen und Gehen im Menschenleben, überall! Und immer in's Dunkle hinaus. Wer

mochte mit dem gespenstischen Schiff da in die Nacht ziehn? Wohin und wozu?

Es kam der in die Mondnacht Blickenden in's Gedächtniß, daß sie als Kind zu Hause manchmal vom Tropenfieber sprechen gehört, von Leuten, die daran gestorben seien. Also war es eine Krankheit, die den Tod mit sich bringen konnte.

Silvana fuhr zusammen. Ging die Flurthür draußen?

Nein — es war ein andrer Schritt, nach dem Wohnzimmer zu. Osilie kam noch lange nicht — —

Der Schritt Carl Lundmarks war es gewesen, der vom Hafen zurückkehrte. Nun setzte er sich zu den Seinigen an den Abendtisch, aß und trank mit Wohlbehagen. Man sah, daß es ihm mundete, und er selbst auch sagte es: „Wenn man nicht ordentlich zu Mittag gegessen, hat man am Abend gewaltigen Hunger, und zu Hause schmeckt's doch am besten.“

Die Hand, deren er nicht beim Essen bedurfte, hielt unausgesetzt die seiner Frau, oft auch nahm er auf der anderen Seite die Hand seiner Tochter. Er saß zwischen Beiden, so fröhlich redend, so heitren Blicks; Alles an ihm und aus ihm sprach gleichfalls, er befinde sich, wo es am besten auf der Welt sei, zu Hause.

Manuel, der sich sonst immer sehr zeitig zum Thee einfand, war noch nicht da, und Anna äußerte einmal ihre Verwunderung darüber, wo er so lange bleiben möge.

Ihr Vater erwiederte: „Der Capitän wird ihn gehörig vornehmen, um zu sehn, ob er ihn für seinen Zweck gebrauchen kann. Vielleicht hat er ihn auch in eine Wirthschaft mitgenommen, der Seemann hält am liebsten seine Prüfung bei einem guten Glase Grog ab.“

Das war allerdings sehr möglich, und Anna fragte nicht wieder. Sie wußte auch selbst nicht recht, was sie wünschte. Zwar wartete sie ungeduldig drauf, zu erfahren, wie es werde, ob Manuel die Stellung bekommen, wann und wohin er mit dem Schiff gehe, wie bald es wieder zurückkehre. Aber vielleicht war es doch ganz gut, sogar besser, daß er noch ein bischen ausbleibe. Anna fühlte, wenn er jetzt hereinträte, sich in den hellen Lampenschein mit an den Tisch setzte und sie ansähe, da würde sie etwas roth werden. Im Grunde war's ihr lieber, er komme erst später, nach dem Abendessen — ihre Mama hatte ja gewünscht, sie solle sich dann mit ihm in's Nebenzimmer setzen — und dann konnte sie ihm vorher unter vier Augen sagen, daß es so komisch gewesen, wie sie im Dunkel auf der Treppe mit den Gesichtern an einander gerathen seien. Sie begreife nicht, wodurch das gekommen — oder sonst etwas konnte sie sagen und hören, was Manuel meine, wie es so geschehen. Und dann konnte er ja dabei nebenan zu Abend nachessen.

Sie strich Butterbrode für ihn und legte sie auf seinen Teller —

Allerdings — das hatte sie sich vorgenommen gehabt

— wenn er zu Schiff fortginge, dann hatte sie ihm beim Abschied einen Kuß geben wollen. Aber davon war ja heut' nicht die Rede — es war ja auch nur ein merkwürdiger Zufall gewesen, daß sie grad' beide auf der dunklen Treppe ihre Köpfe vorgebogen. Dadurch hatte es so kommen können und eigentlich wohl kommen müssen, daß auch ihre Lippen grad' aufeinander getroffen. Und dann thaten diese es, ohne zu denken — denn das mußten sie beide gefühlt haben, sie hatten sich gegenseitig geküßt. Aber nur einen Augenblick — gewiß nicht länger —

Anna bog unwillkürlich ihr Gesicht etwas tiefer auf die Brodschnitte herunter, mit der sie sich für Manuel beschäftigte. Ihr Herz klopfte so sonderbar hurtig, und ihr war's im Gefühl, auch ohne daß er hereingekommen, werde sie rother als gewöhnlich auf der Stirn oder in den Schläfen. Wenn die Mama fragte, warum — sie wüßte gar nicht, was sie sagen sollte.

Doch Frau Hedwig sah nichts davon, dachte nicht dran, danach zu fragen. Sie war so glücklich in sich selbst und über das aus Allem redende Frohgefühl ihres Mannes, wieder zu Hause zu sein, und als klugbedachte Frau nutzte sie gleich seine Freudigkeit, um ihn nach dem Rath Hellingsborgs zu bewegen, ihr gemeinsames Glück keiner Gefahr in Sturm und Wogen mehr auszusetzen. Und fast wie ein seliger Schreck befiel es sie, als Lundmark, ihre Hand haltend, sofort entgegnete:

„Ja, Hedwig, ich habe auch schon gedacht, es solle meine letzte Fahrt, unsre letzte Trennung gewesen sein. Nie habe ich es so empfunden, was es heißt, wieder mit Euch zu sitzen, Euch zu halten, zu hören, in die Augen zu sehn. Es war unendlich thöricht, das freiwillig so oft und so lange zu entbehren, denn das Leben ist kurz, zu kurz. Aber wir können das Versäumte noch einholen, machen, daß die schönste Zeit des Lebens noch vor uns liegt."

Ja, die Zeit, bis Manuel zu Schiff ging, war auch vielleicht nur noch kurz, und es war doch thöricht, wenn er etwa länger fortblieb, als nöthig fiel. Anna kam's, möglicherweise scheue er sich vor ihrem Vater, fürchte noch immer, zu stören, und sitze deshalb drüben in seinem Zimmer, ohne herüber zu kommen. Die Abendmahlzeit war beendet, sie stand vom Tisch auf und ging in ihre Stube, sah von dort nach der Wohnung Manuels hinüber.

Richtig, da zeichnete sein Fenster sich mit einem hellen Schein ab.

Nein, doch nicht. Dann hätte sie vor diesem die Vorhänge sehen müssen, die sie gestern angefertigt hatte. Im Zimmer brannte kein Licht — es täuschte — es war nur Flimmern des Mondes auf den Scheiben.

Eine geraume Weile verharrte sie auf ihrem Platz. Jeden Augenblick konnte der Kerzenschein drüben im Innern der Stube aufleuchten.

Doch nein, das Fenster blieb dunkel oder vielmehr

es verdunkelte sich völlig. Der Mond trat hinter einen hohen Dachrücken und fiel nicht mehr auf die Scheiben. Sie wurden unsichtbar, lichtlos schwarz.

Es war doch unrecht von dem Capitän, Manuel so lange festzuhalten, ihn vielleicht zum Trinken zu verleiten.

Wenn er kam und sie allein beisammen waren, ob er sie dann wohl nochmals küßte? Da sie beide es heut' Abend einmal gethan — und eigentlich war es ja so selbstverständlich — sie hatten nur bisher nicht dran gedacht —

Anna brachte den Gedanken nicht zu Ende, wollte es auch nicht, sondern lief nach dem Wohnzimmer zurück. Aber nun war ihr fraglos das Gesicht wirklich zu roth und warm, als daß sie sich so wieder zu den Andern hinsetzen konnte. Ihr fiel Silvana ein — das war unrecht von ihr selbst — sie hatte sich den ganzen Nachmittag nicht mehr um die Einsame bekümmert. So öffnete sie die Zimmerthür derselben, sah ihre Gestalt sich am offenen Fenster als Umriß abheben und sagte: „Störe ich Dich, Silvana?"

Aber diese hörte offenbar die Frage nicht, blickte, tief in Gedanken versunken, regungslos in die Mondnacht hinaus. Anna wiederholte noch einmal: „Silvana", doch ebenso vergeblich.

Das Blut hatte sich ihr nur flüchtig in's Gesicht gedrängt, jetzt war es besser und sie konnte doch in's Wohnzimmer zurückgehen, besonders, da sie sich in eine

etwas dunklere Fensterecke setzte. Ihr Vater und ihre Mutter saßen zusammen auf einem Divan und besprachen noch lebhaft und freudig, vor Allem der erstere, Zukunftspläne. Gleich morgen wollten sie einen Wagen nehmen und vor die Stadt hinausfahren, um sich irgendwo am Flußufer ein schönbelegenes Stückchen Land für eine Sommerwohnung mit hübschem Garten umher aufzusuchen. Sobald sie das gefunden, sollte auch mit dem Hausbau gleich angefangen werden, damit kein Tag bis zum Einziehen unnöthig verloren gehe. Lundmark stellte es sich köstlich vor, Bäume und Blumen zu pflanzen, am Gartenrande die Schiffe vorüberziehen, kommen und gehen zu sehn und nie wieder von seinen Lieben fort zu müssen. In dem Hause wollte er —

Er stockte einen Moment und mußte sich besinnen, daß Hedwig fragte: „Was willst Du im Hause, Carl?"

Ja, richtig, nun kam's ihm wieder. Er wollte sich ein Zimmer ganz wie eine Cajüte bauen und herrichten, für den Fall, daß er einmal Verlangen bekomme, sich in der Vorstellung wieder auf sein Schiff zu versetzen. Außerdem würde er dies auch immer in Wirklichkeit können, denn am Flußsteg vor'm Garten sollte ein kleiner schnellsegelnder Kutter nach einem Modell liegen, das er als halber Knabe selbst einmal angefertigt hatte. Es hing noch droben an der Decke seiner Bodenkammer; in der erwartungsvollen Fröhlichkeit, mit der er auf dies Alles, was er plante, voraussah, erschien er selbst beinah wieder wie ein großer,

silberfädig im Haar und Bart angeflogener Knabe, dessen Leben nun anfangen werde, ihm die Erfüllung seiner innersten Wünsche zu bringen.

Da fuhren gleichzeitig drei Menschen im Hause von einem Ton mehr oder minder zusammen. Die Flurthür ward geöffnet und ein männlicher Fußtritt scholl draußen.

Das war Manuel. Anna glitt sich rasch einmal mit der Hand über's Gesicht und stand auf, um das zurückgestellte Abendbrod zu holen.

In dem Zimmer drüben riß das Geräusch Silvana aus ihrer Gedankenversunkenheit, daß ihr Kopf sich mit einem jähen Ruck umwandte. Wer war's, der da kam —?

Aus dem Gesicht Carl Lundmarks aber fiel eine Secunde lang alles Blut herunter, daß es ihm schwarz an den Augen vorbeizog. Niemand sah es, denn auch Frau Hedwig war aufgestanden und zur Thür getreten, um zu sehen, wer draußen sei. Nun starrte er ihr athemlos nach.

Sie kam gleich zurück. Ein Matrose, von der Freya geschickt, war's. Der Herr Capitän hätte am Nachmittag Ordre gegeben, wenn das Wasser noch höher stiege, sollt' man's ihm sagen lassen.

Vorbei —

Wie eingeschrieben stand das Wort in dem Blick Lundmarks. Noch einen Athemzug, dann antwortete er halb verdrießlichen Ton's:

„Es wird sicher nicht werth sein, mich darum

noch zu rufen. Wir saßen so schön hier — aber da ich noch Capitän bin — nun, wenn man weiß, daß es mit dem nächsten Monat aufhört, läßt man sich's die paar Wochen noch gefallen. Ich bin bald wieder hier, Hedwig."

Er zog seinen schweren Mantel an; wie er den Fuß zum Gehen hob, drehte er sich noch einmal um. Im Halbdunkel des Flurs war es, als ob er eine Bewegung gemacht, den Arm aufzuheben und um den Nacken seiner Frau zu legen. Doch es hatte getäuscht, seine Hand sich nur emporbewegt, um seinen Mantelkragen aufzuschlagen. Rasch, ohne sich umzublicken, ging er mit dem Matrosen davon; Anna rief ihm nach: „Wenn Du Manuel begegnen solltest, Papa, so schicke ihn doch gleich her, sein Thee würde ganz kalt. Ach so, Du kennst ihn ja nicht, hast ihn noch garnicht gesehn. Das ist eigentlich zu komisch."

Anna und Hedwig traten in's Wohnzimmer zurück, die letztere sagte: „Wie schnell und prächtig der Papa sich erholt hat. Heut' Nachmittag schien er noch ein bischen angegriffen und manchmal mit seinen Gedanken abwesend, aber so frisch und freudig, wie heut' Abend, habe ich ihn seit zwanzig Jahren nicht gesehn. Kam er Dir nicht auch beinah wie ein glückliches Kind vor, Anna? Man hörte ihm an jedem Wort seiner Pläne an: „Nun wird das Leben für uns erst wirklich schön." Ich kann mir keinen kraftvolleren Mann denken als ihn, und doch hat er im Grunde immer

etwas von einem Knaben behalten, der mit seinem Herzen in die Welt, wie sie ist, garnicht hineinpaßt.“

„Ja, grade wie Manuel, Mama? Findest Du es bei dem nicht auch?“ —

Der Mond leuchtete jetzt hell draußen, und der Wind ging wuchtig, in Stößen, ließ den Mantel Lundmarks flattern, wie dieser zum Landungsplatz der Freya entlang schritt. In einiger Entfernung folgte Jemand hinter ihm drein; seitwärts am Hause hatte noch immer Detlev Hellingborg gestanden, war schreckhaft aufgefahren, als er den aus der Thür Hervortretenden wahrgenommen. Doch schien es ihn etwas zu beruhigen, daß Lundmark in Begleitung eines Matrosen fortging, und vorsichtig, nicht bemerkt zu werden, setzte er Beiden den Fuß nach.

Die letzteren kamen, am Hafenbollwerk hinschreitend, zu der nicht von Schiffen eingenommenen Lücke, wo Lundmark im Beginn der Dämmerung gestanden. Jetzt war es hier rundum völlig menschenleer, nur das Wasser klatschte und spritzte wie damals. Stufen führten zu einer kleinen, gesicherten Einbucht hinunter, doch trotzdem schaukelten auch in dieser die Wellen eine von klirrender Kette festgehaltene Jolle stark auf und ab.

Plötzlich stand Carl Lundmark still, ihm flog vom Mund: „Wer rief da?“

Der Matrose neben ihm horchte: „Ich hab' nichts gehört, Herr Cap'tän.“

„Doch, ein Ruf, luvauf — da wieder — um Hülfe — Einer, der am Ertrinken ist —“

Mit einem jähen Vorsprung über die Stufen hinunter stürzte Lundmark sich in die Jolle, die Kette rasselte unter einem gewaltigen Riß seiner Hand los, im nächsten Augenblick peitschte er mit den Rudern das kleine Boot auf den Fluß hinaus.

Doch zugleich kam Detlev Hellingborg herangelaufen, sah den Matrosen allein stehn und stieß heftig aus:

„Wo ist der Capitän?"

Der Befragte deutete: „Er will Einen retten, Herr."

Ungewiß sah man im Mondlicht das leichte Fahrzeug, auf und nieder geworfen, tanzen. Nun schrie Hellingborg:

„Lundmark! Komm zurück, Lundmark!"

Der Wind trug die Antwort des Gerufenen herüber: „Es gilt um ein Leben, Hellingborg — Du weißt, daß es Pflicht ist — hast gewollt, ich sollte sie thun —"

Das Letzte verhallte nur halb noch vernehmlich. Jetzt packte Detlev Hellingborg den Arm des Matrosen: „Ein Boot — ein Boot! Er darf nicht allein —"

Sie liefen, suchten, doch es fand sich kein Boot mehr in der Nähe. Endlich da — dort lag eins, und sie sprangen hinein. Am Ufer war es lebendig geworden, Rufe klangen von den Schiffen umher. —

Fast in allen Stockwerken des Lundmark'schen Hauses dagegen war es still und friedlich. Frau Hedwig saß, auf die Rückkehr ihres Mannes wartend, am

Tisch; um einige Zimmer entfernt war Osilie von Thalhof eingetroffen, Silvana zum Bahnhof abzuholen; ein Wagen stand drunten vor der Hausthür. Nur in der schmutzigen Wirthschaft Christian Schmids hatte sich das Geschrei und Gekreisch noch nicht zur Ruhe begeben und Johannes Schmid sich deshalb noch in seinen Lattenverschlag hinaufgeflüchtet. Dort saß er bei dem mitgebrachten Lichtstümpchen, und auch um ihn lag die gewohnte Stille. Er wollte mit der ihm von Herrn Rodwald aufgetragenen Arbeit beginnen, doch die fremde Ader, die sich am Mittag in seinem Blut geregt, wich nicht aus ihm, trieb ihren schalkhaften Anreiz noch fort. Es war so viel Schönes und Glückliches an dem Tag gewesen, und Johannes Schmid konnte sich einer übermüthigen Laune nicht erwehren. Er dachte darüber nach; zum ersten Mal im Leben war's ihm so, denn das Leben war doch so wunderbar reich und schön. Und dabei stand Fräulein Martha Rodwald ihm mit angesteckten falschen Goldlocken und himmelblau costümirt declamirend vor den Augen — er konnte nicht widerstehen, saß einige Zeit nachsinnend, griff dann zur Feder und schrieb:

„Ich trete vor Euch hin im Lichtgewand der Freya,
Und Ihr erschaut in mir des Nord's Aphrogeneia,
Ganz so, von Kleidung und Statur.
Doch trag' im Innern ich die Art der Eurykleia,
Am höchsten ehrt mein Mund Dich, edle Amaltheia,
Und Dich, o goldener Merkur!"

Der Schreiber legte die Feder zu weiterem Nachdenken wieder hin und murmelte mit einem lachenden Zug um die Lippen:

„Wenn das nicht genug classische Namen für die erste Strophe sind — die alte Eurykleia paßt gut und die Verehrung der Ziegenmilch auch. Verstehen wird Keiner etwas davon — das ist ja auch nicht nöthig, sondern nothwendig — denn sonst würde der goldene Merkur wohl auf dem Weg zu mir wieder umkehren — und zwei Thaler sind doch nicht zum Spaßen —“

Da scholl von drunten herauf durch die Nachtstille des Hauses ein lauter Aufschrei.

Das war die Stimme Anna Lundmarks, ihr Ton zitterte Johannes Schmid mit tödtlichem Schreck in's Herz hinein. Er flog bebenden Fußes in die Höh', die Treppen abwärts. Was war?

Verworrenes Stimmengemenge kam ihm entgegen von irren weiblichen Rufen durchhallt: „Todt! — Ist er todt?“

Im Flur lag regungslos auf einer von vier Trägern abgesetzten Bahre Carl Lundmark, Wasser triefte rings unter ihm nieder. Sein weißes Gesicht zeigte, es sei kein Leben mehr in ihm. Noch viele Leute drängten sich herzu; Hedwig Lundmark war ohnmächtig über den Todten hingesunken, daneben Anna, in ihrem blauen Kleide auf den Knieen liegend, eine seiner kalten Hände umklammernd. Beide hörten nicht auf das, was Zungen umher hastig durcheinander be=

richteten. Der Matrose, der Lundmark begleitet hatte, that es Johannes Schmid gegenüber: „Er wollt' Einen retten, der am Ertrinken war — in so 'nem großen Holzpantoffel von Jolle, wissen Sie — und ich und Herr Hellingborg liefen ihm in 'nem Boot nach. Aber 's war schon zu lat, der Wind geht höllisch forsch, dunnacht, und das Ding schmiß sich schon gekentert herum, als wir nachkamen. Und dann hatte er den dicken Mantel am Leib, wissen Sie — sonst wär's wohl noch gut abgelaufen — aber der hat ihn forts untergeduckt. Wir konnten blos noch ungefähr denken, wo er weggesackt sein mußte, und da kamen ja auch gleich 'ne Masse zur Hülfe, so daß wir ihn noch wieder heraufkriegten, eh' er abtrieb. Aber nutzen that's ja nicht mehr."

Frau Hedwig hob einmal den Kopf, blickte irr umher und stieß aus: „Er wollte ein Leben retten und verlor sein eignes dafür. Das war sein Letztes — das war er — gestorben, wie er gelebt hat! Todt — todt!"

Sie fiel wieder auf ihn zurück. Es war ein entsetzlicher Unglücksfall.

In dem Gedränge auf dem Flur standen auch Osilie und Silvana. Die letztere sah starren Blicks auf den Leblosen nieder, man gewahrte den Augen an, ihr Kopf, ihre geistige Besinnung waren von dem jäh hereingebrochenen Ereigniß wirr erschüttert; bei dem zweimaligen Ausruf: „Todt — todt!" bebte sie vom

Scheitel bis zur Sohle zusammen. Nun flog ihr Kopf irr herum in die Richtung des Matrosen, der zu Johannes Schmid weiter sprach: „Wir sind auch bis auf die Haut durch, mir macht's nix, aber dem mit seinem Tropenfieber kann's schlecht damit gehn.“ Ofilie faßte plötzlich rasch die Hand Silvanas. Zu helfen war hier nicht, und sie fühlte, der Anblick, die gemüthliche Erregung, die er jener verursachte, waren bedenklich. Schnell zog sie die willenlos Folge Leistende mit sich die Treppe hinunter und in den vor der Thür wartenden Wagen hinein.

Detlev Hellingborg hatte die Träger der Bahre nicht bis in's Haus begleitet. Auch er war, wie der Matrose gesagt, bei seinem Rettungsversuch vollständig durchnäßt worden, doch nicht dieser Zustand seiner Kleider bildete den Grund, daß er andren Weg eingeschlagen. Als er den aus dem Wasser Heraufgezogenen genau untersucht, hoffnungslos den Funken des Lebens in ihm erstickt gefunden hatte, wandte er sich wortlos von der Leiche ab und verschwand im Zwitterschein des Mondlichtes.

Er konnte nicht mit den Bringern derselben vor Frau Hedwig und Anna hintreten — unmöglich! Gleich einem Blitz war es durch ihn gefahren, war es ihm, alle Augen müßten auf ihn gerichtet sein, wie einst auf Solchen, unter dessen Hand die Wunde eines Erschlagenen wieder zu bluten anhob. Denn nicht das Schicksal, sondern er — er hatte Carl Lundmark in

den Tod getrieben, sein Thun, sein Verlangen. Er hatte der Frau, die er liebte, den Gatten, Anna den Vater geraubt. Die letzten von Lundmark im Leben gesprochenen Worte hatten es gesagt.

Mechanisch ging Hellingborg seiner Wohnung zu. Die Frau, die ihm die Wirthschaft führte, empfing ihm mit einem Ausdruck der Bestürzung über seine wassertriefende Kleidung, doch noch mehr über sein Aussehen. Er sagte kurz: „Ich bin krank und will Ruhe; Niemand soll mich stören.“ Man war gewöhnt, seinen Worten unbedingt zu gehorchen; so begab er sich allein in sein Schlafzimmer. Hier legte er sich jedoch nicht zu Bett, wechselte seine Kleider nicht, blieb in den durchnäßten. Im Dunkel stehend, sah er in die bleiche Mondwelt draußen hinaus.

Ja, er war der erste Urheber der Lebensverzweiflung Lundmarks gewesen — aber den Tod desselben verschuldete er dennoch nicht, war nicht sein Mörder. Das Schicksal hatte es in Wahrheit so gewollt, durch die verhängnißvolle Herbeiführung Manuels da Selva kein Entrinnen mehr gelassen. Im Gegentheil, er war kein Werkzeug des Schicksals, hatte sich gegen dies aufgelehnt, sein eignes vorheriges Thun wieder ungeschehn gemacht. Er war kein Hinderniß für das Weiterleben Lundmarks gewesen, dieser nicht durch ihn in den Tod getrieben worden.

Seine Brust athmete zum ersten Male auf. Was geschehen, fiel nicht auf ihn, ein Beschluß hatte gewollt,

daß Alles so werde, wie es ihm im Herbst als höchste Lebenshoffnung, als ein einzig mögliches Glück seines Lebens vorgeschwebt. Hedwig Lundmark war frei.

War's ein Schauer, mit dem die nassen Kleider ihn durchliefen? Es durchrüttelte ihn heiß und eisig zugleich.

Sie war frei, und er konnte —

Was konnte er —?

Vielleicht ihre Liebe gewinnen, ihr altes Freundschaftsgefühl für ihn mählich dazu umwandeln, wie er es früher gedacht, wenn er — wenn er vorher die Liebe für den Gewesenen in ihrem Herzen auslöschte, tödtete, ihr offenbarte, derselbe sei ihrer unwürdig gewesen, habe sie getäuscht, sein Leben lang —

Wie ein Feuerstrom goß es sich ihm durch alle Adern. Wenn sie in diesem Augenblick hier vor ihm stände —

„Du bist ein Mann von Ehre, Hellingborg“, hatte Carl Lundmark gesagt — „ich vertraue Deinem Leben, als ob Du nicht mehr wärest.“

Die Worte brausten ihm plötzlich in den Ohren — „Deine Hand, Hellingborg!“ sprach's danach, und er fühlte die Hand des Sprechers in der seinigen.

„Nein — nein — ich gab Dir meine Hand, Lundmark!“ stieß er laut hervor.

Aber da stand Hedwig Lundmark wie lebend im Dunkel vor ihm und sah ihn mit den Augen an, die seit zwanzig Jahren die unerreichbaren Sterne seines

Lebens gewesen. Fieberglut loderten sie in ihm auf, die Glut der Leidenschaft, die er an diesem Nachmittag für immer unter der Asche der Entsagung erstickt zu haben gemeint. Aber sie war nicht todt — er fühlte, sie war nicht zu tödten, sondern mächtiger als er, als sein Wille, seine Kraft — und wenn er wieder im Dämmerschein bei Hedwig Lundmark saß —

Sein Mund stöhnte: „Licht! Licht!“ Mit zitternder Hand zündete er eine Kerze an, noch eine, sämmtliche eines silbernen Armleuchters. Nun zerrann die Versuchung, das Gespenst der Einbildung vor seinen Augen. Kurze Weile blickte er starr in die aufzüngelnden Flämmchen, dann sprach er halblaut vor sich hin:

„Ein Mann von Ehre, Lundmark. Wir sehen uns nicht wieder, sonst würdest Du es mir bezeugen.“

Der unstät flackernde Ausdruck nicht zu bändigender Leidenschaft war von seinem Gesicht abgefallen, eine tiefe Ruhe über seine Züge gekommen. Er schloß einen Schrank auf und nahm ein Schriftstück in großem Umschlag hervor, der die Aufschrift „für Anna Lundmark“ trug. Danach setzte er sich an den Tisch, schrieb mit fester Hand eine Zeit lang auf ein Blatt. Als er geendet, erbrach er das Siegel des Umschlags, fügte das Blatt dem Inhalt desselben hinzu und stellte das Siegel durch ein neues wieder her.

Dann warf er rasch seine Kleider ab, nun schien ihn hastiges Verlangen in's Bett zu drängen. Nur wie er die Kerzenlichter ausblies, hielt er vor dem

letzten eine Secunde an und warf noch einen Blick durch das Zimmer. Darauf hauchte schnell sein Mund, die letzte Kerze erlosch, und nur ein halber Abglanz des Mondlichtes draußen blieb um ihn.

Ein kurzes Knarren der Bettlade, noch ein leises Klirren und die Stimme Detlev Hellingborgs danach, die vor sich hinaus sagte: „Schlafen — nichts weiter.“ Er zog die Decke hoch an sich herauf und drehte den Kopf gegen die Wand. Von einem Thurm schlug die Glocke elf Uhr, und Alles war still.

Das erhellte Zifferblatt der Bahnhofsuhr wies gleichfalls die elfte Stunde vor dem Blick Silvanas. Sie sah aus dem Fenster des Zugwagens auf die Zeiger, der Schaffner kam und warf die Thür in's Schloß. Nun ein im Windstoß des Perrons fast verhallender Pfiff des Zugführers und ein schrill gellender der Locomotive, drei Schläge der Signalglocke gleich danach. Es knackte in den Gelenken des vielgliedrigen, schlangenhaften Ungethüms, die Puffer stießen gegen einander, Eisenketten klirrten, doch mit einem zweiten Ruck wälzte der Zug sich fort. Das war Alles schon einmal genau ebenso gewesen, nur hatte damals Anna Lundmark handwinkend draußen gestanden und der mit dem Blick Hinausirrenden Ortlof von der Heide gegenüber gesessen. Nun saß statt seiner Osilie dort; sie hatte mit sicherer Bedachtnahme alles Erforderliche besorgt, die Fahrbillette gelöst. Silvana wäre nicht dazu fähig gewesen.

Nicht weil es ihr an geistiger Besinnung mangelte, aber sie war nicht im Stande, ihre Gedanken auf das Gegenwärtige, um sie her Befindliche zu richten. In ihrem Gefühl schwand dies fort oder mischte sich wenigstens untrennbar mit dem Vergangenen zusammen. Sie fuhr nicht jetzt in der Mainacht ab, sondern damals im Herbst. Dumpf sagte ihr wohl etwas, das sei unvereinbar und widersinnig, doch ihr Kopf konnte es nicht auseinander halten.

Dazwischen sah sie das weiße Gesicht des Capitäns Lundmarks vor sich. Sie hatte nie in einem näheren Verhältniß zu ihm gestanden, aber ihn von frühester Kindheit auf gekannt und dann und wann schmerzlich im Innern empfunden, welches andre Band des Herzens zwischen ihm und Anna bestehe, als zwischen ihrem eignen Vater und ihr. Nun war er todt, plötzlich wie vom Blitz erschlagen. Der Aufschrei, der Jammer Annas hatten ihr die Seele in zitternde Schwingungen versetzt, die nicht zur Ruhe kamen.

Zum ersten Male war Derartiges ihr vor Augen und in ihr Leben getreten. Sie fühlte es mit einem namenlosen Schauer: Der Tod, das war das Furchtbarste, denn er war stumm, starr und unabänderlich. In jedem andern Unglück und Elend konnte ein Keim der Hoffnung bleiben, eine Möglichkeit; der Tod allein war unabänderlich. Eine Minute dieser Nacht hatte das Liebesglück der Frau Lundmark auf ewig begraben; nichts, nichts auf der Welt rief es wieder in's Leben,

denn es war nirgendwo mehr, als in der Erinnerung, daß es gewesen. In der Brust der Beraubten, Verlassenen mußte es schreien: „Alles sonst — Alles — nur nicht todt!“

Silvana schauderte. „Friert es Dich?“ fragte Ofilie und zog sorglich einen mitgebrachten dicken Shawl dichter um ihre Begleiterin. Diese antwortete halb abwesenden Geistes: „Nein, nur nicht todt — das ist so kalt.“

„Warum? Was meinst Du?“

Es zuckte in den Augen Silvanas. Ja so — sie fuhr ja mit Ofilie an den Rhein zurück. Hastig griff sie nach der Hand derselben, einer lebenswarmen Hand.

So sprach sie unwillkürlich von den Gedanken, die seit dem schrecklichen Ereigniß im Lundmarkschen Hause durch sie hingetrieben. Wie es ihr durcheinander, abgebrochen, bebenden Tones vom Munde kam, gab sich eine Erschütterung ihres Innern daraus kund. Ofilie hörte schweigend zu, nur manchmal kurz den Blick gegen die Sprechende aufschlagend. Dann antwortete sie:

„Deinem jungen Leben ist ein solches Todesunglück noch fremd gewesen und es hat Dich heftig aufgeregt. Du solltest Dich zurücklegen, etwas zu schlafen versuchen.“

„O wenn ich es könnte — nur das Schreckliche eine Stunde vergessen!“

Eine tiefinnere Sehnsucht klang aus den Worten.

Sie befanden sich allein in der Frauenabtheilung des Wagens, Osilie stand auf, öffnete eine Handtasche und nahm einige Gegenstände daraus hervor. Sich wieder umwendend, sagte sie: „Mich regt das Eisenbahnfahren immer auf und ich führe deshalb ein Beruhigungsmittel für die Nerven stets mit mir.“

Sie hatte ein Glas halb mit Wein angefüllt, schüttete ein Pulver hinzu, das denselben aufbrausen ließ. „Vielleicht schmeckt's Dir ein wenig bitter, aber es thut wohl.“

Silvana nahm das Glas und leerte den Inhalt aus. „Ich glaube nicht — mir hilft nichts.“

„Man versucht — komm und lege Dich möglichst bequem.“

Willenlos ließ Silvana sich auf die gepolsterte Bank von Osilie hinstrecken, die ihr eine Stütze für den Kopf herrichtete und den Shawl warm als Decke über sie breitete. Die Liegende schloß die Augen: „Ja, ich will's versuchen — hab' Dank — aber es ist zu grausenvoll —“

Nein, einzuschlafeu fiel ihr unmöglich. Nur die Nerven wurden allerdings nach dem Trunk etwas beruhigter. Es ging nicht mehr Alles so wirr in ihrem Kopf durcheinander, sie konnte sich besinnen, was mit ihr und wo sie sei. Daß sie vorhin thöricht gemeint, sie fahre mit Osilie an den Rhein — statt daß es im Mai und sie auf der Hochzeitsreise war —

Einige Minuten tönte nichts in dem engen Wagen-

raum, als der schütternde gleichmäßige Tact des Zuges. Dann durchrüttelte es einmal mit einem plötzlichen Stoß sichtbar die Glieder Silvanas, ihre Lippen öffneten sich und sagten laut: „Todt —“, und um einen schweren Athemzug später fügten sie nach: „Am Tropenfieber —.“ Doch ihr Körper blieb regungslos hingestreckt, sie lag in tiefstem Schlaf.

Wenn auch etwas blaß, wie zauberisch schön war ihr Antlitz mit den geschlossenen Lidern. War es das eines Mädchens oder einer jungen Frau? Sonderbar mischte ein wechselnder Ausdruck sich ineinander, nun erschien es so, nun so. Wie ein geheimnißvolles, verschleierndes Duftgewebe schwebte es drüber, doch wundersamer Berückendes an jugendlichem Liebreiz eines Weibes konnten Menschenaugen nicht sehn.

Osilie that plötzlich etwas, was in der Septembernacht Ortlof von der Heide in gleicher Weise, vielleicht fast über der nämlichen Bodenstelle gethan. Mit einem hastigen Zugriff zog sie die grünen Vorhänge um die Lampe.

So fiel das Licht der Schlafenden nicht in's Gesicht. Aber nicht das hatte damals den Grund für sein Thun gebildet, sondern das übermächtig in ihm anschwellende Gefühl, sein Wille, sein Vorhaben sei nicht stark genug, den Anblick des stummen Zaubers vor ihm, der durch ein Wort sein wirkliches Eigenthum wurde, länger zu ertragen. Und so konnte es auch Osilie nicht. Ein Kampf sehr andrer Art in ihrer Brust war es, in dem

sie die Siegerin bleiben mußte. Aber ihren Augen that es zu weh, sie fühlten sich auch nicht stark genug, die Schönheit Silvanas länger zu ertragen.

Aus der matten Dämmerung, die nun über dem Raum lag, wandte sie den Blick zum Fenster hinaus. Draußen stand die runde Mondscheibe hoch am wolkenlosen Himmel, breite weiße Lichtstreifen und tiefe Schatten, schwarzer Rauch und wirbelnde Funken flogen blitzesschnell vorüber.

Eine Stunde — und noch eine Stunde. Waren sie kurz oder lang gewesen? Kurz wie ein Herzschlag und lang wie ein Leben.

Einmal fuhr der Kopf Osilies herum. Silvanas Lippen sprachen nochmals im Schlaf: „Todt", und wieder setzten sie nach einem kurzen Anhalten hinzu: „Am Tropenfieber —"

Was sollte das? Wovon träumte sie? Vermischte es sich ihr im Traum, daß der Capitän Lundmark am Tropenfieber gestorben sei? Aber wie gerieth ihre Vorstellung auf das letztere?

Nachdenklich richteten sich die Augen Osilies auf die dämmerüberhüllte Schläferin. Dann schrak sie leicht zusammen; es pfiff, ein Stationsname ward gerufen, der Schaffner öffnete die Thür. Auf dem hellen Zifferblatt eines Gebäudes wiesen die Zeiger auf etwas vor drei Uhr.

„Silvana!"

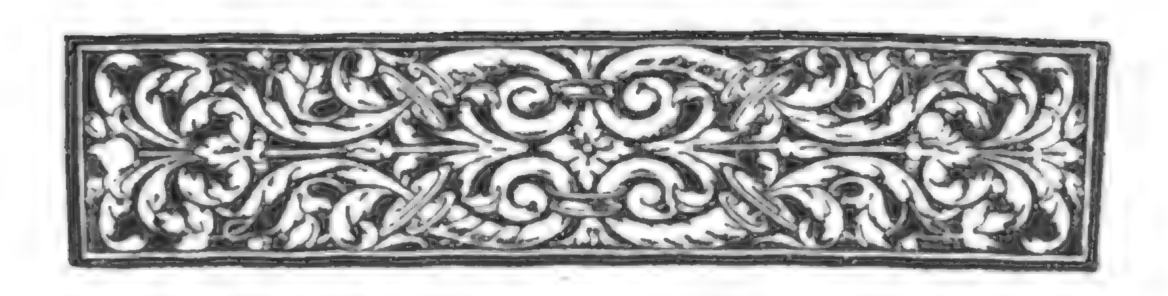
Osilie rief es instinctiv, doch die Schläferin regte

sich nicht. Rathlos sah die erstere umher, zugleich indeß trat ein Diener an den Wagenschlag, zog beim Gewahren der drinnen Sitzenden eilfertig die Mütze und fragte, ob er der gnädigen Frau bei etwas behülflich sein solle. Die Angesprochene versetzte jetzt rasch: „Meine Freundin ist fest eingeschlafen, leisten Sie mir vorsichtig Beistand, sie herauszuheben, sie befindet sich nicht wohl.“ Sie richtete Silvana in die Höh', brachte diese zu stehender Haltung, ohne daß sie erwachte. Doch mechanisch setzte sie im Schlaf die Füße vor, so gelang es ohne erhebliche Schwierigkeit, sie aus dem Coupé und über den völlig nachtstillen, menschenleeren Raum vor dem Bahnhof halb zu führen, halb zu tragen. Hinter dem letzteren hielt ein bedeckter Wagen, in den sie hineingehoben wurde, der, sobald Osilie sich neben sie gesetzt, fortrollte. Auch der Zug that gleichzeitig das Nämliche.

Die Wagenräder rasselten und stießen auf harten Steinweg, aber Silvana lag, von dem Arm Osilies gehalten, ohne Laut und Regung. Nach einer Weile bog das Fuhrwerk in rechtem Winkel aus der anfänglichen Richtung ab, und vor dem linken Fenster tauchte im Mondlicht über eben sich belaubendem Buschwerk etwas Hohes, Bestrahltes und weiß herüber Leuchtendes auf; bald durchrollte der Wagen eine Thoreinfahrt und hielt an. Mägde standen wartend, Windlichter in den Händen haltend, sie maßen Osilie mit stummen, großerstaunten Blicken, doch leisteten den Anordnungen der-

selben mit eifrigstem Bemühn Folge. Silvana ward von ihnen eine Treppe hinauf, in ein Schlafzimmer getragen, hier behutsam so weit entkleidet, daß sie unbeengt in ein Bett zur Ruhe gelegt werden konnte. Darin schlief sie weiter; Osilie horchte, über sie gebückt, noch eine Weile auf ihre Athemzüge, dann nahm sie eine Kerze und verließ das Zimmer.

---



# Neuntes Kapitel.

Ueber Land und See des deutschen Nordens stieg der nächste Morgen, seines Maiennamens würdig, in Glanzhelle auf. Mit manchem Andern hatte der Wind sich über Nacht zur Ruh' gelegt, die Sonne warf ihre Goldstrahlen auf die grünen Wasser des breit an der großen Handelsstadt vorüberfluthenden Stromes. Ruhig wallend zog er jetzt dahin, kein Auge mit einer Ahnung von dem berührend, was er im Geisterlicht der Mondnacht gesehen und vollbracht; wie seit Jahrtausenden, Welle um Welle, dem Meere zuwandernd, um in diesem zu vergehen. Und über ihm und um ihn hob sich der andere Strom, der auch immer gleichmäßig im stätigen Wechsel weiterrauschte, ebenfalls, Welle um Welle, in ein unbekanntes Meer auszumünden und dem Blick, der Kunde auf Erden darin zu entschwinden. Vom Schlaf erwachte das tausendfältige Getriebe des Tages und des Lebens, füllte die Gassen und drängte am unabsehbaren Hafenrand. Ein Kommen und Gehen,

ein Abstoßen und Anlanden, eine unablässig Neues auswerfende Brandung, Nützliches und Thörichtes, Ernstes und Fröhliches, Bekanntes und fremdartig Farbenprächtiges, heute wie gestern, wie morgen.

Nur im Lundmark'schen Hause weckte der Morgen Niemanden vom Schlaf auf, denn über kein Auge dort war er gekommen. Unsichtbar ging durch die Zimmer noch ein dritter, großer, trüber Strom, der grauen Nebel über alle wichtigen und glänzenden Dinge des Lebens draußen warf, sie einen leeren und nichtigen Ausdruck annehmen ließ. Ohne Wort, fast ohne Gedanken wallte die uralte Flut der Trauer daher und breitete ihr zitterndes Wellenspiel über die schlaflosen Augen und Herzen.

So hatten Hedwig Lundmark und Anna das Absinken des Mondlichtes, das bleiche Heraufdämmern des Tagesscheines herangewacht, lange in stummer, dumpfer Betäubung, wie der höchste Schmerz um einen noch nicht glaublichen Verlust sie mit sich bringt. Allein Johannes Schmid saß bei ihnen; er hatte flüsternden Tones Alles angeordnet, um den Augen den entsetzlichen Anblick auf dem Flur zu entrücken, den Todten der triefenden Kleider entledigen, ihn auf das Bett des Gastzimmers legen und bis zum Gesicht mit weißen Leinen verhüllen lassen. So lag Carl Lundmark wie schlafend hingestreckt. Seine Züge besaßen etwas unsagbar Ruhevolles, um seine Lippen schien fast noch ein Hauch des Lächelns geblieben, mit dem

er an der Abendmahlzeit Theil genommen, zu sprechen, er sei zu Hause bei den Seinigen. Es war kein Bild des Schreckens mehr, sondern des Friedens.

Dann führte Johannes Schmid Frau und Tochter an das Todtenlager. Er fragte sich nicht, ob ihm ein Recht zukomme, die Nacht hindurch bei ihnen zu bleiben; er blieb, wie ein Mensch nach einem inneren Müssen in Stunden handelt, die außerhalb der Zeit und des Lebens sind. Doch selbst, wenn er empfunden, daß sie ihn fort, allein zu sein gewünscht hätten, wäre er nicht gegangen. In dieser Nacht war er nicht schüchtern und befangen, auch nicht Anna Lundmark gegenüber. Von ihrem bitterlichen Leid war auch seine Brust weh zerrissen, mit jedem Herzschlag fühlte er es, in jedem Augenblick hätte er für sie mit dem Todten getauscht, statt seiner sich dort so hingestreckt. Aber das fiel nicht möglich, und sein Leben hatte in den nächsten Stunden eine Aufgabe für die Weiterlebenden zu erfüllen.

Er stand mit ihnen an dem Todtenbett, kein Laut ging durch's Zimmer, Geisterstille lag auf den lebendigen Lippen, wie auf den ewig verstummten. Das war nicht gut, das durfte nicht länger fortdauern. Und Johannes Schmid brach das gespenstige Schweigen, ob seine Stimme ihrem Schmerz widrig erklinge oder nicht. Er sprach, wie schön, einem Schlafenden gleich, der Todte daliege, der letzte Gedanke an sein Theuerstes, an die Liebe, die er auf der Erde zurücklasse, schwebe

noch um seine Lippen. Könnten sie noch einmal sprechen, sie würden sagen, sein letztes Denken sei ein Glückgefühl gewesen, daß er in denen, die er geliebt, noch fortleben werde, solange ihre Herzen schlügen. Ein hohes Vermächtniß, das er ihnen hinterlassen, mit jedem Athemzuge sein Gedächtniß zu hüten. Ihr Leben sei sein Denkmal, nicht von Stein, ein niemals erkaltendes der Liebe, bis es auch dem großen Menschengesetz anheimfalle. Doch auch dann werde sein Angedenken noch dauern, als das eines der Besten und Edelsten, der sein Leben in einer That der Liebe geopfert.

Es waren nicht Pastorenworte und nicht Predigerton, in dem Johannes Schmid sprach. Er redete nicht mit trügerisch täuschender Tröstung von dem, woran er selbst nicht glaubte, von einem Wiedersehen, der Wiedervereinigung der Liebe in einem anderen Leben. Die Lüge, auch wenn sie einen Augenblick das Gefühl mit einem gefälschten Troste betrogen, wäre eine Entweihung für das gewesen, womit das tiefste Menschenleid vor dem Unwiederbringlichen, dem Tode stand. Aber die Worte Johannes Schmids erreichten dennoch ihr Ziel eines anderen Trostes. Hedwig Lundmark sprach nach: „Ja, der Beste und Edelste —“ und wie es die ersten Laute ihres Mundes waren, so brachen auch zum ersten Mal Thränen aus ihren Augen. Ihr Schmerz begann zu weinen, und der Annas gleichfalls. Sanft wußte Johannes Schmid Beide aus dem Zimmer zu entfernen, in ein anderes zu führen.

Dort setzten sie sich, der furchtbare Bann des Verstummens war gelöst, nnd sie sprachen von dem Todten.

Das hatte geschehen müssen, damit Alles nicht immer noch wie ein schreckensvoller Traum bedünke, sondern sich dem Bewußtsein als unabänderliche Wirklichkeit eindrücke. Mancher zart empfindenden Seele wäre es unmenschlich grausam erschienen, den Schmerz der Hinterbliebenen nicht zur Ruh' kommen, denselben die Nacht hindurch immer neu aufwühlen zu lassen. Doch Johannes Schmid war noch grausamer, er wollte auch nicht, daß sie schlafen sollten. Die Natur suchte manchmal ihnen die Lider herabzuzwingen, ihre erschöpfte Kraft zu überwältigen. Aber dann widersetzte er sich ihr mit seiner Stimme, sprach wieder, sprach von dem Todten. Immer Neues, Schönes, von jenem im Herzen Bleibendes. Er wollte nicht, daß sie schlafen, ihre Thränen in dieser Nacht eine Stunde des Vergessens finden sollten, um danach aufzufahren und von dem kurz aus dem Bewußtsein Geschwundenen noch einmal mit demselben tödtlichen Aufschrei emporgeschreckt zu werden. Wenn auch der nächste Tag, sie unausgesetzt ihres Verlustes eingedenk haltend, verging, dann war das Unerläßliche geschehen. Dann konnten sie ermattet, in langen tiefen Schlaf fallen, ohne daß ein Traum sie noch zu betrügen, ihnen ein gedächtnißloses Aufwachen zu bereiten vermochte.

So scheuchte Johannes Schmid die Gefahr des

Vergessens von ihren Lidern, bis die Morgendämmerung anbrach, bis die Sonne ihren Goldstrahl in's Fenster warf. Da ging er zum ersten Mal von ihnen, in die Küche hinaus, und auf seine Anordnung brachte die Magd, wie es täglich sonst geschah, das Frühstück. Es zeugte von sehr plumpem Gefühl und Herzlosigkeit bei ihm, daß er nach solcher Nacht an Essen und Trinken dachte, noch mehr, daß er als ungeladener Gast selbst den Anfang damit machte, die Andern an den Tisch lud, als sei es auch für sie ein selbstverständliches Thun. Er sagte, sie müßten die erschöpften Kräfte ihres Körpers erneuern, jede habe die Pflicht, es von der Andern zu fordern. Doch er hatte wieder ein Ziel erreicht, das weit über die Sorge für eine leibliche Bedürftigkeit hinausging. Die Zeit stand nicht mehr still, mit dem Klirren des alltäglichen Geräths setzte das Ticken ihres Pendels sich wieder in Bewegung. Er hatte die Beiden zu einem mechanischen Handeln nach der Gewöhnung des Lebens gebracht.

Und nun tauchte auch aus dem Gewoge eine Erinnerung auf, kam ein Klang zurück, den das Ohr in der Nacht gleichgültig aufgenommen. Aber er weckte jetzt den nach dem ersten Alles übertäubenden Schmerz im Menschenherzen eingeborenen Drang, zu erfahren, sich hineinzuversenken, wie das Entsetzliche geschehen. Hedwig Lundmark hob den Blick — Detlev Hellingborg war durch einen Zufall dabei zugegen gewesen, hatte vergeblich ihren Mann zu retten gesucht —

Johannes Schmid stand schon auf, eilte zur Straße hinab, um Hellingborg zu holen. Daß dieser nicht bereits von selbst gekommen, fiel kaum zu begreifen.

Traf doch gleich darauf schon der Buchhalter der Rodwald'schen Firma in der Lundmark'schen Wohnung ein, um die außerordentliche Theilnahme seines Principals an dem schweren Verlust der hart betroffenen Familie auszudrücken. Herr Rodwald befinde sich in eigner großer Bekümmerniß über die Einbuße eines so erfahrenen und ausgezeichneten Capitäns und würde selbst schon heut' Morgen zur Condolation gekommen sein, wenn ihm nicht grade eine überaus unaufschiebbar wichtige Geschäftsabhaltung dazwischen getreten wäre. Aber am Nachmittag werde er sich jedenfalls einstellen, und er habe sogleich die Vorbereitungen zu einer kleinen Festmahlfeier der glücklichen Heimkehr der Freya rückgängig gemacht, weil er es für schicklich halte, solche Rücksicht auf den unerwarteten Trauerfall zu nehmen.

Frau Hedwig nickte kaum merklich mit den Kopf, und der Buchhalter ging nach der Ausrichtung seiner Condolirungsbetrauung an die Listen der Gewinn- und Verlusteintragung auf seinem Comptoirtisch zurück. Unter die letztere war fraglos mit heutigem Dato die Verunglückung des Capitäns Carl Lundmark zu buchen, denn sie zog voraussichtlich einen erheblichen Ausfall für das diesjährige Geschäft mit Brasilien nach sich.

Da kam Johannes Schmid wieder, mit einem

ungewiß vor sich aufblickenden Gesicht. Er hielt ein großes versiegeltes Couvert in der Hand und schien nicht recht einig mit sich, was er solle und wolle. Aber dann sprach er rasch grad' heraus, Detlev Hellingborg könne nicht kommen, denn man habe ihn vor einer Stunde todt in seinem Bett liegend gefunden.

Es war eine neue unerwartete Todesbotschaft, doch Johannes Schmid hatte recht, sie unumwunden mitzutheilen; im Vergleich zu der von der Nacht gebrachten drang sie nicht in's innerste Herz, konnte derselben kaum noch eine Erschütterung hinzufügen. Hedwig Lundmark sagte nur: „Todt im Bett? Auch er plötzlich gestorben? Er konnte es — er läßt Niemand zurück, dessen Leben er gewesen."

Anna dagegen stieß aus: „Der arme Onkel Detlev — auch er — welche schreckliche Nacht — er war immer so gut gegen mich —"

Ihr häufte es doch noch einen neuen Schmerz hinzu. Johannes Schmid hatte Hellingborg nicht gekannt, fast fiel seiner Eigensucht der Tod desselben nicht unerwünscht. Auch das lenkte von dem einen zermarternden Gedanken ab, in seltsamem Widerspruch durch den Tod in die Bahn des Lebens ein. Er sprach eilig, daß dies Couvert mit der Aufschrift an Anna im Zimmer des Vorstorbenen auf dem Tisch gelegen, wahrscheinlich enthalte es eine Aufhellung des neuen Unglücks. Seiner Bitte nachgebend, öffnete Anna mechanisch das Siegel des Umschlags, aus dem

zunächst ein Blatt mit einer halben Schriftseite in ihre Hand kam. Sie las:

„Ich wollte Deinen Vater für Euch retten, Anna, aber es hat nicht geschehen sollen. Doch ich gehe ihm wohl rasch nach; von der Aufregung und Durchnässung ist der Fieberanfall, der mich bei Euch traf, heftiger zurückgekommen, und ich glaube nicht, daß ich die Nacht überleben werde. Ich konnte deßhalb nicht mehr zu Euch. Leb' wohl, mein liebes Kind, und bewahre mich in Deinem Gedächtniß. Nicht um dessen willen, was hier beiliegt; es ist lange für den Fall eines plötzlichen Todes von mir aufgesetzt und nur ein Zeichen, etwas von mir für dein Leben Zurückbleibendes, für die Tage, in denen Dein junges Herz noch wieder glücklich schlagen wird, was jetzt auch an Trauer darüber gekommen. Vielleicht hab ich Dir zu dieser, ohne es vorher zu ahnen, noch ein wenig Leid angethan, daß Du Deinen Freund Manuel in Deiner Betrübniß auch nicht bei Dir hast. Doch wie das durch meine Schuld wider Willen geschehen, wirst Du wohl brieflich von ihm erfahren. Ich kann jetzt nicht mehr; sage Deiner Mutter, ich sei ihr ein treuer Freund gewesen und hätte gern mein Leben dafür gegeben, ihr das ihres Mannes zu erhalten. Dich aber habe ich sehr lieb gehabt, mein Kind, und darum, hoffe ich, bewahrt Dein Herz das Gedenken an Deinen Onkel Detlev."

Neben diesem Blatt enthielt der Umschlag ein schon vor zehn Jahren verfaßtes Testament Detlev

Hellingborgs, das Anna Lundmark zur alleinigen Erbin seines großen Reichthums einsetzte.

Gleichgültig legte sie das letztere aus der Hand, aber der Brief ließ ihr neue Thränen aus den Augen stürzen. Sie schluchzte: „Ja, ich habe es oft gefühlt, er hatte mich auch lieb — wie der Papa," und ein Gedanke drängte sich ihr durch den Kopf, daß sie unwillkürlich nachfügte: „Wie kam denn auch der Onkel Detlev grade an den Hafen, als das — als es geschah, daß er versuchen konnte, den Papa zu retten?"

Darauf wußte Niemand Antwort, und der sie allein hätte geben können, war gleichfalls für immer stumm geworden. Doch wäre es auch noch so unerklärbar-befremdlich gewesen, von dem Grunde, der Detlev Hellingborg in jenem Augenblick an die Stelle geführt, wo Carl Lundmark den Untergang gefunden, hätte die Frau desselben kein Anhauch einer Ahnung berührt. Das Vertrauen ihrer Liebe konnte durch nichts auf der Erde erschüttert werden, ward es nie. Das Leben hatte es nicht gethan, und der Tod besaß keine Zunge, ihr ein Glück zu nehmen, das ihr geblieben.

Tief konnte in dieser Stunde der zweite, unendlich geringere Verlust sie nicht erschüttern, doch sie sagte jetzt: „Ja, im innersten Gemüth war er edel." Ein Abschiedswort für Detlev Hellingborg, eine Grabschrift war's, die er von ihr verdient hatte.

Nun stand sie auf, wieder zu dem Todten hin-

überzugehen, ihm im hellen Licht des Tages noch, so-
lange es möglich blieb, in's Antlitz zu sehen. Anna
wollte ihr folgen, doch Johannes Schmid nahm dabei
zum ersten Mal etwas gewahr, was ihn sie leise zurück-
halten ließ. Sie trug noch das blaue Seidenkleid, das
gegenwärtig in den Sonnenstrahlen, freudigstes Himmels-
licht um sich werfend, aufleuchtete, und er flüsterte:
„Wollen Sie nicht ein andres Kleid — ehe Sie auch
dort hinüber — es könnte Ihrer Mama weh thun.“

Ja, er hatte recht, wie in Allem, was er that
und sagte. Er war der einzige Halt für die Beiden,
die in diesen schweren Stunden Niemanden auf der
Welt besaßen, als ihn. Und so hielt Anna sich an
seiner Hand, ließ diese nicht, sondern antwortete: „Ja,
das will ich — das muß ich — aber kommen Sie
mit mir — gehen Sie nicht von mir.“

Wie ein hülfloses Kind, das sich im Dunkel
fürchtet, klammerte sie sich an ihn fest, nöthigte ihn,
sie in ihr Zimmer zu begleiten. Mechanisch löste sie
hier schnell die Hafteln an ihrem Kleid und zog es
herab; nun stand sie da, wie der Onkel Detlev sie im
Herbst angetroffen, im rothen Unterröckchen und weißem
Mieder, aus dessen Rändern die weichen, rosigen Schultern
aufsahen, rührend unschuldsvoll und doch nicht ganz mehr
die eines Kindes. Ein Winter war seit jenem Abend
darüber hingegangen, und etwas, um ein Weniges
anders hob und senkte sich bei ihrem schwer bedrückten
Athemzuge die junge Brust. So hastig hatte das

Mädchen sich des Kleides entledigt, daß Johannes Schmid erst halb erschrocken zu sagen oder vielmehr zum ersten Mal wieder zu stottern vermochte: „Ich will — ich dachte nicht — bis Sie fertig sind, Fräulein Anna — verzeihen Sie meine — meine —“

Er wollte zur Thür, doch nun faßte sie rasch und ängstlich wieder nach seiner Hand. „Warum? Habe ich Ihnen etwas gethan? Nein, nicht fort — nur nicht allein — es ist so schwer zu leben — mir ist es so bang — und Sie sind ja unser einziger Freund —“

Einen Augenblick hielt sie inne, dann setzte sie hinzu: „Das ist in all' dem ungeheuren Unglück etwas, was ich doch noch fühlen gekonnt — für Sie, für Ihre Güte. Ich bin ja so reich jetzt, und Sie brauchen sich nicht länger zu sorgen und zu kümmern, können nun immer nur —“

Aber Anna brach mit einem krampfhaften Aufschluchzen der Brust ab: „O Gott — nein — ich bin ja so arm! Ich verstehe nicht, was der Onkel Detlev geschrieben — die ganze Nacht hatte ich gar nicht an Manuel gedacht — doch, was in dem Brief steht — ich weiß nicht, was geschehen ist — aber ich weiß, ich fühle es hier — hier — er kommt auch nicht wieder — er kommt nie wieder!“

Sie hatte ihre Hand beim letzten Sprechen gegen ihr Herz gedrückt, nun warf sie bitterlich weinend beide Arme um Johannes Schmid. Er hielt sie, ihr Gold-

haar lag an seiner Brust, und zwei große Thränen fielen auch aus seinen Augen darauf herunter. Wie in einem zugleich todestraurigen und unbegreiflich seligen Traum stand er, flüsterte mit zitternden Lippen:

„Weine nicht, Kind — sonst muß ich gehn — es ist zu viel für mich. Was sein mag — Dein Leben ist so lang noch — und das Glück kommt ihm noch wieder, Anna. Man muß viel allein tragen auf der Erde, bei dem keine Liebe helfen, sich dafür hingeben kann. Aber wenn meine Hand und mein Herz begnadet werden, es zu können — es je für Dich zu können — weine nicht — komm — ich will Dir Dein Kleid anziehen — wir wollen zu Deinem Vater gehn —“

— — — — — — — — — — — — —

Ueberall im deutschen Norden ob Land und Meer war die Maientagssonne glanzvoll aufgestiegen, selbst über der weiten grauen Wasserwüste der Nordsee. So viel oder so wenig diese im Stande war, die Züge ihres wellendurchfurchten Antlitzes aufzuheitern, that sie's heut' Morgen; aber ihr Lächeln hatte immer noch einen schwermüthigen Ausdruck, und das freudige Licht konnte trübe Schatten nicht bannen, die da und dort in nebelndem Herschwanken aus ihr aufstiegen und, geisterhaften Gestalten mit ringenden Armen gleich, lautlos wieder in die graue Oede hinabsanken.

Da regte sich auf dem Bett einer engen Cajüte zum ersten Mal der Kopf Manuels da Selva und

seine sich aufschlagenden Augen blickten über sich. Ein dumpfer Druck umlagerte ihm die Stirn; sein Ohr vernahm einen gleichmäßig immer wiederkehrenden gluckenden Ton neben ihm, und von einem ebenso gleichmäßigen schütternden Ruck fühlte er seine ruhenden Glieder fortbewegt. Was Beides sei, begriff er nicht. Oder träumte er mit offenen Lidern, daß er sich auf der See, auf einem Dampfschiff befinde?

Er sah an sich hin; auf einem Bett lag er, doch völlig angekleidet. Der kleine, halbdunkle Raum um ihn her war ihm fremd.

Doch nun, dies im Ohr sich stauende Fauchen, das eintönige Klappern und Zischen konnte nur von dem Rauch ausstoßenden Schlot, den Schaufelrädern eines Schiffes herrühren. Gedankenleer raffte Manuel sich mechanisch auf, stieg taumelnd eine Treppe hinan. Auf dem Deck eines großen Dampfers empfing ihn frischer Morgenwind und blitzende Sonne; rings um ihn her dehnte sich uferlose See, nur im Osten versank über dem grauen Wasser, wie ein Wolkenstreifen am Horizont, ein letzter, dunkler Uferstrich.

Träumte er immer noch? Oder befand er sich noch auf der Fahrt von Brasilien nach Europa und hatte nur geträumt, er sei schon in Deutschland gelandet, habe dort einen langen, wunderreichen Winter hindurch gelebt?

In seiner Besinnung rang sich nur Eins wach. Er hatte zuletzt mit seinem Vater in einem dunklen

Zimmer gesessen und war von einer süßen, seligen Müdigkeit überkommen worden. Sonst lag ihm noch ein Nebelgewoge über Allem.

Nur das — das kam ihm auch — warum sein Herz in der Müdigkeit so selig geklopft hatte. Gleichfalls von einem kleinen dunklen Raum stammte der wonnige Schlag her —

Sein Kopf flog verwirrt herum, eine joviale Stimme rief ihn an: „Ausgeschlafen, junger Freund?“

Der Capitän stand vor ihm, setzte lachend hinzu: „Gute Luft für den kleinen Landkater, hält's nicht lange drin am Schädelbord aus, springt hurtig zu den Wasserratten hinunter. Werden angenehme Fahrt nach den Havannah=Glimmstengeln haben; wenn's Glück gut ist, sitzen Sie in fünf Wochen wieder zufrieden bei Vatern und Muttern zu Haus. Schad't nichts, 'mal durchzugeh'n, ist 'ne Narrheit, die jungen Leuten wohl 'mal im Blut prickelt, werden klüger davon, als wenn sie in der Kinderstube geblieben. Eh's mir der Wind wegbläst, Sie haben 'nen Brief in der Tasche, den Sie heut' früh lesen sollen. Giebt ein bischen Abwechslung, und wird wohl 'ne Vernunftpredigt drin steh'n. Na, nehmen Sie's nicht zu schwer, und wenn der Magen nachher 'nen kleinen Aufhelfer braucht, kommen Sie nur zu mir in die Koje. Mein Wandschrank hat 'nen guten Sorgenbrecher.“

Der Capitän ging, Manuels Hand faßte instinctiv

in die Brusttasche, zog einen von der Handschrift seines Vaters an ihn gerichteten Brief hervor.

Was bedeutete das Alles? Völlig verständnißlos noch sah er drauf nieder. Nur das Eine hatte er gefaßt, er war nicht auf der Fahrt von, sondern nach Brasilien.

Eine fremde Schwere lag ihm in den Knieen, ließ ihn nur mühsam das Vorderdeck erreichen. Er sollte den Brief lesen, also stand darin eine Auflösung des unbegreiflichen Räthsels.

Am Bugsprit war es leer und still. An die Plankenbrüstung gelehnt, sah er einige Augenblicke vor sich hinaus, wie das Schiff hastig über die grauen Wellen fortlief.

Ein Zittern befiel ihn plötzlich, eine dumpfe Angst. Der Brief sah ihn so unheimlich an — es überkam ihn mit einem herzklopfenden Trieb der Bangigkeit, denselben in's Wasser hinunterzuschleudern.

Nein — das hatte sein Vater nicht gewollt — das durfte er nicht. Sein Vater liebte ihn — was darin stehen mochte, war zu seinem Wohl geschrieben.

Er setzte sich auf ein zusammengerolltes Ankertau und öffnete den versiegelten Umschlag. Mehrere dicht beschriebene Blätter kamen hervor; auf dem obersten stand: „Lies dieses zuerst, Manuel!"

Es war ein Brief in portugiesischer Sprache, und er las:

„Wenn eine Möglichkeit gewesen wäre, Dich in

Unwissenheit über das zu belassen, was Du lesen wirst, so würde ich zehnfach mein Leben dafür hingegeben haben. Aber Du mußt es erfahren, es ist kein anderer Ausweg vorhanden. Du bist noch ein Kind; nach dieser Stunde wirst Du ein Mann sein: Ich lege eine schwere Last, doch mit ihr eine heilige Pflicht, ein hohes Vertrauen auf Deine Seele, Manuel. Du wirst sie erfüllen, denn Du bist mein Sohn.

Und damit Du es gleich hier im Anfang weißt, was die andern Blätter Dir ausführlich sagen werden: Anna Lundmark ist meine Tochter, Deine Schwester. Der Capitän Carl Lundmark und der Capitän Carlos da Selva sind — oder waren die nämlichen. In diesem Augenblick weiß es Niemand auf der Erde, als Einer, der mir seine Ehre verpfändet hat, zu schweigen, als Du und das Blatt in Deiner Hand. Und Niemand sonst wird jemals Kunde davon erhalten, weder Deine Mutter, noch die Mutter Annas, noch diese selbst. Das ist die Last, die Pflicht, das Vertrauen, die ich auf Dich lege, Manuel, weil es sein muß. Sobald Du diese Blätter gelesen hast, wirst Du sie in die See hinunterwerfen, und Deine Brust allein, Deine Liebe für mich, für Deine Mutter, für Anna behüten das Geheimniß.

Auch Deine Liebe für mich — denn Du wirst mich nicht verdammen, wenn Du erfahren, was auf den andern Blättern steht. Sie waren nicht für Dich geschrieben, sondern in England, als ich glaubte, Alles

sei schon vorüber und ich würde nicht noch einmal heimkommen. Dann solltet Ihr alle wenigstens hören, warum es so gewesen. Aber es ward und war anders, wie ich es damals nicht mehr zu hoffen gewagt. Und in meinem Elend schrie es doch noch wie ein trunkenes Glück in mir auf, denn auf jenen Blättern hatte ich geschrieben: Nur für Euch — für Euch würde ich die tödtliche Last meines Lebens noch wieder auf mich laden, tausendfach so schwer, sie bis zum Ende tragen und selig unter ihr zusammenbrechen, wenn ich als den Lohn meiner Qual vor mir sähe, daß Ihr niemals erführet — was ich trug. — Und eine Stunde lang wähnte ich noch, es könne so geschehen.

Da hatte das Verhängniß Dich zu uns, zu Anna gebracht.

Vielleicht hätte es trotzdem doch noch sein, hätte ich Dir alles dies mündlich sagen können, Manuel — Du wärest wissend und schweigend nach Brasilien zurückgekehrt. Aber für mich war es zu spät — ich hätte es nicht mehr gekonnt. Nicht mehr drüben vor Deinen Augen mein Doppelleben weiterführen, im Bewußtsein Deines Wissens. Mir war noch das Glück beschieden, Alle außer Dir ahnungslos hinter mir zurücklassen zu dürfen, und Höheres konnte ich nicht verlangen. Wenn Du dies liest, habe ich in kurzem Augenblick eine weite Reise in fremdes Land angetreten, von dem Niemand wieder kommt. Doch vor dem Verständniß der Welt nur durch einen beklagenswerthen Unfall.

Niemand sonst weiß es außer Dir — und Du wirst mich nicht verdammen. Du bist ein Mann, und die Natur des Mannes ist anders geartet, als die der Frau, läßt ihn anders urtheilen. Aber bewahre das Schicksal Dein Leben vor einem Zwiespalt, einer übermächtigen Doppelliebe wie der meinigen!

Ja, Anna ist Deine Schwester. Hätte ich das Eine noch mit in's Grab nehmen dürfen, Euch nicht für immer trennen zu müssen! Ihr seid Bruder und Schwester — das ist nur ein Wort, von Menschen ausgeklügelt, Eure Liebe als einen Frevel zu bezeichnen, sie zu scheiden, nicht von der Natur. Wenn Du es nicht wüßtest, wäre es nicht. Aber da Du es weißt, wissen mußtest, dürft Ihr Euch niemals wiedersehen, denn vor Deiner Frau könntest Du das Geheimniß nicht schweigend bis an's Ende ertragen. Du würdest drunter erliegen müssen, wie ich unter dem meinigen, und Euch beiden — das wird meines Herzens letzter Hoffnungsschlag sein — ist noch andres, friedvolles, qualloses Glück bestimmt, von noch unbekannter Zukunft.

So wirst Du aus England beim Anlaufen des Schiffes einen Brief an Anna senden, daß ein unglücklicher Zufall in dem Capitän, der Dich sehen gewollt, Dich Deinem Vater in die Hände geführt. Es wird ja in wenig Minuten seltsame Wahrheit sein. Der habe Dich noch in derselben Nacht auf ein Schiff gebracht, das Dich mit ihm nach Brasilien zurücktrage.

Und von dort wirst Du nach einigen Monaten

schreiben, daß Du Dich mit einem Mädchen verlobt habest, das Deine Eltern Dir schon von früh auf zur Frau bestimmt. Du gedächtest mit treuer Anhänglichkeit des deutschen Hauses, in dem Du einen so schönen Winter verlebt, und Annas wie einer Schwester, und es sei Dir betrübend, daß sie nicht bei Deiner Hochzeit zugegen sein könne. Wie schwer es Dir fallen mag, schreib' es mit fester Hand, Manuel, denn es muß sein! Dein Traum ist zerronnen, und es ist die Pflicht Deiner Liebe, auch das Herz Annas von dem ihrigen zu befreien, es fähig für ein anderes, ihr besser zugemessenes Lebensglück zu schaffen.

Lebe wohl, mein Sohn! Von den Meinigen hier habe ich bereits Abschied genommen, obwohl ich heut' Abend noch einmal eine schwere Stunde mit ihnen verleben muß, um sie zum letzten Mal zu täuschen. Doch eine ebenso schwere Stunde steht mir noch bevor, auch Dich mit einer Täuschung zum letzten Mal in die Arme zu schließen, Dir einen Trunk zu bereiten, der für Dein Weiterleben, für das Aller nöthig ist, die ich liebe.

Deine Mutter allein von ihnen sehe ich nicht mehr. Von ihr ging auch ich ahnungslos, daß es zum letzten Mal sei, und doch war ihre Liebe die eine Hälfte meines Lebens. Wenn Du sie bei der Heimkunft in die Arme schließt, so sei Dein Kuß auch ein Abschiedskuß für sie von mir, Manuel! Sei ihr ein treuer Sohn, die Stütze, die ich ihr nicht mehr sein kann! Sie ist eine

Tochter ihres Landes und wenig außerhalb desselben in der Welt erfahren; Du wirst es nicht schwer haben, sie eines Tages durch die Trauernachricht zu überzeugen, daß ich irgendwo an einer Küste mit einem Segelboot verunglückt und nicht aufzufinden gewesen. Dann tröste sie; auch das wird Dir bei ihr leichter fallen, als bei der Mutter Annas, denn sie ist gläubigen Sinnes und vertraut auf ein Wiedersehen in andrem Leben.

Wir wissen, daß es ein Abschied auf immerdar ist, Manuel — lebe wohl, lebe glücklich, so lange, bis Du mir nachkommst!

Dein Vater
Carlos da Selva."

Die Schrift der letzten Seite des Blattes zeigte sich mit fliegender Hand hingeworfen, man sah, daß die Zeit dem Schreibenden gedrängt und daß er doch nicht zu enden vermocht hatte. Die anderen Blätter waren die von Carl Lundmark in Plymouth beschriebenen; ihnen folgte, im Einzelnen berichtend und erläuternd, die Geschichte der Doppelehe nach, welche Detlev Hellingborg vor noch nicht vierundzwanzig Stunden Hedwig Lundmark erzählt hatte, ohne daß diese eine Ahnung berührt, vom wem er gesprochen.

Nun hatte Manuel da Selva Alles beendet. Sein Gesicht zeigte, daß Ungeheures in ihm vorgegangen, trug eine Farbe des Todes, als sei, solange er gelesen, das Herz in ihm stillgestanden. Doch von seinem

Munde kam kein Laut; nur wie er an den Schluß des letzten Blattes gekommen, legte es sich ihm lichtlos schwarz über die Augen.

So saß er eine Zeit lang, dann fuhr er wie von einem gewaltigen Stoß emporgeschleudert in die Höh'. Um ihn war Alles noch wie zuvor, der Wind, die Sonne, das Meer, nur der letzte Uferstrich im Osten lag jetzt versunken. Noch einen Augenblick, da warf er, dem Gebot seines Vaters gehorchend, die Blätter vor sich nieder in die See.

Danach griff er an seine Brust, zog etwas hervor, das er auf seinem Herzen getragen, ein Seidenblatt, aus dem er eine goldblonde Locke hervornahm. Auf die drückte er krampfhaft fest und lange seine Lippen. Nun sprach ein irrer Kampf sich in seinen thränenlosen Augen aus, eine Uebergewalt schien ihn zu ziehen, die Locke wieder an sein Herz zurückzupressen. Aber jählings warf er sie mit starker Hand den Blättern nach.

Die grauen Wellen der Nordsee hoben spielend das blonde Haar, einen Augenblick lang leuchtete es wie ein Sonnenstrahl über ihnen, doch schnell zogen sie es zu feinen, in die Tiefe hinabschwindenden Goldfäden auseinander —

Und aus den Wassern kam ein Schauer,
Wie über Grüfte geht der Wind —
Ein Aufsturm war's der großen Trauer,
Die um den ganzen Erdkreis rinnt.

So fühlt' er es mit tiefstem Beben,
Und schauernd seine Brust umfing
Ein Todesfrost. Es war das Leben,
Durch das ein Riß im Innern ging.

— — — — — — — — — — — — — —

Um ziemlich viel später — denn die Sonne stand schon im Mittag — schlug Silvana in ihrem Bett zum ersten Male die Augen auf. Doch sie wußte gleichfalls nicht, wo sie sei, und konnte sich auf nichts besinnen. Ein hoher, nie gesehener Raum lag in abgedämpftem Licht um sie, an den Fenstern mußten dunkle Vorhänge herabgelassen sein.

Dann regte sich etwas, kam an sie heran, und die Stimme Osilies fragte, wie sie sich fühle.

Wie die Angesprochene mechanisch erwiederte: „Sind wir bei Dir am Rhein?“ versetzte die erstere: „Nein — erinnerst Du Dich garnicht, daß es Dir unterwegs auf der Eisenbahn unwohl ward und wir die Fahrt abbrechen mußten? Zum Glück befanden wir uns auf einer Station nicht weit von dem Landhause einer mir bekannten Familie, aber ich hatte Mühe, Dich hierher zu bringen.“

„Ja, Du hast viel Mühe mit mir — es wäre besser, Du hättest keine mehr — Dir und mir.“

Silvana antwortete es müden Tones; sie erinnerte sich an nichts, doch zeigte auch keinerlei Interesse für das, was mit ihr vorgegangen und wo sie sich befinde. Den Eindruck, den ihre Stimme und sie selbst weckte,

war der eines Instrumentes, an dem eine Saite zersprungen sei. Ofilie horchte auf den sonderbaren Ton, ohne ein Verständniß desselben gewinnen zu können. Sie sagte: „Es ist Dir vielleicht am wohlthätigsten, noch etwas liegen zu bleiben," und Silvana gab halb vernehmlich zurück: „Ja, laß mich liegen — nicht aufstehen."

Theilnahmlos und matt entgegnete sie auf das, was die nun sich zu ihr an's Bett Setzende sprach, und doch war es dieser ab und zu, als verhehle sich unter dem apathischen Anschein etwas im Innern zitternd Erregtes. Manchmal hob die Liegende den Blick, als suche sie auf eine ungesprochene Frage eine Antwort im Gesicht der Freundin zu lesen, und auch ihre Lippen schienen sich zu einer Frage öffnen zu wollen. Allein es war, wie wenn eine Scheu, mehr als das, eine Angst ihr den Mund wieder zuschließe.

So vergingen wohl Stunden. Da lauschte Ofilie einmal auf ein merkwürdiges, von Silvana gesprochenes Wort. Diese sagte, leise fragend:

„Was fehlt mir? Mich däucht, ich fiebere — habe ich vielleicht das Tropenfieber?"

Was für ein seltsamer Einfall. Wie konnte sie dazu kommen?

Doch im Gedächtniß der Hörerin knüpfte es sich plötzlich an. Das nämliche Wort hatte die Träumende zweimal auch in ihrem narkotischen Schlaf gesprochen und „todt" voraufgesagt.

Was ging in ihr vor? Unwillkürlich kam es Osilie, zu erwiedern: „Das ist wohl möglich, Silvana.“

„Und daran —“ die letztere hielt unschlüssig einen Augenblick an — „nicht wahr — daran kann man sterben?“

„O nein!“

Wie Osilie es entgegnet hatte, fühlte sie erst, daß die Fragende ein „Ja“ darauf erwartet habe, und fügte rasch nach: „Ich meine, Du sicherlich nicht — sonst, ja, kann es wohl geschehen.“

„Denn mir ist's so — als hätte ich gehört — daß Jemand daran gestorben sei.“

Offenbar suchte Silvana etwas zu erfahren. Aber was? Wer sollte am Tropenfieber gestorben sein? Osilie fragte: „Wen meinst Du?“

„Jemanden, der dort — in den Tropenländern — war, ich weiß nicht, wo.“

Welche seltsame Angst des Aufblicks begleitete die Antwort! Die Augen hingen mit regungslosen Wimpern an dem Gesichtsausdruck der Befragten.

„Wo hast Du denn das gehört, Silvana?“

„Ich glaube — heut' Nacht —“

Im Traum also. Hatte der ihr etwas vertauscht, — etwa aus dem Anblick des todten Capitäns Lundmark?

Auf einmal durchschoß den Kopf Osilies ein Gedanke. War das vielleicht das Unvorhergesehene gewesen, auf das sie eine Hoffnung gesetzt?

Leichthin erwiederte sie: „In den Tropenländern? Ich weiß von Niemandem, der dort — als — ja, Herr von der Heide, habe ich gestern gehört.“

Die Augen Silvanas klammerten sich über athemloser Brust in diejenigen der Sprecherin, die gleichmüthig fortfuhr:

„Ich vergaß, es Dir zu erzählen, daß wir beide von ihm befreit sind. Ja, der ist am Tropenfieber gestorben.“

„Todt — ich wußte es —“

Silvana legte den Kopf zurück; die tonlos hervorgekommenen Worte hatten gesagt, sie habe erfahren, bestätigt erhalten, was sie wissen gewollt. Doch zugleich auch stand Alles vor der Erkenntniß und der Empfindung Osilies klar erhellt. Ein Traum hatte die unbeweglich jetzt vor ihr Ausgestreckte getäuscht und wundersame Wirkung geübt. Es war die Saite des Stolzes, die in Silvana zersprungen, und von dem Doppelleben, das sie geführt, nur die andre Hälfte geblieben, die den Todten, den unwiederbringlich Verlorenen liebte.

Osilie athmete tief auf, blieb lange Zeit stumm an dem Bett sitzen. Dann nahm sie die haltlos sich ihr überlassende Hand Silvanas und sagte:

„Ja, er ist nun todt und mein Leben von ihm befreit. Aber für Dich hat die Nachricht mir eigentlich leid gethan. Ich hatte gedacht, Du könntest ihm vielleicht doch noch einmal vergeben, denn ich erfuhr von

der alten Dienerin, daß er Dich doch in Wirklichkeit unendlich geliebt hat und von seiner Verzweiflung über Deinen Verlust unter die Tropen fortgetrieben worden war, um dort den Keim seines Todes zu holen. Von seinem Mißtrauen verleitet — und er kannte Dich zu wenig — hatte er unbedacht gehandelt; doch er war, von Reue und Liebe überwältigt, Dir in jener Nacht gleich aus dem Pächterhause nachgestürzt, um Dich zurück zu holen, Dir Alles zu offenbaren. Aber die Nacht war zu dunkel, er wußte nicht, wohin Du fortgelaufen seiest, und suchte in falscher Richtung nach Dir."

Die Hand Silvanas hatte sich wie mit einem Krampf um die Osilies zusammengezogen; sich halb aufrichtend und die letztere starr anblickend, fragte sie:

„Das hat er in der Nacht gethan?"

„Von den Todten soll man ja das Gute reden, was sie besessen."

„O und Dein Haß verschwieg es mir, als er noch lebte!"

„Dein Haß wollte ja nichts als Schlimmes von ihm hören, Silvana."

Draußen mußte der Nachmittag schon ziemlich weit vorgeschritten sein, das durch die dunklen Fenstervorhänge dringende Licht ward noch matter. Eine Weile herrschte lautlose Stille im Zimmer, schweigend hielt Osilie nur den Blick auf das Gesicht der mit geschlossenen Lidern vor ihr Liegenden geheftet. Dann

sagte Silvana in einem Ton, der etwas Fremdartiges unter sich barg:

„Es muß spät sein; ich bitte Dich, mich allein zu lassen, ich will aufstehen.“

„Wenn Du Dich stark genug fühlst —“

„Ich bin nicht krank mehr.“ Die Antwortende machte eine kurze Pause, ehe sie beifügte: „Geht noch ein Zug?“

„Ja, ich glaube, wir können noch bis gegen Mitternacht an den Rhein kommen.“

„Nein — nicht zu Dir!“

Es flog Silvana vom Mund; nun fuhr sie erklärend fort: „Ich habe mich bedacht, meinte, ob noch ein Zug nach Norden gehe, denn ich halte es doch für meine Pflicht, in mein Vaterhaus zurückzukehren.“

„So will ich mich erkundigen.“

Ofilie erwiederte es gleichmüthig, ohne nach einem Beweggrunde dieser seltsam plötzlichen Willensänderung zu fragen. Sie trat an's Fenster und schlug einen Vorhang auseinander, daß Licht einfiel. Die Worte: „Nein — nicht zu Dir!“ vibrirten ihr im Ohr nach. Gestern hatte Silvana zu ihr gewollt, um einem gemeinsamen Hasse zu leben. Jetzt stieß sie es heftig zurück, mit der zusammen zu bleiben, die einen Todten haßte und deshalb Gutes von ihm verschwiegen hatte, als er noch gelebt.

„So komme ich wieder, wenn Du Dich angekleidet hast, Silvana, und bringe Dir die gewünschte Nachricht.“

Ofilie ging, die Zurückgelassene wartete noch ein paar Secunden, dann verließ sie das Bett. Doch wie sie sich auf die Füße stellte, schwankten ihr die Knie, sie mußte sich an einer Stuhllehne halten. Niemand hätte sie als dieselbe erkannt, die sich gestern Mittag in der Bodenkammer des Lundmark'schen Hauses mit flammendem Stolz vor Ofilie aufgerichtet; wie ein hülfloses Kind stand sie in der weiß an ihr herunterfallenden Linnenhülle. Mühsam warf sie einige Kleidungsstücke über, benutzte mechanisch das in einer Kanne bereit stehende Wasser, um ihr Gesicht hineinzutauchen, das blaß und kalt war, und doch war's ihr, als müsse sie es kühlen. Ohne in den Spiegel zu blicken, vollendete sie ihren Anzug; an ihr von der Nacht halb gelöstes Haar dachte sie nicht, das lichtbraune Gelock fiel ihr über den Nacken, auf die Schultern herab. So trat sie an's Fenster und sah mit leeren Augen hinaus.

Draußen lag schon abendlich röthliche Sonne auf maiengrün knospenden, halb belaubten Büschen und Baumwipfeln eines sorglich gehaltenen, weithin sich dehnenden Gartens. Er schien der Park eines vornehmen Landschlosses zu sein, von dem man rechts hinüber einen alten Flankenthurm gewahrte. Hyacinthen, Crocus und Tulpen warfen von großen, dichtblühenden Beeten eine lachende Frühlingsfarbenpracht auf; weiter drüben flatterten weiße und buntschillernde Tauben um das Dach einer für sie errichteten zierlichen Behausung, ihr freudiger

gurrender Ruf drang bis durch das geschlossene Fenster herüber.

Doch Silvana hörte es nicht, sah von Allem vor ihrem Blick nichts. Sie dachte auch nichts, als ein Einziges: Daß kein Schlag des Lebens mehr in ihrer Brust vorhanden sei. Und sie wußte jetzt auch, warum. In einer Regennacht hatte sie ihr Herz zurückgelassen, und es kehrte ihr nicht wieder. Alles, was sie seit jener Nacht gethan, war immer nur ein fruchtloser Kampf gewesen, die unermeßliche Sehnsucht nach dem verlorenen Herzen in sich selbst zu tödten. Doch vergeblich — jetzt erst war es todt. Aber nicht durch sie, ausgelöscht von einer eisigen Hand, von der unerbittlichen, unwiederbringlichen des Todes.

O hätte sie damals im Dunkel einen andren Weg eingeschlagen — hätte sie früher erfahren, daß er —

Da kam Osilie zurück. „Bist Du bereit, Silvana?“

Die Befragte zuckte zusammen. Aus der dumpfen Verworrenheit gedankenleeren Empfindens drängte es sich ihr hervor: Osilie war doch ihre Todfeindin gewesen — immer — immer, aller Jammer ihres Lebens stammte von jener her.

Sie stieß die Hand derselben, welche die ihrige fassen wollte, von sich. Osilie sagte, als ob sie nichts davon empfunden: „Wenn Du mir folgen willst, ich habe Jemandem drüben mitgetheilt, daß Du Auskunft von ihm wünschest, und er wird sie Dir geben.“

Gelassen schritt sie durch einige große, reich ausgestattete Räume voran, dann sprach sie: „Hier,“ öffnete die Thür eines kleinen, von der letzten Abendsonne wie mit Gold angefüllten Thurmzimmers, ließ, sich zur Seite drehend, ihre Begleiterin über die Schwelle treten. Doch sie folgte nicht nach, sondern blieb, die Thür hinter jener wieder schließend, zurück.

Im ersten Augenblick nahm die aus dem verschatteten Nebenraum Gekommene nichts gewahr, die goldenen Lichtfäden spannen sich ihr wie ein Schleiergewirk vor den Blick. Da sprach aus diesem hervor die bebende Stimme einer ihr regunglos entgegensehenden Gestalt:

„Silvana —“

Sie schrie auf, Alles drehte sich plötzlich um sie herum, der Boden schwankte ihr unter den Füßen, ein letztes Gefühl sagte ihr, sie falle durch ein Gewoge von Goldlicht in die Tiefe. Doch ehe sie wirklich umzuschlagen vermochte, hatten die Arme Ortlofs von der Heide sie erreicht, umfaßt, hielten und hoben sie, betteten die halb Bewußtlose auf eine Ruhbank nieder. Und vor ihr knieend, flüsterte er:

„Silvana — kannst Du mir vergeben, auch wenn ich noch lebe?“

Sie fuhr mit der Hand nach der Brust — da — ihr Herz war wieder da. Zum Zerspringen klopfte es, drängte ihr übergewaltsam mit dem Schlag zwei Worte über die Lippen: „Nicht todt —“

Und nun stieß sie einen andern, einen Schrei namenlosen Glückes aus: „Nein, nur nicht todt!“ und schlang beide Arme fest, unlöslich um den Nacken ihres Mannes, als müsse sie ihn noch vor einer nach ihm ausgestreckten Hand des Todes beschützen.

Osilie war aus dem Nebenzimmer in ein weiter entferntes gegangen, stand dort im Reiseanzug, durch's Fenster niederblickend und auf etwas wartend. Lange Zeit, doch wußte sie nichts vom Vergehen derselben. Unbeweglich lehnend, sah sie die Sonne am Horizont verschwinden, ein bleiches Licht sich draußen über das Frühlingsgrün legen, leise die Dämmerung hereinbrechen. Und in dieser gewahrte sie sich selbst drunten im Park, Hand in Hand mit Ortlof von der Heide durch solchen Maienabend daherkommen.

Nun rollte ein Wagen, der Räderton schlug ihr an's Ohr, riß sie aus ihrer zeitlosen Versunkenheit auf. Endlich! — sie wandte sich hastig um, das Schloß zu verlassen, doch zugleich fuhr sie jäh zurück, blickte in zwei Gesichter, die von traumhafter Seligkeit leuchteten. Von beiden her streckte sich ihr eine Hand entgegen, und Ortlof sprach tief bewegt: „Ich danke Dir, was Du für sie und so auch für mich gethan hast.“

Leise fügte Silvana hinzu: „Verzeih' mir —“

„Was? Ich versprach ja, Dich glücklich zu machen, Silvana, wenn ich es könnte.“

Osilie drehte sich schnell, scheinbar, um einen Blick durch's Fenster zu werfen, ab. Sie hatte es gekonnt,

doch dies noch zu tragen, länger hier zu stehen, ging über ihre Kraft. „So lebt glücklich!“

„Was willst Du?“

„Der Wagen wartet auf mich, ich habe Eile zum Zug.“

Sie ging rasch, Ortlof nicht mehr anblickend. Silvana eilte ihr auf den Flur nach, schlang den Arm um sie und flüsterte:

„Ist Dein Haß gegen ihn noch so unversöhnlich, Ofilie? Wir können uns doch nicht hier, nicht so für's Leben trennen, ich kann es nicht. Sag' mir zum Abschied, daß wir uns wiedersehen, daß wir beide zu Dir an den Rhein in das schöne, friedliche Haus kommen dürfen — daß Dein Herz milder an ihn gedenken will.“

„Ja, ich will's versuchen — nur jetzt noch nicht — wenn der Sommer vorübergeht, da kommt! Nun laß mich — geh' zu ihm — dorthin gehörst Du!“

Ofilie küßte heftig die Lippen Silvanas, die Ortlof von der Heide eben vorher zum ersten Male mit Küssen bedeckt gehabt, man gewahrte es an ihrem rothen Blühen. Dann stand die letztere wieder neben ihm, von seinem Arm umschlungen. Drunten rollte der Wagen davon, sie schauten ihm nach, aber es bog sich kein Gesicht heraus, nach ihnen zurückzublicken.

Jetzt kehrten sie in's Thurmzimmer. In Silvanas Innerem bebte noch immer das eine Wort: „Nicht todt!“ Doch schreckhaft kam nun daraus das Gedächt-

niß an den todten Capitän Lundmark über sie, an die Trauer, die in dieser Stunde dort im Hause, im Herzen Annas herrsche. Sie sprach es aus, und ihr Mann erwiederte, jetzt erst von dem Unglück vernehmend:

„Das arme Ding — und sie hat auch zu unserm Glücke beigetragen, daß ihr liebes Kinderherz mir nicht hehlen konnte, wo Du seiest. Ohne sie hätte ich Dich nicht zu finden gewußt, wenigstens so bald nicht, hielte gewiß heute nicht Deine Hand — und ob ich's noch lange ertragen, Dich umsonst zu suchen, weiß ich nicht; ich glaube, es hätte nicht des Tropenfiebers bedurft, das mein seltsamer Abendgenosse von Bahia mir anzusehen vermeint. Ist's Dir recht, so wollen wir Deine Freundin Anna auffordern, mit ihrer Mutter den Sommer hier zuzubringen; die stille Natur in fremder Umgebung hält besseres Heilmittel für solchen Schmerz bereit, als das Tagesgelärm der Stadt um die altvertrauten, verödeten Räume. Doch nun wollen wir an uns gedenken, denn dieser Tag, diese Stunde ist unser. Setzen wir der Trauer, die sich nicht von der Erde bannen läßt, die Freude des Lebens entgegen! Sie ist ebenso alt und hat das gleiche Recht an uns. Ja, das Schlimmste thut der Mensch dem Menschen an, doch auch das Beste. Thu' es mir —"

Er beugte sich vor und küßte die von seinem Arm Gehaltene. Es war tiefe Dämmerung geworden; einen Augenblick stand Ortlof verstummt, dann fragte er hastig, wie aus verhaltenem Athemzug:

„Willst Du nicht Dein Haus besichtigen, Silvana, darin Du jetzt Herrin bist?“

Sie antwortete unwillkürlich: „Es ist für heute wohl schon zu dunkel.“

„Doch nicht — komm —.“ Er faßte ihre Hand, öffnete die Thür zu einem noch nicht von ihr betretenen Nebenzimmer, aus dem ihr ein süßer Frühlingsblumenduft entgegenkam. Zugleich indeß hielt Ortlof noch einmal an, streckte seine freie Hand nach einem Gegenstand auf einem Wandtischchen und sagte lächelnd:

„Du vergißt Deinen Kranz, Silvana.“

Er hielt einen feinblättrigen Myrtenkranz, mit einer Rose zusammengeschlossen, von der man noch eben unterschied, daß sie roth leuchtete. Rasch setzte er denselben nun auf das gelöst herabfallende braune Haar seines jungen Weibes. Ueberrascht stand Silvana während dieses Geschehens lautlos und regungslos da; es schien nur, als ob die Rose über der Stirn plötzlich auch auf diese und auf die Wangen darunter ihre rothe Blüthenfarbe mit ausbreite, aber zu dunkel schon war's, um es deutlich zu erkennen, und im nächsten Augenblick schloß die Thür des Blumenzimmers sich hinter Ortlof und Silvana von der Heide.

---

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

24.05


Princeton University Library
32101 068391661

This Book is Due